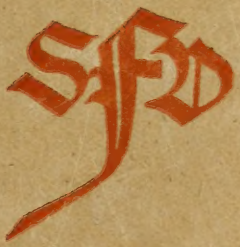
3 1761 06185364 4

Das Logbuch

von

Otto Flake



S. Fischer, Verlag
Berlin

Digitized by the Internet Archive
in 2010 with funding from
University of Toronto

http://www.archive.org/details/daslogbuch00flak

S&F

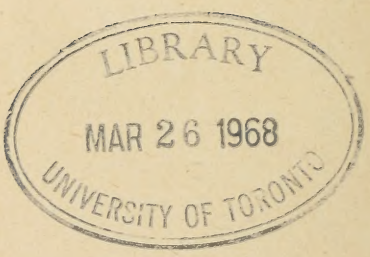
Otto Flake

Das Logbuch

1918

S. Fischer, Verlag
Berlin

PT
2611
L2L6



16.—20. Auflage
Gedruckt während der Kriegszeit auf Papier mit Holzschliffzusatz
Alle Rechte vorbehalten, besonders die der Übersetzung
Copyright 1918 S. Fischer, Verlag, Berlin

Inhalt

Logbuch 11

Paris (1912)

Quelle idée 15
In medias res 16
Die Volksseele 18
Liberté, égalité 19
Die Botschaft 19
Die Verheißung 20
Der große Dienst 21
Zwölf Schläge 23
Quai des Bourbons 25
Sonnenfinsternis 27
Die Morgue 30
Die Signale 31
Hartes Brot 33
Menschenkenntnis 34
Napoleon 36
Heine 37
Bei den Tieren 39
Die kleine Engländerin 42
Jaurès 45
Symbol 47
Ein verlorenes Idyll 49

Die Tote 52
Schauspielerin 55
Freundinnen 57
Père Lachaise 58
Die Mouche 60
Deutsch-Französisches 62
Kleine Woche 65
Bei den Tänzerinnen 71
Amerika 77
Lesewoche 79
Madame Jeanne au troisième 79
Tango 91
Über der Stadt 94
Abschied 97

Erzählung: Holm (1915) 101

Konstantinopel (1914)

Annäherung 151
Die Brücke 154
Die Zöllner 157
Landsleute 160
Ein wenig Statistik 167
Das Arsenal 172
Bekenntnis 174
Grand' Rue 178
Bei den Buchhändlern 186
Das Haus 191
Die Gäste 197
Auffahrt am Abend 201
Fragment 208

Sommer 1915 (1915)

Schwarzwaldbad 217
Luxemburger 219
Die Ameisen 222
Der Elsässer 225
Veurne 233
Deutschland 237
Adrian 241
Jeannette 249
Frankreich 253
Sonntag 256
Die Schlange 259
Soldaten 262
Christine 265
Die Lichtung 272
Perle des Allgäus 277
Luftbad 279
Silberstunde 281
Märchen 283
Glück 283
Der See 286
Flirt 288
Wandermädchen 289
Abbruch 290
Bayreuth 292
Schneeberg 295
Melancholie 298

In Brüssel (1916)

Panorama 303
Okkupation 308

Kehraus 319
Besuch in Mecheln 322
Belgier 332
Botanische Gärten 342
Oberstadt 347
Löwen 351
Die Kuh 359
Mittelalter 364
Ninon 367
Barabende 375

Erzählung: Der Tausch (1916) 381

Logbuch

Die alten Kapitäne, die auf schwankenden Gallonen in See stachen und über den gewölbten Buckel des Meeres segelten, um hinabzufahren in die Länder der Antipoden und jenes Amerika, von dem sie nicht recht wußten, ob es Indien sei, führten ein Tagebuch.

Der Reeder las es dann mit der Brille auf der Nase und versah es mit seinem Stempel, denn Ordnung muß sein — aber ein wenig mehr als das Journal einer schiffahrttreibenden Aktiengesellschaft von heute war ein solches Logbuch.

Wie ein Foliant in Fausts Studierzimmer lag es auf dem gedunkelten Tisch in der Kajüte, und mit einem Gänsekiel malte der Alte gotische Schnörkel hinein — Schnörkel, in denen Abenteuer und schreckliche Angst, gespenstige Begegnungen und unbekannte Funde, die des Weges geschwommen kamen, aufgezeichnet wurden.

Rebellionen, Windstillen, Hungersnot, Stoßgebete, Mord und Plünderung, Habsucht und Verwegenheit, Gold und Frauen, alles, was das Leben wirklich und traumhaft macht, kam auf die Blätter des Logbuches.

Und da es leicht ist, ein Buch zu schreiben, aber schwer, einen Titel dafür zu finden — alle sind schon

weggenommen und es wird eine Kalamität — habe ich nach diesem Wort gegriffen.

Zwar geht die Fahrt nicht weiter als nach Konstantinopel und Paris, aber das tut ja nichts.

Von der Seine bis an den Bosporus sind mir willkürliche und bemerkenswerte Dinge begegnet, wie jenen Schiffern zur See, und das Leben hat sich nicht weniger in einen Abtanz der Erregungen aufgelöst. Noch immer ist es grell, tief, glühend und jung.

Paris

Quelle idée!

Auf der Fahrt nach Paris saß ich mit einem französischen Rentner mittleren Alters zusammen.

In diesem Alter benutzt der kleine Mann die ersten zwei oder drei Morgenstunden dazu, Nase und Rachen vom Schleim der Nacht zu befreien.

Nachdem er den Wagen vollgespuckt hatte, gelang es ihm, den Pfropfen, den er meinte, aus den Tiefen der Luftröhre an das Tageslicht eines Februarmorgens zu fördern.

Die Luft war schlecht, und ich wollte ein Fenster öffnen — sofort schwoll der Husten des Nachbars bedeutsam an; es lag eine ganze, beredte Mahnung darin.

Ich stand also ab, aber als der Zug in Chalons hielt, öffnete ich ein Fenster, tat, als wolle ich eine Flasche Champagner kaufen und könne mit dem Jungen nicht einig werden: in dieser Zeit strömte Luft ein.

Der Nachbar knurrte, doch er konnte nichts machen. Aber kaum fuhren wir wieder, da stand er auf und schloß das Fenster:

„Quelle idée," sagte er dabei.

In diesem „Quelle idée" ist halb Frankreich, das ganze Bürgertum, alles was chinesisch an Frankreich ist.

Im Sommer macht man die Fenster auf, im Winter

schließt man sie — wem das nicht im Blute liegt, ist ein unklarer Kopf, mit dem man nur Mitleid haben kann.

Dieser Bürger fühlte, was die Griechen fühlten, wenn sie die Fremden Barbaren nannten — Leute ohne innere Zucht, ohne Tradition, ohne Sinn für das, was sich durch die Weisheit der Väter und der Familie herausgebildet hat.

In medias res

Für einen Franken bekommt man einen Platz, den Kaffee oder das Schälchen eingemachter Kirschen inbegriffen; Maler in Samthosen, die ihre Bärte pflegen werden, wenn der Erfolg sie zu Bürgern gemacht hat; Kommis des Staates und der Industrie, die so ramponiert aussehen, weil ihre Frauen zu viel Geld für Puder und Schminke brauchen; Lebewelt, die sich encanaillieren will.

Auf der Bühne nichts von der Vielfältigkeit eines deutschen Varieteeprogramms — wozu Akrobaten, dressierte Hunde und ähnliches langweiliges Zeug? Hier gibt es nur in ewigem Gleichmaß eine Soubrette und einen Komiker, einen Komiker und eine Soubrette.

Auch sie tragen im Grund nur eines vor: Cochonnerie. Von einer unbegrenzten Deutlichkeit der Geste und des Wortes.

Aber was man ihnen nicht nehmen kann, ist das innere Temperament. Ist das Publikum lau? Wir werden schon sehen ... Sie setzen ihre ganze Verve daran, es zu erwärmen.

Sie tun das nicht, weil sie dafür bezahlt werden, sie tun es, weil sie Franzosen sind.

Ein paar Menschen zusammen oder gar ein Haus voll, und nicht aufgeweckt, lärmend, amüsiert? Das gibt es nicht: der Kerl und das Frauenzimmer auf der Bühne dirigieren die Masse, sie zwingen sie, sie kommandieren sie, und siehe, nach fünf Minuten singt bereits der ganze Saal den Refrain zu einer neuen Musik mit, er wird ein Tier, das sich endlich in Bewegung gesetzt hat.

Und nun kehrt sich das Verhältnis um, nun stachelt er die Bühne an, verlangt immer Frecheres, immer Deutlicheres, und es müssen die Sterne heran, die Sterne der Apachen und der Vorstadt.

Welch ein Kanaillenvolk, vor dessen Lebensenergie man doch einen Respekt hat. Beobachte die Weiber im Publikum; sie drehen sich nach ihren Geliebten oder auch Männern um und sehen ihnen in die Augen, indessen der Saal singt:

Elle avait un chien . . .
Elle avait un chat . . .
Et comme le petit chien . . .
Le chat léchait le chien le chien léchait le chat.

Unter dem Einfluß des Rhythmus, des Blickes und der Worte werden die Männer, die alle ein wenig grau und ausgemergelt aussahen, belebt. Sie schieben die Hüte über die Stirn zurück, sie bekommen die frechen Gesichter von Zuhältern.

Gier, Skrupellosigkeit und Materialität ist auf diesen Männergesichtern . . . Grattez le peuple et vous trouverez l'Apache, könnte man von ihnen sagen.

Die Volksseele

Die Herzensroheit in den Tiefen des Volkes — heute mittag, an der Porte d'Orleans, fand ich einen Beweis dafür.

Ich schritt auf die Kirche von Montrouge zu, vor der eine Reihe Kutschen gleichmäßig, eine neben der andern, in Front, aufgefahren war, als warte eine Schar gezügelter Reiter nur auf das Zeichen, um loszustürmen, in den Feind hinein.

Einer der Kutscher steht am Flügel neben seinem Wagen, ich will ihn anreden, aber er sieht mich nicht, er tut etwas anderes: dicht über dem Boden, wo ein kleiner Vogel ein Haferkorn vom Überfluß der Pferde aufpickt, schwingt er seine Peitsche; das Tierchen wird getroffen und sucht schmerzlich piepsend und schon halb lahm, weiterzuhüpfen.

Der Kerl folgt ihm, holt von neuem aus, und nun läßt er die Peitsche um den kleinen Körper knallen, als sause sie um den unendlich größeren eines widerspenstigen Gauls.

Ein junges Bürgerpaar kommt vorbei; die Frau stürzt sich mit einem klagenden Laut auf den Vogel und birgt ihn in der Hand, die sich blutig färbt. Sie wendet sich empört an ihren Mann, und diesem bleibt nichts übrig, als den Kutscher zur Rede zu stellen.

Der Kutscher steckt die Hände in die Tasche, lacht, und sein brutales Gesicht, von einem blonden Vollbart umrahmt, verrät, daß er nicht abgeneigt ist, Händel anzufangen.

Volk sammelt sich an, endlich kommen zwei Agenten.

Sie hören die Frau an und schneiden ihre leidenschaftliche Anklage mit einem Achselzucken ab.

„Circulez, Messieurs," sagen sie.

Liberté, égalité

Aber eine Stunde später schreiten sie auch nicht ein, als anderswo ein Kutscher, erbost und betrunken, auf seinem Bock aufsteht und eine Rede ans Volk hält.

Er hat einen Haß auf die Reichen, er verhöhnt den armen Präsidenten der Republik, der so viel verhöhnt wird.

Überall sonst hätte man ihn heruntergerissen und aufs Kommissariat gestoßen; hier lassen die Agenten ihn ruhig ausreden und finden noch längst keine Veranlassung, einzuschreiten.

Nach einer Weile hat der Mann selbst genug, dreht sich herum und fährt davon.

Die Botschaft

13. Februar. Heute habe ich die erste Wanze gesehen. Sie lief über den blutroten Teppich vor meinem Kamin und hob sich wunderschön ab. Herrlich, es wird Frühjahr.

Die Wanze, wenigstens in Paris, ist ein Lenzbote wie ein anderer auch, zum Beispiel in Deutschland der Storch.

Die Verheißung

20. Februar. Es ist Frühling geworden.

Ich war heute morgen in Meudon. Ich habe selten etwas so Schönes, so Rührendes empfunden als hier, wo ich zwischen den hohen aufgemauerten Steinwänden, die die Villengärten abgrenzen, den Hügel hinaufstieg.

Diese Mauern sind im Sommer eine Schlucht voll kühlen Schattens, Efeu hängt an ihnen nieder, Steineichen überrauschen sie — Steineichen und die Bäume, die rote und weiße Kerzen aufstecken, Kastanien, meine Frühlingsbäume.

Dann, als die Bahn überschritten war, kam die lange, die herrliche Allee, die zur Terrasse von Meudon führt. Sie hat vier Reihen von Lindenbäumen.

Noch fehlt alles Laub, aber schon ist um die Stämme ein erster Hauch jenes violetten Schimmers, der anzeigt, daß die Säfte steigen.

Die Häuser sind noch unbewohnt, ihre Läden sind noch geschlossen; aber heute, an diesem Sonnentag, war es wie drei, zwei, eine Minute vor dem Augenblick, wo sie geöffnet werden, wo Licht und Flieder-duft in sie dringen werden.

Schon schlugen Vögel, die ich nicht den Mut habe, Drosseln zu nennen, und die doch gewiß Drosseln gewesen sind, in den rückwärts gelegenen Gärten. Schon lag überall die Heiterkeit über der bewohnten Landschaft, die französische Heiterkeit, die sich mit der koketten und verschwiegenen Eleganz dieser Liebesnester untrennbar verbindet.

Dann auf der Terrasse bot sich wieder der Blick auf Paris, von dem man träumt.

Paris ist ganz fern, die Zwischenräume angefüllt von Viadukten, über denen die Rauchfahnen donnernder Züge flattern, von Flußarmen, die mit Pappeln gesäumt sind, von kühlen Siedlungen, die sich sanft in eine Höhlung betten, aus der Kamine rauchen.

Paris ist ganz fern, eine weiße Stadt in blauem Dunst, eine Summe weißer Städte, die über kleine, weitgestreckte Hügel kriechen und in ihrer Helle wie Afrika sind.

Der große Dienst

Es waren Tage jener melancholischen Selbstbetrachtung gewesen, die Laforgue Spleen nennt.

Man hat das Gute gewollt, und immer, immer erzeugt doch der gute Wille Böses. Man hat vielleicht jemand weh getan, vielleicht zweifelt man an seiner eigenen Kraft; man glaubt, das Leben nicht meistern zu können, man steigt in die Tiefen seiner selbst, und da ist viel Ungewisses, Ungeborenes, Unerlöstes.

Und nun öffnen sich die Tore der Hölle. Wenn man schwach ist, so bietet sich einem sofort eine verräterische Hand: der Trotz, der knabenhafte Trieb, alles hinzuwerfen, nicht mehr mitzumachen, sich zurückzuziehen, ja sich selbst auszulöschen — als ob man auf irgend jemand dadurch Eindruck machte.

Es ist ein trüber Tag mit düstrem Himmel; man irrt umher, und plötzlich weiß man nicht mehr, wohin

man sich noch flüchten könnte, welcher Ort noch eine Heimat wäre, wo man noch auszuruhen Lust hätte.

Nichts lockt mehr an diesem Nachmittag, selbst die Gärten des Luxemburg sind nur grau, nur leer, und schließlich geht man dahin, wohin man immer geht, um in einer Ecke den schwarzen Gedanken weiter nachzuhängen, ins Café.

Die Kokotten, die keinen einzelnen ruhig sitzen lassen, sagen: „Tu n'as pas l'air gai," und suchen einen andern.

Da fährt man plötzlich auf. Die Kapelle setzt mit einem Musikstück ein. Man weiß nicht, ist es ungarisch, ist es amerikanisch, ist es sonst etwas.

Es ist stürmisch wie ein Marsch, eigenwillig wie ein Cakewalk, und es hat einen Rhythmus, der die Glieder sich bewegen läßt, wie in den Nachtlokalen die kleinen Tänzerinnen sie in lockenden, spielerischen und unanständigen Bewegungen drehen.

Und nun schwillt ein Zusammenklang von Stimmen auf: es sind die Studenten, die mitsingen.

Man wird gepackt: das ist die Nachmittagsstunde, in der das Paris des Abends zu erwachen beginnt; der Gesang wird, wie in einer Oper, die das ewige Paris verherrlicht, ein Chor an die Lebensfreude.

Man wird gepackt: mit einem Schlag ist alles Selbstquälerische verflogen, man hat sich selber wieder. Tauche unter in der Lebenslust der andern und glaube an dich selbst.

Acht Tage lang ging ich in dieses Café zu dieser Auferstehungsstunde des Fiebers.

Wie dankbar wird man Paris für diesen Dienst.

Zwölf Schläge

Der Frühling ist auf einen Tag unterbrochen, Schnee rieselt vom Himmel. Ich zünde Feuer und Lampe an und sitze wie an müden und durchwärmten Wintertagen vor dem Kamin.

Es ist ein sehr hoher Kamin, der hinter mir bis an die Decke des Zimmers geht und die vielen Stockwerke des Hauses durchbricht, und ich sehe ihn, wie er dort oben, über mir, auf dem Dache endigt.

Da fährt der Wind herunter und das Feuer singt. Ich höre von fremden Welten die Stürme über unsere Welt brausen und sehe eine weite, weite, schwarzfeuchte Ebene. Schnee fällt auf sie und dann ist sie ganz weiß geworden.

Eine Uhr schlägt die zwölfte Stunde ... Von eins bis zwölf ist lange Zeit, so lange, wie es keiner sagen könnte.

Als der erste Schlag klang, wand sich vom flachen Grund des Meeres, wo häßliche Glieder übereinander kriechen, ein plumper Wulst mit vielen Armen auf ein Riff im blauen Licht und war ein großes Tier in Licht und Luft.

Als der zweite Schlag klang, hörte Pythagoras die Gestirne in silbernen Kugelschalen kreisen.

Als der dritte Schlag klang, schrien Ochs und Eselin, denn es ward ein armer Heiland geboren.

Als der vierte Schlag klang, sah Hafis in Sternennächten ohne Mond Bülbül, den schwarzen Vogel mit der gleitenden Kehle, auf einem Tannenast sitzen und schrieb ein Gedicht.

Als der fünfte Schlag klang, ward in einem französischen Zelt auf Neapels Plätzen die Liebe zum Fluch, denn Satan vergiftete den Schoß der Menschenweiber.

Als der sechste Schlag klang, deckte der Schnee die geballte Faust des letzten Grenadiers auf Rußlands Feldern, denn es war eines Kaisers Traum.

Als der siebente Schlag klang, starb Beethoven und er hörte ihn nicht, denn er war taub.

Wenn der achte Schlag klingt, wird Straßburgs Münster schrecklich zusammenstürzen.

Wenn der neunte Schlag klingt, umarmt der letzte Mann das letzte Weib, denn die Eisberge des Nordens und die Gletscher des Südens drangen vor und trafen sich auf der Mitte des Balls.

Wenn der zehnte Schlag klingt, ist die Erde immer noch ein Berg aus Eis und Schnee und die Sonne brennt rot und schattenhaft in fahlen Lüften.

Wenn der elfte Schlag klingt, ist eine Ewigkeit vorbei und eine neue Welt dämmert. Aus Mittag kommen Funken geflogen und zeugen mit dem Eis aus Mitternacht den ersten Riesen. Der erste Riese zeugt unter seiner linken Schulter mit dem rechten Arm die große Kuh. Die Kuh nährt den ersten Gott und die Götter erzeugen den Mensch.

Wenn der zwölfte Schlag klingt, haben neue Menschen ein Museum gebaut, denn sie haben den Kamin und mich aus dem Eise gegraben und ich bin der einzige fossile Fund aus der zweiten Gletscherzeit.

Dort sitze ich, der Kamin ist wie ein senkrechtes Hörrohr und ich lausche in die Ewigkeit hinüber.

Quai des Bourbons

Ich bin umgezogen; das gute Gefühl für jene Wanze, die ein Vorbote des Frühjahrs war, begann umzuschlagen — sie hatte es ihren Freunden weitergesagt, und es kamen zu viele.

Ganz im Quartier bin ich nicht mehr, aber doch noch an seinem Rande, auf der Insel, mit dem Blick auf seine Brandmauern, die sich, eine immer einen Schritt hinter der andern, wie Kulissen aufbauen, und auf Notre-Dame.

Es ist ein vornehmer alter Bau von vier Stockwerken. Ganz unten haust, in einer Loge und im Torgang, wo die Oleander stehn, die Pförtnerin, eine Wallonin mit Embonpoint und dunklen Mandelaugen, ganz oben ich.

Wer etwas vom Raffinement des Wohnens versteht, zieht immer in den vierten Stock. Wie tief befriedigend ist es, eine, zwei, drei, vier Treppen zu steigen und je höher man gelangt, desto tiefer die Welt, die Stadt, den Lärm, alles was belästigt und nach einem greift, hinuntersinken zu fühlen.

Dann fällt die Tür ins Schloß, man schiebt den Riegel vor — nun könnt ihr mich alle, gesetzt den Fall, meine Laune ist gerade so, gern haben, nicht wahr, und wenn es schellt, sage ich vielleicht: Geben Sie sich keine Mühe, ich habe nichts gehört.

Denn vorläufig ist mir meine Wohnung Gefährtin genug, voller Reize, denen ich mich widmen muß.

Zwei Zimmer nach vornen, teurer als ich sie mir eigentlich leisten darf, und in irgendeiner Ecke eine

Küche, ewig aufgeräumt und sauber, weil ich sie nicht benutze.

Das Schlafzimmer ist ein französisches Liebesnest, hell und heiter, mit einem niederen, breiten Messingbett — das kann alles bleiben.

Das Wohnzimmer muß ich ein wenig umräumen. An der einen Längswand ist ein Kamin mit Spiegel, an der andern ein Büfett, dazwischen ein schwerer Eßtisch — es fehlt eine Schreibecke.

Ich stelle sie her, indem ich ans Fenster einen Spieltisch stelle. Er wird aufgeklappt, ein Quadrat aus grünem Tuch, von dunklem Rosenholz eingefaßt — das leuchtet stark und freudig. Auf das Grün stelle ich gelbe Romane: sie müssen die Rolle des Aufsatzes übernehmen, der zu einem Schreibtisch gehört.

Aber ich habe noch mehr Bücher, wohin mit ihnen? Mein Blick fällt auf eine Tapetentür, gerade vor mir, zwischen Fenster und Kamin. Ich öffne sie, ein blauer Wandschrank mit Fächern kommt zum Vorschein. Die Fächer nehmen die Bücher auf, und nun mache ich es so: Wenn ich mich an das Tischchen setze, öffne ich den Schrank und habe die Bibliothek vor mir; wenn ich ausgehe, schließe ich sie und alles ist verschwunden.

Abends kommt auf den Schreibtisch noch eine Lampe: in ihrem Bassin schwimmt das Öl (beste Marke), ganz weiß, durchsichtig, rein. Diese Reinheit spielt bald eine große Rolle in meinem Leben; sie verlockt zum Arbeiten, sie glänzt so schön.

Neben der Lampe liegt ein Päckchen Tabak. Ein englisches Fabrikat, goldgelb, lange Fäden, wie Frauenhaar, stark von Geruch.

Man nimmt zwei Finger voll, legt sie in ein Stückchen Papier und rollt es knisternd.

Aber sind es der grüne Tisch, die schimmernde Lampe, der duftende Tabak allein? Ein viertes, nein, ein erstes, allererstes kommt dazu — das ist das Bewußtsein, in einer Weltstadt zu sein, es ist das Wissen um die Dienste, die sie erweist, wie sie in ihre Arme nimmt, wie jeder Gang durch sie eine kleine Freude gibt, wie gastlich sie ist, wie sie alle Sorgen glättet.

Sitze ich zu Hause, so denke ich an den Streifzug, der nachher kommen wird, wie an die Begegnung mit einer Freundin; und bin ich auf dem Streifzug begriffen, denke ich an mein Zimmer, das auf mich wartet: so ist jede Stunde gefüllt und immer hat man eine Erwartung im Blute.

Sonnenfinsternis

Von meinem Fenster sehe ich senkrecht hinunter in die Seine.

Der Kai vor dem Hause, still und nie befahren, ist schmal wie ein Bürgersteig, dann kommt gleich die Kaimauer.

Aber über die Mauer wachsen aus dem kleinen Leinpfad unten am Wasser Bäume in die Höhe. Sie sind gewaltig und mächtig, ihre Kronen reichen bis zum dritten Stock, also fast bis zu mir.

Eben beginnen sie zu treiben, ich sehe deutlich die fetten, glänzenden, braunen Knospen. Ein paar Tage später, und die ersten Blättchen entfalten sich. Schon

bildet sich die Blätterwand, gegen die im Sommer die Sonne abprallen wird und die mich schützen wird.

Aber jetzt sehe ich noch durch ihre feinen, langen Spitzen alles: die Brandmauern des Quartiers drüben, das langgestreckte Profil von Notre-Dame, die Morgue, diesen Brückenkopf auf der Seine, die Seine selbst.

Blond und grün wälzt sie sich vorüber, tausend Sonnenlichter glänzen auf Wellen, die von raschen Dampfboten geworfen werden.

Die Luft ist lau, drüben in der Anlage von Notre-Dame sieht man Bonnen, Kinder und Volk; wenn es Abend wird, entzünden sich gelbe Gaslaternen, die so sanft geworden sind, seitdem man sie mit den elektrischen Bogenlampen vergleichen kann.

Eines Morgens beginnt die Frau, die mir den Matin und die Brötchen bringt, ein Gespräch: ich solle nicht vergessen, daß es am Vormittag eine Sonnenfinsternis geben werde.

Gut, wenn die Sonne freundlich genug ist, ihre Extravaganz so einzurichten, daß ich sie von meinem Fenster aus sehen kann, will ich sie mir anschauen, warten wir es ab. Dann schreibe ich und denke nicht mehr daran.

Aber plötzlich sehe ich vom Papier auf, etwas Unbestimmtes zwingt mich dazu, eine Veränderung des Lichts — nein, noch nicht, aber eine Spannung, die von unten, der Stadt, den Menschen, hinauf durchs offene Fenster in meinen vierten Stock dringt, ein großes und mystisches Gemeinschaftsgefühl, das mich aufsucht: ich soll mich nicht entziehen.

Ich trete ans Fenster und schaue zuerst zum Himmel

hinauf: die Sonne ist über die Reihe, in der mein Haus liegt, getreten und steht über dem Fluß — dann hinab auf den Kai vor dem Hause: meine Concierge ist zu bemerken und mit ihr noch drei, vier Standesgenossinnen.

Sie treffen Vorbereitungen, ein Eimer, mit Wasser gefüllt, wird vors Haus gestellt, Glasscherben werden gerußt und die ersten Beobachtungen ausgetauscht:

Die Sonne, die Sonne! Seht, seht, ein schwarzes Häutchen, von der Form wie der Mond im Fingernagel, legt sich auf den Rand der Sonne. Wie der Mond im Nagel — es ist ja der Mond selbst, und das Häutchen wächst und wird zur Scheibe.

Und das Wunder vollzieht sich; die eine Scheibe legt sich auf die andere, so daß, einen Augenblick, von der großen nur noch der Rand sichtbar bleibt: er ist flammendes Silber, eine gleißende Iris um eine große, nachtschwarze Pupille.

Aber was ist aus der Welt geworden? Wie seltsam liegt sie da, in einem Dämmern, das nichts zu tun hat mit der Stunde am Morgen und nichts mit der um Abend — in einem Tagesdämmern voll blassen, abgedämpften Lichts, das sich aus den Himmelsräumen über die erschauernde Stadt wie immer ungehemmt nach allen Richtungen ergießt und doch wie eine Atemlosigkeit, ein Stillstand, ein Augenblick vor dem Sterben und dem Tode ist.

Unten beugen sich die Weiber über den Eimer, um die Scheibe wie eine schwere tote Last auf dem Wasser schwimmen zu sehen, die Sonne in einem Küchengefäß — auf dem Flusse sind die Wellen geblieben,

aber die Lichter tanzen nicht mehr darauf: nur noch über die Mitte sind sie lang ausgezogen und in gerader Linie gestreut, ein letzter Rest.

Langsam nehmen sie zu, in dem Maße, wie oben die Scheiben aneinander vorüberziehn, und erst unsre Kinder werden dieses Schauspiel wieder beobachten, ohne in ferne Lande reisen zu müssen.

Die Morgue

Die Morgue ist ein Brückenkopf in der Seine. Blicke ich zum Fenster hinaus, ein wenig schräg nach links, so sehe ich die Menschen und Wagen über die Brücke ziehn, und alle müssen an ihr vorbei, die auf der Spitze eines Wellenbrechers in den Strom hineingebaut ist.

Ich bin zufrieden, sie so nahe bei mir zu haben. Sie erweckt kein Grauen in mir; ich bin mit dem Tode vertraut und mit dem Leben, das in ihr seinen Abschluß findet.

Hunger, Elend, tiefer Überdruß, Verbrechen und Krankheit, das endet alles in ihr und das alles gehört zu der großen Stadt.

Paris, das ist nicht nur der Ort des Genusses, es ist das Gefäß, das das Leben faßt, und zum Leben gehören diese traurigen, schrecklichen und erhabenen Dinge.

Wenn ich mich als Dichter fühle, der um Menschen Bescheid weiß und die Polizeiberichte, die man auf dem Sofa liegend oder auf einer Bank im Luxemburg

sitzend liest, in Leben umzusetzen vermag — die Morgue kann mir dieses unausschöpfbare Bewußtsein nur noch tiefer geben; mit ihren Kammern und Eisstuben, klein und winzig, wie sie dasteht, ist sie der Eingang in die Schächte des Gefühls.

Ich kenne sie so gut, daß ich nie hineingegangen bin. Wozu auch? Ich habe Tote gesehen und Sektionen erlebt, und eine genügt für alle. Manchmal, wenn ich spät nachts nach Hause gehe, steht ein Wagen vor ihr, auf dem man die Reste eines Verbrechers oder eines Unglücklichen heimlich zum Kirchhof schafft — mein Herz schlägt nicht schneller und ich werde weder wehmütig noch zynisch — ich weiß, und beide halten sich die Wage, Trauer und Härte.

Ich mache keine Verse auf die Gäste der Morgue und nicht auf die Gebärenden im Spital; wozu Wunden, die Messer und Revolver, Schiffsschrauben und Embryonen in menschlichen Leibern gerissen haben, in grellen und doch nur knabenhaften Versen verzerren — ich weiß und das ist genug.

Die Signale

Die Brandmauern des Quartiers, die sich, eine immer einen Schritt hinter der andern und mit koketten Röhrchen und Blechkappen besetzt, wie Kulissen aufbauen — heute nachmittag zogen aus ihnen Scharen von Menschen, so tief unten, so klein von meinem Fenster anzusehen, daß sie Ratten glichen, die aus ihren Verstecken strömen.

Das ganze Viertel, volkreich und dumpf, das da drüben liegt, setzte sich in Bewegung und drängte zum Fluß, über seine Brücken, hinüber zum Stadthaus, von dessen großem Platz gewiß kein Stückchen Pflaster mehr zu sehen war, vor lauter Menschen.

Heute ist Mittfasten und vor dem Stadthaus Empfang der Hallendamen und ihrer gekrönten Königin.

Aber was diesem Bilde einer Stadt, die sich aufmacht und auf den Beinen ist, erst Sinn und Wesen gibt, ist die Musik.

Eine Musik, die wir über dem Rheine nicht kennen, Claironblasen und Kasernenmärsche.

Die Töne kommen zwischen den Kulissen hervor, der Wind trägt sie über den Fluß zu mir herauf, und in ihnen ist derselbe Rhythmus wie in dem mitreißenden Aufzug der Menschen.

In Sektionen wird marschiert, voran, voran, unaufhaltsam, kriegerisch, voll Impuls und Fieber.

Und eine Vision steigt auf, sie drängt sich auf: so marschierten zur Revolutionszeit die Bürgersektionen, so ordneten sie sich drüben vor dem Pantheon und hatten dasselbe Ziel im Blute: das Stadthaus, das die Herrschaft gibt; so hallte damals eine ganze Stadt von Signalen wider.

Ich pfeife sie mit, sie sind kurz, hart, gebieterisch, sie sind hinreißend, sie sind Befehl für Massen und für ganze Heere, sie sind wahrhaft französisch, sie verkünden, daß über der Ordnung immer, drohend und voll tiefer Bedeutung, der Aufstand steht, die Umwandlung — die Revolution. Ihr Herrschenden, die Stadt kann sich

erheben, die Bürger können sich zusammenrotten, und dann gebt acht.

Hier sind die Tage der Revuen und Aufzüge mehr als Spiel, sie sind Auslösung, sie sind Übung für größere und wildere Tage.

Hartes Brot

Ich bin mit der Alten, die mir den Matin und die Brötchen bringt, in ein vertrauliches Verhältnis gekommen.

Wenn sie morgens um acht bei mir aufschließt, ist sie schon fünf Stunden auf den Beinen. Um drei erhebt sie sich mit ihrer Tochter, ob es Winter oder Sommer ist, zündet das Feuer im Ofen an und kocht Kakao, einen Trank, der nicht heiß genug sein kann, denn sie stellt sich damit unten in eine Ecke am Ufer und verkauft ihn an die ersten Arbeiter, die in der großen Stadt an ihr Werk gehen, oder auch an die letzten, die von ihm heimkehren, Straßenfeger, Fuhrleute aus den Markthallen, Bäckerburschen, Polizisten, Fabrikarbeiter, Zeitungsausträger, Schiffsknechte, Dirnen, die aus einem fremden Bett in ihr eigenes wanken.

Dann macht sie sich auf den Weg nach dem Boulevard, wo die Zeitungspaläste stehen. Und der Weg ist weit von der Insel. Vor einem Schalter drängt sich ein Dutzend Menschen, junge und alte, und ersteht die frischen Soublätter. Vier Centimes müssen sie für das Stück selbst bezahlen, ein Centime gehört ihnen.

Wenn sie zwanzig abgesetzt haben, ist es ein Verdienst von fünf Sous.

Für eine alte Frau ist es schwer, sie zu verdienen. Die jungen Burschen haben schnellere Beine und stärkere Lungen, und die Menschen, die früh um sechs in Schuppen und Bahnhöfe eilen, sind mürrisch und haben keine Zeit, und man kann ihnen eine Zeitung nur verkaufen, wenn man neben ihnen herläuft und eine Kupfermünze aufzufangen weiß.

Dann geht sie zu mir, dann noch in eine Wohnung, um die Zimmer zu fegen, dann nach Haus, um zu kochen. Am Nachmittag bügelt sie und am Abend tut sie es immer noch, und dann zum Schlaf sind vier Stunden genug. Eine alte Frau schläft nicht mehr viel — pourtant, monsieur, la vie est dure.

Menschenkenntnis

Die Zeitungen füllen sich mit Aufsätzen über Napoleon — hundert Jahre sind vorüber. Sie alle sprechen von seiner Menschenkenntnis.

Was Menschenkenntnis sei, läßt sich ziemlich genau definieren. Es ist die Überzeugung, daß das Leben sehr einfach ist, und die Einfachheit besteht darin, daß die Menschen kleinlich, egoistisch, dumm, eitel und käuflich sind. Diese Einfachheit gibt eine große Stärke.

Aber die meisten Menschenkenner begehen den Fehler, nicht auch in Rechnung zu stellen, daß es hier und da wirkliche Charaktere gibt, Leute, die keinen Preis haben, und daß es, ebenso, ernsthafte und ide-

alistische Gefühle der Massen gibt, die mehr sind als Suggestionen und Konventionen.

Die Klarheit, die der Menschenkenner zu fühlen glaubt, setzt ihn der Gefahr aus, abstrakt zu werden und aus seiner pessimistischen Meinung eine Formel zu machen.

Vielleicht ist auch Napoleon nur ein halber gewesen. Er hat mit seiner herrischen Einschätzung und Geringschätzung hundertmal recht gehabt und ein paarmal unrecht — diese paarmal haben ihm den Hals gebrochen und ihn in Situationen geführt (vor Dresden oder nach dem Einmarsch der Verbündeten in Frankreich), wo er noch alles hätte retten können, aber, statt geschmeidig und genügsam zu sein, nur halsstarrig und beschränkt war.

Wirkliche große Menschenkenntnis besteht in der Fähigkeit, jeden einzelnen auf seinen Charakter abzuschätzen, also keineswegs darin, sich selbst stets nur als Diktator zu zeigen, der an seine Subjektivität gebunden ist, sondern sich in andere versetzen zu können. Man muß in jedem einzelnen Falle zu erkennen vermögen, was man einem Menschen bieten, noch mehr aber, was man ihm nicht bieten darf und für was er zu gebrauchen ist.

Menschenkenntnis zeigt sich nur in der Praxis: nichts ist im Grunde leichter und problematischer, als fern von den Menschen den Kenner zu spielen, indem man über den Leisten nur erbärmliche Beweggründe annimmt. Die Schärfe der Menschenkenntnis zeigt sich zum Teil auch in der Bereitwilligkeit, Tüchtigkeit anzuerkennen, also in einer Vorsicht, in einem denkenden Realismus.

Napoleon

Ich habe das Buch eines Franzosen über Napoleon gelesen, und für einen Franzosen, der entweder einem durchgehenden Skeptizismus oder der mondänen Phrase anhängt, ist es ein erstaunliches Buch. Ich meine „Die beiden Napoleon" von Duret.

Duret nimmt Napoleon als einen Charakter antiken Gepräges, dem der Zuwachs, den die abendländische Seele an Feinheit, Freiheit, Selbstbewußtsein und Moralität erfahren hat, unbekannt blieb und der den Fehler beging, die Völker und die einzelnen nur als Ziffern zu berechnen.

Er nennt ihn einen Strategen und Organisator ersten, aber einen Psychologen geringeren Ranges.

Das ist eine Erlösung von der ewigen Legende, von der Balladenauffassung Heines, von dem Anbetungsbedürfnis der Masse, das keine Entwicklung kennt und auf dem Standpunkt des Negers stehengeblieben ist, wie jeder Kinematograph beweist.

Es wäre unerträglich, wenn man Napoleon gegenüber die einzige Überzeugung, die man im Grunde noch hat — von dem Recht des einzelnen auf seine Selbständigkeit —, aufgeben sollte, um sich der Bewunderung des Genies der Tat in die Arme zu werfen.

Die Bewunderung des ungebrochenen, starken Willens ist Übereilung. Man darf sich vom Willen nicht imponieren lassen, wenn er nicht mit dem genialen Vermögen verbunden ist, genügsam zu sein und sich selbst ein Einhalten auferlegen zu können.

Zu glauben, daß Europa sich entnationalisieren

würde, um in eine Reihe französischer Provinzen zu zerfallen, daß die Grenzen Frankreichs bis Lübeck oder Rom gehen könnten, und daß dieses Zwangsgebilde auch nur ein Jahr seinen Tod überdauert hätte, grenzt an Denkschwäche.

Groß wäre es gewesen, Frankreich zum mächtigsten Staate Europas zu machen, die Streitkräfte zu schonen, nachdem das Ziel erreicht war, und eine Dynastie innerhalb der französischen Grenzen zu begründen; kurz, genug Einbildungskraft zu besitzen, um auf den Schein zu verzichten und den Kern in der Hand zu behalten.

Es ist zuviel verlangt, daß man die Millionen toter Soldaten und die Tausende unglücklicher Familien vergessen oder gar großmütig opfern soll, nur um einen Helden zu haben, auf den man seine unklaren Vorstellungen von Größe, noch schlimmer, sein zweifelhaftes Bedürfnis nach Unterordnung übertragen kann.

Ich stelle in den Zeitungen eine Zunahme der nationalen Erregung fest; die Parole „Aktivismus der Jugend" ist ausgegeben worden. Vielleicht lernen auch wir den Krieg kennen. Wir werden ihm fluchen lernen.

Heine

Neulich habe ich mich mit den beiden Deutschen beschäftigt, die über Paris geschrieben haben, Heine und Börne.

Börne ist ein sorgfältiger Stilist, also etwas sehr

Seltenes; Heine ein geistreicher, etwas noch Seltneres. Börne war in seiner Eigenschaft als Ethiker eine beschränkte Natur, und er versteigt sich zu dem Ausspruch, Ironie sei unkünstlerisch, weil sie unmoralisch ist. Er hat auch manchmal etwas wie eine jüdische Handbewegung in seinem Stil: er stellt zwei Gegensätze einander gegenüber und scheint dann die Finger zu spreizen und zu fragen: nun? Man kann den Spott verstehen, mit dem Heine Börne verfolgte.

Aber es ist Zeit, daß man Heines eigene Legende zerstört, nicht als Nationalist, sondern als Schriftsteller, der aus dem Stil auf den geistigen Charakter schließt.

Flüssigkeit ist noch keine Lyrik, Weltschmerz selbst in maurisch-rabbinischer Verkleidung noch kein Gefühl. Und was die Pariser Prosa betrifft, so ist sie nur zum Teil witzig, zum andern Teil ist sie fade und geschwätzig.

Geschwätzigkeit ist die Stelle, die von den geschmeichelten Franzosen so bewundert wird, und wo er das Lob der Pariserin singt, indem er sie mit einem Schmetterling vergleicht und von seidigen Flügeln spricht und sich auch weiterhin anstrengt, den Vergleich auszuführen. Das gibt gar kein Bild von der Pariserin; es verrät nichts davon, wie in der zerbrechlichen Person der Französin so viel Persönlichkeit enthalten ist, die sich nichts bieten läßt.

Im Deutschen muß Geist immer mit Bestimmtheit verbunden sein, und nicht nur im Deutschen.

Heine ist bewunderungswürdig, wo er boshaft ist, und wer sich hier auf seinen deutschen Standpunkt stellt, ist ein Provinziale von Europa.

Es ist in Heine etwas von einem sentimentalen

Juden, etwas von einem zu oberflächlich-eleganten Franzosen und etwas Unsterbliches von einem freigewordenen Europäer. Teilen wir uns doch in ihn; ich für mein Teil mag nur den Europäer.

Bei den Tieren

Mein liebster Spaziergang in diesen Frühlingstagen ist der Jardin des Plantes, der freilich ein Jardin des Bêtes ist (wenn man so sagen könnte).

Man geht ein langes, langes, graues Gemäuer entlang, bis es von einer schmalen Einfahrt durchbrochen wird.

Hat man sie durchschritten und wendet sich dann um, so sieht man, daß sich an die unscheinbare Mauer ein kleiner Bau anlehnt, an dem sich die heitere Koketterie eines französischen Häuschens mit einer traulichen, ja rührenden Naturstimmung verbindet, denn zu seinen Fenstern wächst Efeu hinauf und im Sommer ist es ein kühles schattiges Eck.

Es ist das Reich Saint Pierres, der Paul und Virginie geschrieben hat und hier während der Stürme der Revolution in einem stillen Winkel die Erinnerung an seine geliebte Natur pflegte.

Dann geht man in den Garten, der sich ein wenig senkt. Es ist eine künstliche Schöpfung und es ist zudem ein Gefängnis für Tiere, die aus ihrer Heimat ferngehalten werden, um der Schaulust müßiger Kinderbonnen und dem Interesse von ein paar Studenten zu dienen; aber es liegt jene frohe Intimität

darüber, die die Franzosen ihren Landschaften zu verleihen verstehen.

Der Garten liegt ganz nach Süden, und unsre nordische Vegetation mischt ihre Zärtlichkeit mit einem südländischen Prunk.

Über der Tiefe des Beckens schließen sich die Eisenstäbe eines ungeheuren Vogelkäfigs zusammen und treffen sich alle hoch in der Luft in einem Punkte, und doch sind Silberpappeln, Weiden und Erlen noch höher und ihre Zweige neigen sich liebkosend auf die Stäbe herab in langen, sanften, hängenden Ranken.

In ihrem Laube versteckt, schlagen schwarze, nordische Amseln — unter der Kuppel drinnen schaukeln sich, wie Akrobaten unter der höchsten Kuppel eines Zirkus, farbige Papageie und sehen senkrecht in das Becken hinab, in dem brasilianische Tauben ihre rosafarbene Brust baden.

Überwölbte Gänge voll tiefen Grüns führen zu den kleinen Steinhäusern, in denen die Tiere von gigantischen Formen wohnen: da ist der Elefant, das Dromedar, die Giraffe.

Was zu ihnen zieht, ist der Kontakt, den sie mit der Vorwelt geben.

Ich weiß, es ist nicht neu, zu sagen, daß man hier die Natur in ihren ersten Versuchen belauschen könne, bei denen sie noch nicht das Maß besaß und in übergroßen Dimensionen formte. Aber es ist doch so und man liebt diese Ungetüme, weil sie in ihrer primitiven Idee so klar sind.

Es ist primitiv, einem Wesen einen Rüssel zu geben, wie ihn der Elefant hat, damit er sich nicht zu bücken

braucht und alles zur Höhe seines Maules führen kann; seine kleinen Augen scheinen schläfrig, und doch sind sie boshaft und klug.

Die Beine der Giraffe sind Stelzen, ihr Hals ist wie eine Stange auf dem Spielplatz, an die die Kinder sich klammern, wenn sie herunterrutschen, und ein Schwachsinniger kann herausbekommen, daß da alles auf Schnelligkeit angelegt ist.

Das Dromedar hält seinen häßlichen Kopf, aus dem klebriger Schaum tropft und zu dicken Flockenblumen auf der Erde wird, den beiden Buckeln mit einem Stolze voran, der einen seltsamen Reiz ausübt, denn in diesem Kopf ist Rasse, und zwar die Rasse, die alte semitische Gesichter tragen. Es ist das Haustier semitischer Stämme, an die auch das Profil des Pferdes erinnert. Kamel und Pferd geben mir dieselben Gefühle wie die assyrischen Statuen im Louvre.

Und so gewiß griechische Statuetten und hellenische Feinkunst später sind als die Stiergötter Babylons, so gewiß sind die Raubvögel, zu denen ich nun gehe, später und vollkommener.

Bei ihnen ist alles bereits auf ein bewunderungswürdiges Mindestmaß beschränkt, die Buge sind scharf, die Materie ist zurückgedrängt und ein Wille, ein Ziel, eine vollkommene Sicherheit der formenden Hand spricht aus jeder Linie.

Eben stürzt sich der Geier auf sein Weibchen und begattet es mit gesträubten Federn; sie schreit, aber er hockt auf ihr wie eine bronzene Gottheit der Härte und duckt sie, dann läßt er sie los, und das Seltsame ist, daß sein Raubtiergesicht keine Verwandlung, keinen andern

Ausdruck zeigt — was er getan hat, ist für ihn wahrlich nichts Besonderes. Er ist herrlich in seinem scharf eingezogenen Schnabel, diesem grenzenlos unbarmherzigen Lippenschwung in Horn geformt.

Alle diese Tiere sagen dir etwas von dir selbst aus, sie geben eine dunkle Erinnerung an etwas Uraltes in dir selbst.

Die große Einheit zwischen dem Ich und allem Erschaffenen fühlen, gilt als ein Vorzug und selbst als etwas Großes: man darf es auch nicht lächerlich finden, daß sie hier etwas Groteskes hat; dann fühlt man die unendliche Verfeinerung, die mit uns vorgegangen ist: sie bewegt sich auf einer deutlichen Linie, deren Ausgangspunkt durch ein Geschenk der Natur erhalten blieb.

Die kleine Engländerin

Die Pariser Zeitungen bringen folgenden Bericht:

„Ein junges Mädchen von siebzehn Jahren, blond, hübsch, ganz in einen großen, grauen Mantel eingehüllt, wurde gestern in der Rue de Constantinople angetroffen, wie sie heiße Tränen weinte.

Aufs Commissariat des Invalides geführt, weigerte sie sich, sowohl den Grund ihres Kummers als auch ihren Namen und ihre Adresse anzugeben. Die Kleider trugen die Marke eines englischen Magazins. Sie wurde auf die Permanence du dépôt gebracht; man stellt Nachforschungen an, wer sie sein kann."

Obwohl ich die Notiz zur Seite legte, ließ sie mich kalt.

Denn wohin (erstens) käme man, wenn man sich bei Dingen aufhielte, die so alltäglich sind?

Wie sentimental ist es (zweitens), mitleidig bei dem kleinen, wenn sicher auch schweren Herzenskummer eines Mädchens zu verweilen, wo niemand mehr dem andern in der Großstadt Mitgefühl entgegenbringt und jeder mit sich selber genug zu tun hat?

Wie unwichtig ist es (drittens), daß ein Mädchen bittere Tränen weint, weil es von einem eleganten Schwätzer verführt und sitzengelassen ist — in einem halben Jahre wird sie sich getröstet haben und finden, daß das Erlebnis nicht zu schlimm war, weil Erlebnisse, auch wenn man sie nicht zuletzt alle segnet, immer notwendig waren.

Und doch, eine Woche später passiert es mir, daß ich mitten in der Nacht aufwache und bei etwas verweile, dem ich keinen Gedanken während der ganzen Zeit geschenkt hatte, bei der kleinen armen Engländerin.

Es ist nicht das erstemal, daß ich so aufwache und nachträglich dadurch, daß ich mir in der Dunkelheit der Nacht Rechenschaft über sie gebe, Versäumnisse gutmache, die die Hast des Tages verschuldet hat. Die Nacht ist die Wiederkehr des Ewigen und die Hemmnisse sind weggefallen.

Auch gut sein ist ein Ewiges, und die Seele hilft sich selbst und stellt ein Gleichgewicht wieder her, wie die Natur sich selbst hilft und notwendigen Funktionen des Moralischen wieder zu ihrem Rechte verschafft.

Aber was das Bedenkliche ist: warum ist man der Güte nur noch durch Rückschläge fähig? Warum be-

stimmt sie einen nicht mehr immer, unaufhörlich? Warum ist man so, wie hier in dieser Weltstadt voller Vergangenheit und Vererbungen alle Menschen sind: gleichgültig, egoistisch, unbereitwillig?

Wenn ich in dem Zwiespalt nicht schon bewandert wäre, hätte ich mich am nächsten Morgen mit der Überzeugung erhoben, diese kleine Erschütterung bedeute eine Wendung, einen Durchbruch ursprünglicher Natur, eine Mahnung; ich hätte mich in diese neue Herzensregung vertieft und sie vielleicht zu einem jener Ausgangspunkte gemacht, die die großen Bekehrungen, die großen Erlebnisse der Demut, der Hingabe, der Selbstentäußerung und der Religiosität einleiten.

Ich sehe wohl den ungeheuren Weg, der hier gegangen werden könnte und in ferne Ebenen der Erkenntnis führt, aber ich schwanke keinen Augenblick, daß ich ihn nicht beschreiten werde, weil ich weiß, daß ich ihn wieder zurückgehen würde, denn auch er führt, statt in das Leben hinein, nur aus ihm fort, zum mindestens führt auch er nicht in den Mittelpunkt des Lebens.

Alle Wege führen nur in ein einzelnes Gebiet, wie man in der Großstadt nur in einem Viertel wohnen kann, und verlangen, daß man sich in ihm häuslich niederlasse.

Ich weiß, dort in dem neuen Land würde ich Heimweh bekommen nach der Kühle, nach der Kälte, nach der Hartherzigkeit, mit der man mitten in dem Kampf der anderen alle Gefühle, alles Leid und alle Freude der andern betrachtet.

Jaurès

Ich habe Jaurès reden gehört, oder viel, viel mehr, ich habe ihn reden gesehen.

So grob die durchschnittliche Schauspielkunst ist, so grob ist Reden. So ablehnend man sich dagegen verhält, daß die Bühne Dinge, deren Kompliziertheit man doch kennt, mit trivialer Geschwätzigkeit verwässert, ebenso hat man keine Lust, den engen Horizont eines Redners zu seinem eigenen zu machen, oder sich zu stellen, als merke man nicht, daß er auf den sentimentalen oder gar egoistischen Effekt ausgeht.

Es ist mit den Rednern wie mit den Pfarrern, sie sind entbehrlich geworden, da jeder sich längst selber sagen kann, was ihm früher ein Studierter sagen mußte — die Redekunst ist zum Volk herabgestiegen, und zwar zum Volk im niederen Sinn, das wenig Überlegung und wenig Überlegenheit besitzt.

Aber da ist nun Jaurès.

Man hat mir gesagt, wenn es einem einfalle, ihn zum Reden aufzufordern, und die andern sich anschließen und ihn bedrängen, flehe er darum, nicht sprechen zu müssen.

Ich glaube es gern, denn dieses Reden ist so, als wenn ein Tier darangeht, die innersten Säfte seines Körpers in ein Produkt zu verwandeln und auszuscheiden — wenigstens stelle ich mir immer vor, eine solche Erschaffung aus dem Körperlichen müsse vernichten und habe zunächst eine instinktive Trägheit, die ein Selbsterhaltungstrieb ist, zu überwinden.

Es ist ein untersetzter Mann, der da auf dem Podium

steht. Er beginnt einen Satz, dessen Anfang er gern wiederholt, wie um Zeit zu gewinnen: sofort, unmittelbar fühlt man, wie er zu denken, sich auf den Weg zu machen, sich zu überschatten beginnt.

Langsam heben sich die Hände und langsam die Arme, zwei Glieder, die schwer in Bewegung zu setzen sind; sie kreuzen sich über der Stirn, kehren wieder in die Tiefe zurück, um den widerstrebenden Gedanken zu heben, falten sich von neuem in der Höhe, und nun ist er in Schweiß, die ganze komplizierte und feine Maschine ist in Gang geraten, mahlt und produziert, und so verschiedenartige Glieder wie Geist und Körper, Hirn und Nerven greifen ineinander, packen den Stoff, schaffen und erschaffen.

Es ist ein Gebären; der Mann auf dem Podium gewährt das seltenste Schauspiel: er verwandelt unmittelbar Elemente in Stoffe um, die Natur läßt sich belauschen und verrät sich.

Mit dem Widerstand gegen die Pathetik, den Kothurn, die Auffälligkeit, die vergröberten und erstarrten Reliefe ist es vorüber; diese Dinge sind noch immer stark und ewig, weil sie Natur, Größe, Schicksal, Zwang sind.

Dieser Sozialist ist eine Seele aus jenen vergangenen Zeiten, denen man eine größere Fähigkeit zum Schöpferischen nachsagt. Denke ihn statt im schwarzen Rock in einer Klosterkutte, und vor dir steht einer der Prediger, die die Kraft hatten, ein ganzes Volk zu bewegen, daß es die Waffen ergriff und zum Kreuzzuge aufbrach.

Religion oder Sozialismus, das wird für einen

Moment nebensächlich, es bleibt der Mensch, die erschaffene Kreatur, die die Schöpfung noch einmal in sich selbst wiederholt.

Ich spreche zu jemand von Naivität, er leugnet es und sagt: dieser Mann denkt. Aber das ist kein Widerspruch. Dieser Mann ist naiv, wie alle Kraft naiv ist, unmittelbar, im Augenblick geboren, zulänglich, imponierend.

Gewiß, dieser Redner ist nicht naiv wie ein Kind, das verrät schon der Klang seiner Stimme mit dem melancholischen, dem klagenden Appell an die Zuhörer: „Bruder, ist es nicht so, warum bist du verstockt? Ich weiß, was du mir entgegenhalten willst, und doch, es ist so, wie ich dir sage."

Sicher haben die großen Kanzelredner diesen Appell, in dem eine demütige Unterordnung unter einen höheren Schicksalswillen klingt, auch besessen.

Aber worauf es ankommt, ist: das Hirn weiß nichts von dieser Zögerung und Einschränkung, die Mischung hat sich im Wesen selbst vollzogen und gibt einen reinen Klang.

Symbol

Lange suchte ich mir über den Reiz französischer Zeitungsmache klar zu werden, ohne doch den Eindruck genau festhalten zu können.

Ich fand ihn auf unerwartete Weise, als ich erst einem, dann zwei und mehreren Fleischerläden meine Aufmerksamkeit zuwandte.

Ein Metzger hierzulande schneidet nicht ein Stück Fleisch vom Ganzen herunter und wirft es einem, in einen Fetzen Papier gewickelt, in den Korb: er präpariert es, er richtet es elegant und appetitlich zu, so daß man es fix und fertig in die Pfanne legen kann. Er entfernt alles Überflüssige, er arbeitet die Form heraus, die es von seiner besten und gefälligsten Seite zeigt.

So sind auch französische Blätter: es ist alles zurechtgemacht, sowohl für das Auge, das nichts zu suchen braucht, als auch für das Hirn, das angehalten wird, genau die Auffassung anzunehmen, die ihm beigebracht werden soll. Was die Klarheit des Artikelchens oder der Notiz stören könnte, ist weggelassen; daß es oft die Wahrheit ist, macht nichts. Alles fällt in die Augen und gefällt.

Die Zeitungen dieses Landes passen zu den übrigen Dingen, die das französische Geschick zur Attrappierung verraten, zum Beispiel Zimmerdekorationen und Schaufensterauslagen. Das Genie der Nation, sichtbar zu machen, kommt zum Ausdruck.

Die deutschen Blätter sind zumeist langweilig, ihre Leitartikel temperiert wie eine akademische Dissertation, ihre Feuilletons überladen mit jenem unkontrollierbaren Kleinzeug, das man Vermischtes nennt, ihr Lokales niedrig, von einem wenig geachteten armen Schächer gemacht.

Das einzige, was in den französischen Blättern stört, ist die Stereotypie, wenn gelobt wird — alles heißt gleich elegant, geistreich, schick. Und doch ist das alles nur bezahlt oder umgekehrt eine Anzahlung, deren größeren Rest dann der Gelobte übernimmt.

Ein verlorenes Idyll

Wenn der Abend sich auf die Stadt senkt und der Himmel unsichtbar wird, als schlösse er wie ein Laden zur Feierabendstunde seine Läden, verlasse ich mein Zimmer und streife durch die Volksquartiere des Temple und der Bastille.

Eine Zeitlang verlockten mich die vornehmen Viertel hinter der Oper, aber sie sind nur elegant und langweilig. Das Leben zieht sich in ihnen schon hinter die Häuser zurück; in ihnen werde ich nicht mehr an die große Materialität des Daseins erinnert, nicht an die Arbeit und den Unterhalt, nicht an den harten Zwang des Tages.

In den Volksquartieren sind Haus neben Haus Läden.

Die Läden sind eng, manchmal so eng, daß man sich nicht in ihnen umdrehen kann, denn sie sind nur ein Verschlag in einem Hausgang, ein abgezwungenes Winkelchen einer Straßenecke, in dem eine Frau, in ihren Schal vermummt, auf einem Schemel sitzt und den Kartoffeln die Augen ausstiehlt, um sie in einem riechenden Fett zu braten und dann für einen Sou in einem Zeitungsfetzen an einen hungrigen Lehrbuben, einen rußigen Arbeiter zu verkaufen.

Im Fleischerladen steht der Mann und hackt die Knochen auseinander, und sein Weib sitzt im Kontor und läßt prüfend die Geldstücke auf der Marmorplatte klingen.

In den Bäckerläden lehnen an allen vier Wänden ganz lange und ganz schmale Brote in Reih und Glied.

In einer Garküche flammt ein mächtiges Feuer und sieben Hühner zischen an einem Spieß.

In den Charcuterien ringeln sich Bratwürste wie gefleckte Schlangen auf einem runden Weidendeckel.

In einer muffigen Bude steht ein alter Jude und bietet alles feil, was Menschen gebraucht haben.

In einem Bücherverschlag verkauft ein Bursche Kolportagehefte, die schon durch zehn Hände gegangen sind.

Alle Läden gehen bis auf den Bürgersteig hinaus; der Fleischstücke, der Grünwaren, der getrockneten Fische, die aus Island kommen, der Käse, der Stiefel, der Tuchreste sind gigantisch viele, und es ist wie im Schlaraffenland, nur mit dem Unterschied, daß für einen Armen nicht ein Bröselchen abfällt.

Die Menschen hasten. Sie fahren in Kutschen, in Omnibussen, in Dampfwagen, auf Rädern und Karren; wenn man stehen bleibt, zittert der Boden, den die Untergrundbahnen durchrasen.

Jämmerliche Mütter tragen halbtote und kranke Kinder auf den Armen; die Kokotten schreiten geschminkt, wiegend und beutelüstern aus den Seitengassen in die Lichter des Fahrdammes; ein Stelzfuß späht lange Zeit aus, um die Straße überschreiten zu können; der Agent dirigiert mit dem weißen Stab den Verkehr, der sich verfilzt und unentwirrbar erscheint.

Viele Gesichter sind gemein, gereizt und abgespannt — es ist keine Freude in ihnen und das Leben ist hart. Aber einige tragen Züge, die von Ernst und Menschlichkeit sprechen, und allen diesen Leuten gebührt Achtung, denn sie arbeiten.

Vor einer kleinen Druckerei bleibe ich stehen und sehe zu, wie Visitenkarten und Geschäftsempfehlungen gedruckt werden.

Eine saubere, intelligente Maschine, die auch ich verstehe, hat drei Walzen, die über eine Farbfläche laufen; die Buchstabenfläche senkt sich nach vornen und schmiegt sich mit einem sanften Druck für eine Sekunde an ein weißes Stück Papier, dann tritt sie zurück, und das Papier ist mit schwarzen Zeilen bedeckt.

Ein junger Bursche steht vor der Maschine und bedient sie. Es ist in seiner Haltung etwas, das mich rührt.

Es läßt sich schwer beschreiben, es ist etwas Ruhiges und Würdiges, und die Würde ist nicht streng — es ist die richtige Haltung, die man bei der Arbeit haben muß. Die Arbeit gibt ihm selber Brot und dem, der sie bestellt hat, Nutzen.

Es ist eine Auffassung, die nicht mehr in die Weltstadt paßt; die Weltstadt hat das Persönliche aufgehoben und kennt nur noch die Bestellung, die durch viele Hände geht: sie läßt unlustig werden.

Er macht eine Wendung, und ich sehe auch sein Gesicht; es ist sanft und trotzig.

Der Bursche erinnert an einen jungen Meister, wie sie in vergangenen Jahrhunderten in einer deutschen Reichsstadt lebten und bei der Arbeit vor dem Amboß, dem Leisten, sich mit einem bescheidenen Selbstgefühl der festen Grenzen ihres Lebensbezirkes bewußt waren.

Gewiß sahen so die Drucker der Humanistenzeit aus, die wohl fühlten, daß sie mit ihren geschwärzten Händen Wissen in die Welt trugen.

Aber heute ist das nur ein verlorener Posten.

Die Tote

Als sie über die Brücke gingen, sahen sie unten am Ufer Menschen einen Kreis um einen Körper schließen, der auf dem gemauerten Bett der Seine lag.

Es war eine tote Frau, die man eben aus dem Wasser gezogen und auf den Bauch gedreht hatte. Der Rock, unter dem sie nichts mehr trug, war schamlos bis zu den Hüften zurückgeschlagen worden. Das Wasser hatte die Beine aufgequellt, und sie war wie eine riesenhafte Statue, die man herabgenommen und umgelegt hat; sie war gigantisch und voll Majestät.

Die Schenkel waren grün angelaufen, aber von da oben sah es nur wie eine Patina aus, die Patina des Todes.

Es dauerte lange Zeit, bis einer der Agenten kam, deren Amt es ist, eine Leiche in die Morgue schaffen zu lassen; er betrachtete die Frau mit der Gleichgültigkeit seines Berufes, dann schob er mit seinem Stiefel den Rock über ihre Beine zurück.

Sie gingen nach Hause und wandten sich jeder dem zu, was seine Arbeit war. Keiner hatte ein Wort über die Tote gesagt, und so taten sie auch weiterhin, als dächten sie nicht an sie. Aber am Abend, nachdem sie sich schweigend lange gegenübergesessen hatten, kam es heraus, daß sie beide voll von ihr waren.

Sie waren ein junges Paar, das sich noch nicht lange gefunden hatte, und ihr Gefühl hatte noch nicht den Punkt der Sättigung erreicht. Sie waren sich noch neu, und die Liebe war vor allem dem Mädchen neu,

das noch nichts von den Herzensgeschichten anderer wußte und nur fand, sein Gefühl sei unerschöpflich und groß.

Und doch war es nun, weil sie fünf Minuten auf den roh entblößten Leichnam einer Frau geschaut hatte, nicht anders, als sei, durch ihre oder des Geliebten Schuld, der erste Atem eines jener Stürme über sie hinweggegangen, die die Herzen austrocknen und bewirken, daß zwei Menschen sich voneinander wie Bretter lösen, aus denen man die Nägel gezogen hat.

Sie war in einem jungen und glühenden, in einem månadenhaften Dahinstürzen plötzlich angehalten worden, und dieses heftige Stehenbleiben erschütterte und machte elend. Sie sah, daß der Körper verwest, und sie, die sich in ihrer Liebe so tief als Körper fühlte, wurde von einem Ekel ergriffen, der physisch und seelisch war.

Alles was zur großen Materialität gehört, war schmutzig und niederziehend: Essen, Verdauen, Sichnähren, Säftehaben, und nun — nun gehörte auch Sichlieben dazu. Sie lehnte sich gegen ihren Körper auf, sie suchte sich von ihm frei zu machen und sah, daß sie in ihn eingeschlossen war.

Nie hatte sie sich klargemacht, warum sie für einen Augenblick gleichsam die Augen hatte schließen müssen, so oft sie sich hingab, nun ahnte sie, daß sie sich über einen Punkt hatte hinwegsetzen müssen, der ein Herabschreiten bedeutete, ein Herabschreiten zur Lust; sie ahnte, daß alle Lust eine Lüge enthält, weil man glaubt, sich ihr um eines andern willen zu überlassen, und sie doch um seiner selbst willen sucht.

Und seltsam mischte sich eine andere Empfindung hinein: ein Respekt vor der Toten und eine Billigung, daß sie den Tod gesucht hatte.

Vielleicht war sie im Leben nur eine elende Kreatur voller Schwäche und Feigheit gewesen, aber daß sie dann zuletzt sich ausgelöscht hatte, hob alles Schlimme auf.

Nicht weil sie sich nicht mehr verteidigen konnte, gewann sie Achtung, sondern weil sie sich befreit hatte, indem sie jeden Widerstand gegen die Materialität aufgab, hinging und zu einer verwesenden und fürchterlichen Masse wurde.

Aber wenn In-den-Tod-Gehen groß war, dann mußte auch am Ende alles Lebens Qual und Überdruß stehen.

Ein Grauen erfaßte das Mädchen, ihr Blick wandte sich der Ferne des eigenen Schicksals zu und wandte sich hilflos zurück zu dem, der ihr doch noch gegenübersaß, dem Geliebten. Und der bemerkte, daß etwas Feindseliges in ihre Augen kam, eine kalte und verzweifelte Prüfung.

Er stand auf und legte den Arm um sie. Die ganze Nacht hielt er sie im Arm und suchte sie fühlen zu lassen, was er fühlte — daß es vor den großen Mächten, die keine guten Götter, sondern finstere und alte Gottheiten sind, nur eine Rettung gibt: sich zusammentun, und, zwei arme Kinder, einander mit einem demütigen Trotz in den Armen halten, nicht weiterschweifen, sondern ineinander ausruhen und sich helfen, ein Bruder und eine kleine Schwester.

Schauspielerin

Ich fühle Widerwillen, so oft ich auf den Anschlagsäulen lese, daß die Sarah Bernhardt die Kameliendame spielt.

Ich habe Ähnliches einmal erlebt, als ich in Leipzig Rudolf Gottschall begegnete und ihn davon erzählen hörte, daß er Heine, der 1856 gestorben ist, in Paris gekannt hatte. Gottschall besaß eine sehr schöne Hand, aber dieses Glied, das allein seine durchdachte Rassigkeit nicht verloren hatte, machte den Greis, der nicht sterben und nicht leben konnte, nur noch fürchterlicher.

Er wußte, daß er draußen seit Jahrzehnten für gestorben galt, aber er sog darum doch gierig jedes Wort auf, das wie eine Anerkennung klingen konnte, und war, am Ende seiner langen Laufbahn, zu dem unterwürfigen Ehrgeiz eines Anfängers zurückgekehrt. Er hatte einen Schlaganfall erlitten und sah aus, als sei er aus dem Grabe, in dem er schon gelegen hatte, noch einmal herausgekrochen.

Ich würde diesem Manne gegenüber, der eine solche tyrannische Rolle im Bühnenleben gespielt hat, zuviel Wichtigkeit beigelegt haben, hätte ich mich als Vertreter der Jugend gefühlt, die über die alte Schule hinweggegangen ist — ich empfand nur ein Mitleid mit denen, die nicht den Mut haben, zu sterben, und sich mit der Zähigkeit des Animalischen an das elende Leben klammern.

Und doch war das nur ein zurückgezogener Privatmann, mit der Bernhardt verglichen, die noch als Greisin fast täglich Theater spielt.

Es gibt viele, die diese Frau bewundern und in einer beispiellosen Zähigkeit und Lebensenergie Größe sehen. Die Zähigkeit und Energie sind gewiß da, aber sie sind nur abstoßend.

Selbst als Greisin nur Komödiantin sein und nie die Komödiantin überwunden haben, ist fürchterlich. Es beweist, daß man nie Mensch gewesen ist, nie Demut und Resignation, die reife Frucht erlebter Leidenschaft, empfunden hat.

Wer nicht nur nach außen gelebt hat, stellt sich unter das Gesetz seiner Lebensalter, wandelt und entwickelt sich und fühlt, daß eine Zeit kommt, wo es genug ist mit dem Ehrgeiz, der Liebe, der Teilnahme, dem Ruhme: man hat seiner Persönlichkeit zum Siege verholfen und seinen Namen den Menschen aufgezwungen — nun tritt man ab und bereitet sich auf die ewigen, tiefen und grausamen Dinge, das Altern, das Sterben, die Vergessenheit vor.

Niemals genug bekommen und glauben, daß die Menschen niemals genug von einem haben werden, bedeutet nicht Größe, sondern Abhängigkeit von einem niederen Egoismus und einer niederen Vitalität, von der man sich niemals frei gemacht hat.

Diese Frau ist nie Frau im ehrlichen Sinn gewesen. Eine Künstlerin, die nicht auch Mensch ist, ist nur eine Schauspielerin, und man ahnt, daß sie auch auf der Höhe ihres Lebens voller Konvention, oberflächlich, mondän wie eine Gesellschaftsdame, und eitel war.

Das Tragische, das sie so oft gespielt hat, hat sie gewiß nicht selbst erlebt, und ihrer Natur hat immer der natürliche Kern gefehlt.

Freundinnen

Ich habe eine Geliebte.

Es ist eine einseitige Liebe, das Mädchen ist aus Stein.

Es steht im Luxembourg auf einem Postament mit vielen andern Frauen. Unter Kastanien mit buschigen Kronen umziehen sie in einem ungeheueren Halbkreis den Kern des Parks, der, selber baumlos, tiefer liegt, gleich der Arena eines Zirkus: in seiner Mitte streckt sich flach ein Wasserbecken, in das Kinder mit Schleifen und rosigen Beinen Segelschiffchen hinausstoßen.

Dieses Rondell ist groß wie ein Traum, und wie es daliegt, in der Ferne von den Bäumen wie von einer Mauer abgeschlossen, ist es so weit, daß es den Begriff von Volk gibt, von vielen Menschen, die über Sandwege zerstreut sind.

Meine Geliebte ist eine Fürstin aus dem ersten Mittelalter. Was mich bezwungen und ihr zugeführt hat, sind zwei Zöpfe, die über die Schultern nach vornen gelegt sind und tief bis zu den Hüften reichen. Das ist mädchenhaft und schön.

Ihre Gestalt ist fein, voll und zierlich; der weiche Stein, grau wie eine Grisaillemalerei, hat keine Schwierigkeit gemacht.

Meine wirkliche Freundin ist eifersüchtig. Ich tröste sie: sie hat dieselben Zöpfe, deswegen liebe ich ja die kleine Statue und gehe so oft an ihr vorbei.

Und nun empfindet die Freundin sie wie eine Schwester. Sie grüßt sie jeden Tag mit einem Blick.

Père Lachaise

Einen vorzüglichen Fingerzeig für den Charakter eines Volkes geben seine Kirchhöfe. Ich habe einen Gang durch den Père Lachaise gemacht, und es war eine Stunde Anschauungsunterricht über das, was französische Bourgeoisie bedeutet.

Friedhof in der Stadt, über den Züge donnern, entbehrt er seines eigentlichen Sinnes, der Rückkehr zur Natur. Der Boden ist sehr teuer und es gehört zum Ehrgeiz einer Pariser Familie, ihr Erbgrab auf dem Père Lachaise zu haben; es ist so wichtig, wie sich im Bois in der eigenen Kutsche zu zeigen.

Die Marmorkreuze tun es nicht mehr allein, man hat zur herrschenden Form die Gebetskapelle gemacht; Häuschen erhebt sich neben Häuschen, und die Bäume sind fast ganz auf die Alleen verwiesen, die die hundert Sektionen trennen.

Der zweifelhafte Aristokratismus des Geldes, in dem manchmal sich der wahre Zweck der demokratischen Revolution zu offenbaren scheint, hat sich ein Gleichnis in diesen Prunkstätten gesetzt, die doch so engbrüstig sind und so berechnend den Platz ausnützen.

Wer war Casimir Périer? Ein Mann von einigem Verdienst und Präsident über Börsenagenten und Deputierte. Aber auf dem Abhang erhebt sich sein Denkmal hoch und sieghaft wie das eines Helden, und er selbst krönt in Bronze eine Säule, als sei er Cäsar gewesen.

Wer war Thiers? Ein Professor der Geschichte und

ein Staatsmann, dessen Mittelmäßigkeit man über den Zeitumständen, die ihn begünstigten, nicht vergessen kann: sein Mausoleum ist für die Ewigkeit errichtet, aere perennius.

Dieser Kirchhof ist ein Anblick, der das Herz eines großkapitalistischen Steinmetzunternehmers hüpfen macht: Marmor und Quadern, Platten und Reliefs.

Steht man auf einem Absatz und sieht hinunter auf die Reihen seiner Terrassen, so drängt sich der unmittelbaren Anschauung der Gedanke auf: das ist genau so, wie der Hof der Händler, an dem man vor den Türen des Friedhofs vorüberkam — Block steht an Block; als warteten sie auch hier noch auf den Käufer, sind sie wie Muster aufgestellt und aneinandergereiht.

Es fehlt etwas, und das ist die Versenkung in das Erdreich, die Verteilung unter Grün und auf freie Zwischenräume. Es ist ein Kirchhof der gesellschaftlichen Konvention und nicht des Friedens.

Er ist nur in einem Lande möglich, wo die Familie, diese Verschwörung von ehrgeizigen Intriganten, mächtig ist.

Dieser Kirchhof ist imposant für den, der sich von Schaustellungen imponieren läßt, aber er ist weder heilig noch demütig, und Bartholomés Monument der Toten, das alle Welt in ihre Zimmer hängt, wird nur Attrappe und macht die Plastik zu dem, wozu sie sich so gern hergibt, zur Dienerin offizieller Emphase.

Am Grabe Balzacs wollte ich ein Blatt pflücken, wie ich auf dem öden Montparnasse eines vom Grabe Maupassants gepflückt habe; aber es war unmöglich, denn kein grüner Strauch wächst darauf, und der einzige

aufdringliche Schmuck des Denkmals war der Name jener polnischen Gräfin, die ihm die Ehre erwies, seine Gattin zu werden.

Es gibt Monumente von starker, einfacher Wirkung, wie dasjenige Delacroix', aber es gibt noch viel mehr Monumente, wie dasjenige Felix Faures, der in Erz nicht nur mit einer französischen, sondern sogar mit einer russischen Fahne umwickelt ist.

Der nächste wird Herr Poincaré sein. Er hat die typische Figur für einen Bourgeoispräsidenten, er ist kurz, genährt, und wenn er grüßt, schwebt der Zylinder über einer Glatze. Er wird vollends in das russische Tuch eingewickelt werden.

Nein, es ist nicht mehr das Bürgertum, das wir suchen, wenn wir an die Größe französischer Kultur denken. Am Abend las ich Charles Louis Philippe, Dichter der neuen Welt des armen Volkes, der Straßenmädchen, der kranken Zuhälter, der Näherinnen. Kinder des Volkes, mehr leidend als schuldig, die Mühsal des nie erleichterten Lebens tragend, wie es das Volk tut, sind sie die Reservoire der Zukunft Frankreichs, einer kommenden Menschlichkeit.

Die Mouche

Man weiß, daß die Mouche die Trösterin Heines in Paris gewesen ist. Aber viel mehr wußte man nicht von ihr — leider sagten die Philologen schon lange, und begannen das, was sie Forschung nennen und was ich Lakaientum nenne.

Ich beurteile einen Philologen danach, ob er ein Gefühl dafür hat, daß diesem biographischen Zweig seiner Wissenschaft etwas Niederes anhaftet — hat er es, so ist er ein anständiger und überlegener Mensch und wird es als Charakteristiker weit bringen; sie sind selten.

Es ist subalterne Unterordnung, sich in die näheren Umstände der Liebschaften eines Mannes hineinzuwühlen, und die Entschuldigung, es geschehe im Dienst der Wissenschaft, lasse ich nicht gelten — sprecht von dem Eindruck, den eine Persönlichkeit macht, aber laßt die Toten ruhen.

Die Franzosen kennen diese grabschänderische Methode nur in geringem Maße, sie sind weniger kleinlich und sie sind vornehmer — wo sie es tun, ließen sie sich von den Fremden anstecken.

So haben diese jetzt glücklich herausgefunden, daß die Mouche zuerst die Geliebte des österreichischen Schriftstellers Meißner, dann die Heines und zuletzt die Taines war.

Taine vernichtete absichtlich alle Spuren, weil er sein Privatleben als seine eigenste Angelegenheit behandelt wissen und gegen seine Freundin die Pflicht des Gentlemans erfüllen wollte; aber dem rastlosen Gelehrtenfleiß ist es doch gelungen, ihm ein Schnippchen zu schlagen.

Mir ist es immer wie ein Glück erschienen, daß man von Shakespeare so wenig weiß, daß sogar seine Existenz hat bezweifelt werden können.

Deutsch-Französisches

Der große Mangel deutscher Köpfe besteht darin, daß sie für Ironie, Zynismus, Groteskes, Verachtung und Spott keinen Sinn haben.

Sie besitzen sehr oft Kraft, aber es ist eine einfache Kraft des Vorwärtsstoßes, eine unkomplizierte, eine eindimensionale Kraft, wie Schiller und Wildenbruch sie zeigen.

Sie erinnern an ein Auto unsrer Tage; es steht vor dem Haus, und sein Motor schnaubt und faucht wie eine Bestie, die darauf brennt, losgelassen zu werden und geradeaus und immer geradeaus zu schießen.

Dieser Drang nach dem großen Tempo ist ein Zeichen, daß man unter dem Griff einer Macht steht, nicht selbst den Griff in der Hand hat; es ist eine Hingabe und nicht eine Beherrschung; es ist ein permanenter Zustand, eine Besessenheit und keine Schöpfung; es ist keine innere Freiheit.

Die großen Epiker der Franzosen, Flaubert, Stendhal, Balzac, Maupassant erarbeiteten sich eine feste Menschenkenntnis, die keineswegs kompliziert ist und in der Einsicht besteht, daß der Durchschnittsmensch, der Bürger, der das öffentliche und private Leben macht, eine Kanaille sei, kleinlich, streberhaft, skrupellos und feig.

Diese Erkenntnis ist die feste Basis, auf der sie stehen und die ihnen Halt gibt. Sie disputieren nicht über sie, sie suchen sie auch nicht zu ändern. Daher auf der

einen Seite ihre Schärfe, auf der andern ihre Skeptik und ihr Pessimismus.

Da sie zugleich aber selbst größer und menschlicher sind, so erhalten sie ihre Überlegenheit und ihre Fähigkeit, tragisch zu wirken, indem sie die besseren Triebe im ohnmächtigen Kampf mit der Enge des Durchschnittsherzens zeigen.

Das ist der ganze Unterschied zwischen ihnen und ihren deutschen Kollegen. Diese wollen die Welt reformieren, also ein Werk versuchen, das dem Moralisten und Philosophen gehört — jene sind viel zu tief von der Schwunglosigkeit des Egoismus überzeugt, ja im Grunde sogar ganz damit einverstanden, als daß sie sich dagegen erheben würden; sie nehmen die Welt als eine gegebene Größe hin und schreiten nun wie die Geometrie von diesem einfachen Ausgangspunkt zu den überraschendsten und verwickeltsten Folgerungen voran.

Daher wirken sie klar und mathematisch, jene bleiben unklar und pathetisch.

Zuzeiten beneidet man die Franzosen um nichts so sehr, als um ihre Schauspieler und ihre Schauspielkunst.

Tradition und die unmittelbar in jedem Gliede der Nation lebende Fähigkeit zur gesellschaftlichen Routine, aber auch zur witzigen Unbedenklichkeit spiegeln sich auf der französischen Bühne gleichmäßig ab.

Wie die französischen Theaterdichter die Probleme des Herzens immer in den engen Rahmen der Tatsächlichkeit spannen und praktische Symbole für den einzelnen und die Familie schaffen, so sind auch die

Schauspieler durchaus Vertreter der französischen Geistesrichtung, also ein wahrhaft nationales Produkt voll Sicherheit, Schule und Gleichmäßigkeit.

Ihre Pathetik ist national und darum erträglich, da jeder Franzose dieselbe Verve in sich fühlt — in Deutschland ist Pathetik Theater, das dem innersten Wesen der Volksgenossen nicht entspricht.

Ein Franzose kommt auch im Leben nie über das Pathetische hinaus, der deutsche Charakter strebt, wenn irgendeinem Ziele, der Überwindung der Phrase entgegen; deshalb wird er schließlich dazu genötigt, den Schauspieler als wesensfremd zu empfinden und von Komödiantentum zu sprechen.

Dafür kennt die französische Bühne nicht mehr die hohe und höchste Stufe der männlichen Charakterkunst, so wenig wie das französische Theater nach Molière die wirkliche und tiefe Tragödie, aus der jede Spur von Rationalismus getilgt ist.

Mit den Frauen ist es freilich anders; auch in diesem Lande des Herkömmlichen und Formalen ist die Frau Weib und gestaltet als Schauspielerin die Leidenschaft, die Urnatur — aber ich rede von den Männern.

Man bekommt hier in Paris einen wahren Hunger nach einem deutschen Schauspieler von wirklichem Rang, und man fühlt, daß alles Positive, das die französische Schule zu geben hat, nicht völlig für den Mangel an Wesentlichkeit, die große Abrechnung der nordischen Kunst, entschädigen kann.

Das ist im übrigen auch der Zwiespalt, mit dem man in allen andern großen Fragen, die einen beschäftigen, Kultur, Kunst, Leben, Philosophie, hier entlassen wird.

Man schätzt die französische Auffassung über alles, aber man steht doch zuletzt davon ab, sich in ihr heimisch zu machen. Man kehrt zur deutschen Rasserichtung zurück und hat nur eines wollen gelernt: die Unklarheit zu vermeiden und die höchsten und schwierigsten Dinge so darzustellen, daß sie das Nebelhafte verlieren.

Klarheit bedeutet im Französischen Verständlichkeit, im Deutschen Radikalismus.

Radikalismus, das ist ein andres Wort für Gesinnung, Unerschrockenheit, Unabhängigkeit. Das Zeitalter der Disziplin, der Arbeitsgemeinschaft, des Gehorsams, der Normalität hat uns dessen beraubt, was wir einmal hatten, der Kühnheit unsres Denkens, das dem Gewordenen das Absolute entgegenstellte und nicht davor zurückschreckte, Gott, Staat, Gesellschaft zu zertrümmern, nur um in ihre Relativität hineinzusehen. Keine Charaktere, keine großen Schmerzen, keine große Lust, keine Intensität, keine Explosionen.

Kleine Woche

„Nachrichten in drei Zeilen" sind eine ständige Rubrik der Pariser Presse. Die Dramen in zehn Linien muß man sich noch selbst zusammensuchen. Hier ist eins:

Eine jener alten Damen, die in ihrem Viertel so zurückgezogen wie in einer Provinzstadt leben, findet, als sie zur Frühmesse geht, im Seitenschiff der Kirche ein Kindchen, das acht Tage alt ist. Auf sein Hemd ist der Brief einer verzweifelten Mutter geheftet: „Ich kann mich nicht mehr durchbringen und gehe in den

Tod, aber ich finde nicht den Mut, mein Kind mitzunehmen."

Ganz Paris ist gerührt, und das Journal bringt durch eine Sammlung zugunsten des Findlings eine Gabe von der Größe einer Mitgift zusammen. Die Mutter zieht man am nächsten Tage aus der Seine.

Sie handelte unüberlegt. Sie hätte die Wirkung des Briefes abwarten sollen.

Die deutsche Kinderbonne ist in Paris alltäglich. Aber die Familien sind gewissenlos. Dieser Tage hörte ich im Garten des Luxembourg ein Mädchen zu Fillette sagen: „Sell weiß i scho lang."

Ist Schwäbisch jenes Deutsch, in dem man große Gedanken schöpferisch ausdrücken kann? Kein Wunder, wenn sie dann die Sprache über dem Rhein häßlich und barbarisch nennen.

Wer noch nicht wüßte, daß Rochefort nicht mehr die Verve seiner großen Zeit besitzt, brauchte nur den Artikel zu lesen, in dem er neulich Anatole France dreimal in einer Spalte Anatole Prusse genannt hat.

Einmal wäre ein beißender Spott gewesen, zweimal eine Geschmacklosigkeit, aber dreimal ist das Schlimmste von allem, Altersschwäche.

Die Elsässer haben es leicht in Paris. Ein Karikaturist aus dem Reichslande, der in einer weit massiveren Manier als sein Vorbild, der Simplizissimus, die lodentragenden Teutoninnen verspottet, stellt hier aus: gleich erkennt man das Blut Voltoires in ihm.

Ein Schutzmann läßt sich in Mülhausen, am Fastnachtsdienstag, zu der Schneidigkeit hinreißen, von Masken, die eine blaue Kornblume, ein weißes Gänseblümchen und eine rote Mohnblüte tragen, zu verlangen, daß sie eine der Blumen aus dem Knopfloch entfernen sollen; sie verzichten auf die Wahl und überreichen ihm alle drei: das nennt der Figaro bewundernd geistreich.

Neulich machten wieder die Studenten ihren berühmten Monome vom Quartier zur Statue der Stadt Straßburg auf dem Concordienplatz. Die jungen Leute sind sonst in politische Parteien zerfallen, gleich den Alten, und bekämpfen sich wütend wie Katzen und Hunde. Bei dieser Gelegenheit tun sie sich alle zusammen und ziehen schweigend, starr, lautlos auf ihrem langen Wege einher wie hinter einem unsichtbaren Sarg, der die Leichen der beiden Schönen Elsaß und Lothringen enthielte.

Der französische Staat tut unrecht, zu dieser Demonstration gegen einen Nachbar, mit dem er in Frieden lebt, seine Organe herzugeben, denn die Polzei übernimmt es, die Ordnung aufrechtzuerhalten und den Studenten für Reden und Fahnenschwenken Platz zu machen. Der Staat wacht auch über die Kränze, die das ganze Jahr liegenbleiben. Es ist klug und überlegen von der deutschen Regierung, daß sie keine diplomatischen Vorstellungen erhebt.

Was mir aber zu denken gibt, ist, daß noch kein Elsässer sich gefunden hat, der diese Schaumschlägerei und manche andere Sentimentalität der niederen Art ablehnt: aus Persönlichkeitsbewußtsein, aus Stolz, aus Sachlichkeit, aus kühler Intelligenz — aus Ehrlichkeit.

Eine französische Boulevardzeitung, ein Soublatt, bringt unter dem Titel „Die Krise des Französischen" Beispiele schlechten Ausdrucks, salopper Sprachwendungen aus Blättern und Zeitschriften.

Welches unsrer Blätter käme auf den Gedanken, regelmäßig dem Elend des Zeitungsdeutschs zu Leibe zu gehen und bei seinen Lesern auch nur das Verständnis dafür vorauszusetzen?

Arthur Meyer, der als Direktor des royalistischen Gaulois und als Sprachrohr Seiner Königlichen Hoheit des Kronprätendenten eine Rolle in der Pariser Gesellschaft zu spielen weiß, stammt, wie schon sein Name verrät, aus einer der ältesten christlichen Familien des französischen Hochadels.

Er hat in kurzer Zeit zwei Bücher veröffentlicht, die die Titel führen: „Was meine Augen gesehen haben" und „Was ich erzählen darf."

Diese Titel erinnern mich an diejenigen Wedekindscher Stücke: Mit allen Wassern gewaschen, In allen Sätteln gerecht, Von allen Hunden gehetzt.

Das ist natürlich nur eine äußerliche Gedankenverbindung, die zu unterdrücken ich mich bemühen werde.

Heute habe ich eine halbe Stunde Mathematik getrieben, was mir seit meinen Schuljahren nicht mehr passiert ist.

Ich verdanke diesen Versuch den Pariser Gemeindevätern, deren Weisheit in der Auswahl des ungeeignetsten Reinigungssystems bewunderungswürdig ist.

Wenn es eine Nacht geregnet hat und der nächste Vormittag abgewartet worden ist, um den Wagen und dem Publikum Zeit zu lassen, den Straßendamm in eine zähe Fläche von Schlamm und Schmutz zu verwandeln, erscheinen zu der Stunde, wo der Nachmittagsverkehr der Weltstadt anschwillt, an einer Kreuzung der belebtesten Adern fünf bis sechs merkwürdige Maschinen.

Sie bestehen aus einer Bürstenwalze, die schräg gestellt ist, aus einem Gaul, der sie zieht, und aus einem Menschen, der über der Walze in der Luft sitzt.

Die erste Maschine fährt mit dem einen Rade in der Trottoirrinne und befördert den Schmutz zwei Meter nach der Mitte zu. Die zweite Walze folgt etwas neben und hinter ihr und streicht ihn wieder ein Stück seitwärts. Die dritte folgt hinter der zweiten, die vierte hinter der dritten; die fünfte hat den Schlammstreifen bis zur Mitte gefördert. Nun machen alle kehrt und legen es darauf an, ihn wieder in die andere Rinne zu bringen; zuletzt kommt ein Mann zu Fuß, der ihn mit einem Besen in die Abflußlöcher kehrt.

Nichts kann klarer und einleuchtender sein, es ist eben Mathematik. Daß während dieser ganzen Zeit — für zwanzig Meter braucht man eine halbe Stunde, und es läßt sich danach berechnen, wann Paris gereinigt sein wird — die Omnibusse, Autos, Kutschen, Karren, Trams und Kupees hinter den gemächlich manövrierenden Maschinen stoppen müssen, und daß die Verfilzung unauflöslich wird, wenn diese umdrehen und sich gleichsam wieder gegen ihre Gegner wenden, ist nebensächlich: fiat mathematica, pereat vita.

Einer der verblüffendsten Widersprüche hierzulande wird stets bleiben, daß man immer bereit ist, mir nichts, dir nichts eine Revolution in Szene zu setzen, aber vom Staate und allen Behörden langmütig und gleichmütig die lächerlichsten Belästigungen hinnimmt. Machen wir uns doch nichts vor: Frankreich ist mindestens so sehr wie Deutschland ein Dorado des Bürokratismus. Der Unterschied ist freilich, daß wir aus der Hand fressen und sie sich mokieren, daß wir von gottgewollten Abhängigkeiten sprechen und sie sich in Revuen rächen.

Ich erklärte mich jüngst, als ich meine neue Wohnung bezog, bereit, eine Gasuhr zu übernehmen. Ein Beamter kommt und zieht, nachdem er zwei Stempelgebühren einkassiert hat, ein Paket Schriftstücke heraus; „Sie müssen unterschreiben," erklärt er — ich unterschreibe. Er wendet um, ich unterschreibe noch einmal.

Beim dritten Male tue ich verwundert. „Oh Monsieur!" sagt er mit einem Vorwurf im Tone, der beweist, daß er mich für einen Menschen ohne Sinn für Ordnung hält.

Ich habe siebenmal geschrieben: approuvé und den vollen Namen und das Datum daruntergesetzt.

Hier erwirbt sich ein Verkehrsminister den Namen eines großen Mannes, wenn er beim Antritt seines Amtes einige Reformen ankündigt, die anderswo schon seit Einführung der Postkarte bestehen.

Da er nach einigen Wochen wieder aus dem Amt scheiden muß, was man parlamentarisches System nennt, so können an diesen Reformen noch fünf andere zu großen Männern werden.

Der Tagesbericht der Zeitungen ist der Rohstoff für kleine und große Dramen. Manchmal kann der Rohstoff sogar fix und fertig übernommen werden. Heute bringen die Blätter folgende Geschichte:

Eine alte Dame nimmt eine junge Bonne. Nach einiger Zeit verschwindet die Bonne mit einem Portemonnaie und drei Ringen, die ihr nicht gehören. Ein Fußgänger findet Wochen später ein Portemonnaie und darin einen Versatzschein auf drei Ringe, der die Adresse der Bonne und ihrer Dame trägt. Die Dame wird auf die Polizei geladen und erkennt ihr Eigentum, als sich die Tür öffnet und die Bonne eintritt, die ebenso gemütsruhig, wie sie auf dem Leihamt den Namen ihrer Herrin genannt hatte, ihren Verlust anmelden will.

„Ich habe mich in der Tür geirrt," sagt sie und will sich zurückziehen; natürlich lädt man sie ein, dazubleiben.

Es klappt in dieser Geschichte alles so gut, daß man auf den Gedanken gerät, der Reporter sei ein Mann von Geist und habe sie erfunden. Man sagt, das komme vor. Jedenfalls, wenn ich Reporter wäre, würde ich mir lieber jeden Tag einen kleinen Einakter aus den Fingern saugen, als in der Stadt auf Begebenheiten Jagd machen, die man dann doch erst frisieren muß.

Bei den Tänzerinnen

Man weiß, was Tabarin ist: ein Ballokal am Fuß von Montmartre, in dem ein paar gemietete Tänzerinnen Quadrille tanzen und andere in Straßen-

kostümen die neuesten Tänze, wie gerade die Zeit sie bringt. Man zahlt ein Entree und kann dann zusehen.

Ich sollte Damen aus Deutschland hinführen und habe mich lange geweigert, denn man fühlt nicht mehr mit jener Neugierde von Bürgerfrauen, die sich brennend für die Kokotten interessieren und sie nicht zu sehen bekommen, wenn sie nicht den Pariser Aufenthalt dazu benutzen.

Da waren zunächst die Vortänzerinnen. Es sind alte und für unternehmungslustige Herren nicht sehr bemerkenswerte Geschöpfe, die eine dick, die andere flach und schmal, die dritte klein und rund, die vierte träge und schmachtend.

Sie tragen einen weißen Unterrock mit vielen aufeinandergenähten Rüschen, so daß es aussieht, als wären es vier, fünf Röcke übereinander.

Wenn sie in zwei Reihen stehen und grüßend ein Bein senkrecht neben den Kopf halten, hat man die Empfindung eines ungeheuren Jabots von der Erde bis zum Haar.

Die Jabots wogen und bewegen sich rhythmisch, wie Schaumrücken, die auf den Wellen des Meeres tanzen, weiße Tiere, Mollusken, die zittern und vergehn.

Es ist vor allem die flache und schmale, eine Engländerin, die mich fesselt.

Sie trägt ein dunkles Amazonenkleid, wie eine Dame, die ausreitet, und es schließt sich eng und straff um ihre knabenhafte Büste. So tritt sie auf das Parkett, bevor sie den kurzen Rock hebt und die Rüschen sichtbar werden.

Sie hat ein unschönes, aber charakterfestes Gesicht,

das wie eine Maske vor einem andern, unsichtbaren und eigentlichen ist.

Ich empfinde: es wird gleichgültig, was ein Mensch im äußeren Leben ist, ob er sich prostituiert, ob er mit seinem Körper Schacher treibt und ihn in den Schmutz zieht, ob die Bürger ihn verachten: das berührt den Kern nicht, der die Kraft ist.

Die Natur entläßt jedes Geschöpf gleich neu aus ihrer Hand, und ein paar Augenblicke steht es ihm frei, ob es sich auf die gute oder auf die schlechte Seite wendet, ob es sich dafür entscheidet, rein zu bleiben, oder sich hinzuwerfen; es ist gleichgültig.

So oder so, das Geschöpf wird leben und Empfindungen haben, und jenes, das die Empfindungen in der Anarchie und Beschmutzung sucht, scheint etwas vorauszubesitzen: das tiefe Gefühl, daß dieses Leben vorübergeht, daß am Ende alle Wege ausgelöscht werden und daß, da zuletzt doch die Verwesung, das Nichts, das Auseinanderfallen wartet, es nicht der Mühe wert scheint, sich zuerst an künstliche und enge Schranken zu binden.

Dirne oder Frau, das sind Bezeichnungen für Kategorien; es sind keine moralischen, ewigen Kategorien der Pflicht; es sind Klassifikationen für den neutralen Beobachter.

Die Amazone ist von Hunderten, denen sie sich überlassen hat, verachtet worden, und doch stand sie über ihnen, weil ihr Besitz an der dunklen, ausstrahlenden Lebenskraft größer war.

Nur ein Schwacher fühlt sich in einem untergeordneten Dasein unglücklich, ein Starker nimmt es hin,

ja er sucht es auf, und eine der tiefsten Entwicklungen, die man einer Figur mitgeben kann, ist diejenige zum Bösen und zum Ungeregelten.

Jeder Dichter, jeder Künstler müßte das fühlen und in der Niederen die Schwester erkennen, nicht nur mit dem Herzen, sondern auch mit dem Instinkte seines Willens.

Die Vortänzerinnen in den Rüschen verschwanden, und Mädchen in Schneiderkleidern nach der letzten Mode traten an ihre Stelle. Diese dunklen Gesellschaftskostüme sind im Tanzhaus das, was Strümpfe und Unterwäsche an einer nackten Frau — letzte Künstlichkeit, hinreißende Stilisierung des Erotischen.

Die Paare schwebten nicht dahin, sie eilten auch nicht dahin, sie preßten sich aneinander und waren in einer stehenden Umarmung gebannt. So umklammern sich Tiere, wenn sie jenem langen Augenblick entgegengehen, der eine schweigende Entrückung ist.

Ich habe oft Käfer und kleine Tiere, die dem Pflanzenhaften näherstehen, beobachtet, wie sie sich zur Liebe umfaßt halten: sie regen sich nicht und doch genießen sie, und ich habe mich gefragt, ob sie nicht etwas ganz anderes suchen als die großen Tiere in der heftigen und stürmischen Bewegung. Kennen sie statt der Dramatik eine sanfte, feinere Empfindung? Schweben sie einfach entzückt und verzückt auf klingenden Schwingungen?

Und nun sah ich hier eine Reihe von Mädchenpaaren, und sie tanzten untereinander anders als mit Männern. Es waren Empfindungen auf ihren Gesichtern geschrieben, die man nur erfassen kann, wenn

man sagt: sie schienen in Fernen zu führen, die durch den Liebesakt nie erreicht werden, denn dieser ist ein Augenblick, und hier war ein Zustand, dieser ist ein Suchen und Erzwingenwollen, hier war eine Erfüllung und ein schweigender Genuß, der sich in den Nüstern, den umrandeten Augen, den geöffneten Mündern verriet.

Das was die Mediziner ein unnormales Verhältnis nennen, war mit einer lyrischen, pflanzenhaften Lust erfüllt, und statt des Pathologischen ahnte man etwas Wesentliches.

Frauen verkehren mit uns, sie leben mit uns und doch erzählen sie nichts von dem, was sie in der Tiefe ihrer Natur genießen; sie handeln danach, sie wissen und wissen nicht.

Wir sind Männer und modeln uns nach den Problemen unseres Zeitalters, die zwischen uns und den Anfang viele tausend Jahre legen; sie sind jung, wie sie am ersten Tage gewesen sind. Man kann erschauern, wenn man an dieses äußere Nebeneinander und die tiefe innere Trennung denkt, und man wird plötzlich das Leben eben darum, weil es das noch gibt, das Alte und Frühe, tief und wunderbar finden.

Das Schöpferische ist noch immer vorhanden, und es sind Straßenmädchen, tanzende Kokotten, die es enthüllen und nun auch an Frauen in andern, bürgerlicheren Kreisen erinnern, die im Grunde ihres Wesens wie sie sind, unberührt von allen gewordenen Forderungen.

Es waren Mädchen aus allen Gegenden da, eine kleine russische Jüdin, über deren hohe feste Brust

das Gewand wie ein Schleier über die vollste Nacktheit herunterfiel, eine Mulattin mit dem unreinen Braun im Blick, das die Augen des Schakals haben, und von der ein starker Geruch ausging; Pariserinnen mit so schmalen Hüften, daß sie wie die Beschränkung des Materiellen auf ein Minimum sind.

Sie trugen wallende Straußenfedern, die beim Tanzen nickten, ihre Gamaschen schlossen sich so straff um die Gelenke, daß die Füße und Absätze der Schuhe wie aus einem Stück und wie der feine Huf einer Gazelle erschienen, sie drängten ihre Knie zwischen die Knie der Freundin und bildeten in den engen Röcken eine kühne, fast zusammenbrechende, eine drängende Linie, die man mit einem raschen Bleistift auf Papier gezeichnet sah.

Und das alles und Schminke und Puder und Putz und Parfüm waren nicht mehr Dinge, die das Ursprüngliche entstellten, sondern die es stärken, wie die Natur selbst sich Farben und Gerüche und tausend Reize gibt.

Man saß da und war Anschauung geworden, die keinen Unterschied mehr zwischen Sehen und Denken kennt, weil sie nur das, was ist, erfassen will.

Man begriff: dieses Leben der Namenlosen in den Tanzlokalen, in den Mietszimmern, in den ungeregelten und verdächtigen Häusern, das wir neben unserm hohen, geistigen, suchenden und denkenden vernachlässigen, ist voll Stärke.

Durch Generation und Generation setzt sich etwas Ursprüngliches fort, und die Epochen, die wir Ancien Regime, zweites Kaiserreich oder sonstwie benennen,

sind mehr als Beweise für das ewige Amüsierungsbedürfnis, sie sind der Beweis für das Recht jeder Generation, die alten Dinge, die Erregung, Farbe und Lyrik geben, neu zu empfinden.

Amerika

In China befördert man, um den Enkel zu ehren, den längst verfaulten Großvater nachträglich aus der siebenten Mandarinenklasse in die vierte; man dekretiert auch umgekehrt zur Strafe, der ehrungswürdige Herr von 1750 habe das Recht, drei Pfauenfedern zu tragen, vom 9. Februar 1911 ab verwirkt.

Nun, so geht es in China zu. Aber in Amerika hat soeben Bessie Hunt ihren Ehemann sechs Wochen nach seinem Tode wegen Untreue auf Ehebruch verklagt.

Sie will ihn nicht verklagen, sie hat ihn verklagt. Die fünfzig Franken Kabelgebühren, die ein Boulevardblatt sich leistete, um die Nachricht früher als die Konkurrenz zu bringen, sind es wert gewesen, ausgegeben zu werden.

Kennen Sie Amerika? Ganz Amerika ist in dieser Geschichte, die nicht einmal den Vorteil hat, eine Anekdote zu sein. In Amerika erfindet man überhaupt keine Anekdoten, man liefert sie. Und man merkt es nicht, sonst wäre es ja nicht mehr amerikanisch.

Ich habe einige amerikanische Tatsachen gesammelt:

In Amerika bekam ein Gefängniswärter, den ein ausbrechender Sträfling invalide getreten hatte, von einem ebenso schlauen wie weisen Gericht die Erlaub-

nis, den Leichnam seines Feindes auszustopfen und mit der Mumie im Land herumzuziehen.

In Amerika mußte ein deutscher Literat, den ich kenne, den Straßenbahnwagen verlassen, weil er den Simplizissimus las.

In Amerika wurden mitten im Theater der Direktor, die Sänger, der Kapellmeister, jeder, alle, alles verhaftet, weil sie Salome gaben.

In Amerika befördert die Post keinen Roman, in dem sich herausstellt, daß der Held bei der Fortpflanzung seines Stammes auch keine andere Methode als andere Leute angewandt hat.

In amerikanischen Hotels müssen, wenn ein Herr eine Dame besucht, die Zimmertüren offen stehen.

In Amerika wohnt, last not least, wie der Engländer, oder zu guter Letzt, wie Busch sagt, Roosevelt, der Mann mit dem unvergeßlichen Gebiß.

In Amerika sind die Heiden Aufschneider; die Männer geben der Härte, die sie im Kontor und im Kampfe gegeneinander zeigen, eine seltsame weibische Ergänzung, sobald es sich um ihre Frauen handelt — eine Ergänzung, die sich von der Unterordnung der alten Kavaliere durch den Mangel an Hirn und differenzierten Nerven unterscheidet. Und was die Amerikanerin betrifft, möchte ich sie nicht zur Geliebten und nicht zum Weibe: sie würde sich weder die Fesselloſigkeit des Erotischen erlauben, noch der Liebe Leonores fähig sein, weil sie, so oder so, nichts vom Leidenschaftlichen weiß. Sie versteht sich auf den Vorteil und darauf, verwöhnt zu werden.

Amerika erfand das Grammophon, die Reklame, das

Eisenbahnunglück, den Riesenzirkus, das Pökelfleisch, die Reportage und das Warenhaus.

Selbst seine Kulturbeisteuern, Zähneplombieren und Telephon, sind nur notwendige Übel.

Doux pays, sagen die Franzosen.

Lesewoche

Es ist ein Bücherpaket aus Deutschland gekommen. Es kostet mich einen halben Franken an den halbwüchsigen Fuhrmann in blauer Bluse, der es abliefert, und eine Fünfliterkanne des Erdöls, das im geschliffenen Bassin der Lampe so hell glänzt — ich will lesen und ich bin schon so, daß ich acht Tage lang von einer Sache nicht genug bekomme, von einem Gericht, das ich entdeckt habe, vom Kaffeehaussitzen, vom Herumstreifen, von Kokotten, von einer Bank im Luxembourg, von den kleinen Dampfern auf der Seine, von den Bildern eines Museums oder von einer kurzen Pfeife — dann ist es vorüber und macht Neuem Platz.

Ich werde mich also acht Tag lang in Bücher vergraben. Amüsiert euch inzwischen gut, auf Montmartre treffen wir uns wieder.

Madame Jeanne au troisième

Ich halte mein Versprechen und führe euch auf Montmartre. Und weil ihr acht Tage gewartet habt, will ich euch eine Anekdote erzählen — von dem Lehr-

geld, das ich zahlen mußte, als ich bei meinem ersten Aufenthalt in Paris ein Straßenmädchen ansprach.

Ich wohnte in der Rue du Faubourg Montmartre: das ist nicht Montmartre, aber doch nicht mehr zu weit davon.

Die Straße ist eine gewundene Schlucht, in der eine Hölle von Fahrzeugen und Menschen heult. Mein Zimmer lag im ersten Stock über der Haustür, und neben dem Fenster hing eine große runde Uhr mit erleuchtetem Zifferblatt: blickte ich hinaus, so waren die Zeiger, riesengroß wie in einem Vergrößerungsglas, das erste, was ich erblickte. Lehnte ich mich ein wenig vor, so sah ich von den Boulevards her eine nie unterbrochene Kette von Automobilen und Autoomnibussen in scharfer Kurve heranfahren.

Die Autobusse waren hoch und phantastisch wie antike Kriegswagen, die Mauern berennen mußten. Schwankend und donnernd kamen sie, wie auf einer Wettfahrt, und füllten den Schacht der Straße mit einem blauen Dunst: immer war mein Zimmer voll von ihm, ich schlief in ihm und dem Dröhnen schwerer Räder, und wenn ich später an Paris zurückdachte, roch ich diesen Benzingeruch — er war es wahrhaftig, der mich zurückgelockt hat.

Es war eine Geschäftsstraße, in der ich wohnte. Meinem Zimmer gegenüber lag ein Haus, dessen Torbogen auf beiden Seiten von unten bis oben mit Schildern bedeckt war, und auf jedem Schild stand eine Ziffer, die das Stockwerk und die Abteilung des Stockwerks anzeigte.

Im Lauf der Tage lernte ich alle Schilder kennen,

und auch diejenigen, deren goldene oder schwarze Buchstaben zu klein waren, zog ich an mich heran, indem ich sie durch ein Opernglas betrachtete.

Da fiel mir eines auf; es trug die Inschrift: Madame Jeanne, au troisième. Sonst nichts.

Wer war Madame, die nur ihren Vornamen auf das Schild setzte? Welche Kunden kommen zu ihr?

Aber wie sollte ich das herausfinden? Fragen wäre das Einfachste gewesen, aber das tat ich nicht, dazu war mir zu romantisch um den Sinn in diesem Viertel, dessen Pulsschlag, Geschäftstaumel und Menschenhast etwas Unwirkliches hatte.

Vom Faubourg nach den Boulevards führten noch andere Zugänge, glasüberdeckte Schlupfgänge, Passagen, die in Gold und hellen Farben gehalten waren, und durch deren Dächer ein sanftgedecktes Licht fiel.

Sie enthielten nur Geschäfte und Panoptikums; in dem Fenster des Coiffeurs drehte sich eine Dame ohne Unterleib, damit man ihre schönen falschen Zöpfe sehen konnte; in dem des Druckers arbeiteten Setzermädchen mit schwarzen Schutzärmeln; das des Buchhändlers war mit unanständigen Postkarten austapeziert, von denen die Zeitungen behaupten, daß sie alle aus Deutschland kommen; die Drechsler hatten weißschimmernde Meerschaumpfeifen ausgestellt.

In diesen Durchgängen ist ein großer Liebesmarkt; hundert Kokottchen, Kinder aus ganz Frankreich, gehen in ihnen stelzend und geschminkt auf und ab. Es ist eine ewige Versuchung, nie konnte ich mein Haus verlassen, nie zu ihm zurückkehren, ohne viele Zeichen zu bekommen.

Aber während die kleinen Dirnen auf und ab schreiten, da sie sich ja zeigen müssen, stehen in den Ecken untersetzte Männer mit dicken Taschen: die Taschen sind vollgestopft mit Aktbildern, Heften und ähnlichen Dingen, die sie den Fremden anbieten.

Kommt ein Fremder vorbei, so lösen sie sich aus ihrem Winkel und gehen leise einredend neben ihm her, Schüler Leporellos, die ein Register von nackten Photographien entrollen.

Sie reden alle Sprachen und taxieren jeden auf seine Nation. Sie bieten sich an, dich hinzuführen, wohin du willst, in Kinderbordelle, in solche, wo nur Knaben und Männer sind; sie versprechen dir, dich durch ein Loch in der Tür Liebespaare beobachten zu lassen — sie tun alles.

Einem solchen Mann kaufte ich einen gedruckten Führer ab.

Es war für einen Ausländer erstaunlich, was darin stand: die Unternehmer der Liebe priesen ihre Etablissements mit verführerischen oder auch nur sachlichen Worten an, die Privatkokotten gaben ihre Adresse; hier konnte man mit Bürgerfrauen zusammenkommen (Preise von hundert Francs aufwärts), dort sich, sei es liebevoll, sei es streng, massieren lassen.

Auch ein Verzeichnis nach Straßen war da, und in ihm fand ich: Rue du Faubourg Montmartre 17, Madame Jeanne au troisième.

Als ich wieder zu Hause war, sah ich hinüber. Der zweite Stock gehörte einer englischen Weltannoncenexpedition, der vierte einem Leipziger Rauchwarenhaus; im dritten Stock saßen hinter vorhanglosen

Fenstern ein halbes Dutzend Buchhalter eines Straußenfederhändlers; aber daneben waren drei Fenster dicht verhängt.

Ich muß nachholen, daß mein Zimmer zu einer Pension gehörte, in der ich alle Mahlzeiten einnahm. Die Inhaber waren ein alter pensionierter Offizier und seine Frau. Kaum finde ich mich am ersten Abend im Speisezimmer ein, tritt der Herr zu mir und zieht mich höflich in eine Antrittsunterhaltung.

Sobald er hört, daß ich aus Straßburg komme, wird sein Gesicht, das seltsam verzerrt ist und in Zwangsbewegungen zuckt, als drohe ihm ein Schlagfluß, lebhaft: in Straßburg hatte er damals, vor 70, als Leutnant gestanden. O, er erinnert sich nicht mehr an viel, ein Café, in dem er Billard spielte, und die Finkmattkaserne, in der er lag, das ist alles: ich sage, daß beide verschwunden sind, er antwortet: hélas, Monsieur, tout se passe.

Bei Tisch sitzen Argentinier, die viel Geld und lange Namen mit fünf „de" haben, ein Italiener, blond und sanft wie ein Nordländer, ein Russe, der zwischen jedem Gang eine Zigarette raucht, ein dänischer Offizier, der eine schwedische Nachtigall vom Theater entführt hat: die Nachtigall ist groß, üppig, und ihre Zunge, die man bei jedem Bissen, den sie ißt, sich wenden sieht, ist ein schweres, blutreiches, genußgieriges Organ.

Alle diese Leute und ein paar andre können wenig Französisch, aber da sie in Paris sind und sich auch sonst nicht verständigen könnten, unterhalten sie sich in der Sprache des Landes, und jeder handhabt sie nach den Gesetzen seiner eigenen: erst wenn mittags,

beim zweiten Gang, die Dame, und abends der Herr des Hauses erscheint, um sich wenigstens zu zeigen, kommt Führung in die Unterhaltung, und die Wirte haben eine kleine Lektion im richtigen Sprachgebrauch zu geben, die die Gäste umsonst erwarten dürfen.

Eines Mittags hat gerade die Wirtin ihren Platz eingenommen, und alle Münder sind mit Speisen gefüllt, da hört man im Nebenzimmer einen Fall, ein Schrei erschallt, Fäuste hämmern an die Tür hinter meinem Rücken, eine Stimme ruft: Zu Hilfe, zu Hilfe.

Die einen am Tisch verschlucken sich, die andern würgen ihren Bissen krampfhaft hinunter, die Wirtin ist aufgesprungen und steht weiß, die Hand aufs Herz gepreßt, am Kopfende.

Endlich stürze ich hinaus — nun folgen alle. Im Nebenzimmer liegt unser Wirt zwischen Bett und Wand auf dem Teppich, das eine alte behaarte Bein hängt noch im Bett. Es hat ihn ein Schlag getroffen; er kann nicht mehr sprechen — bei den Versuchen, die er macht, fließt ihm Speichel von den Lippen; seine Augen haben einen fürchterlichen Ausdruck.

Wir heben ihn auf und lassen einen Arzt holen. Der Doktor untersucht ihn, stellt den Schlag fest, behauptet aber, es sei keine Gefahr, er finde vorderhand nichts weiter zu tun, und geht wieder.

Kaum ist er fünf Minuten fort, so beginnt der Todeskampf.

Wir wollen das Zimmer verlassen, Madame klammert sich an uns und bittet, zu bleiben, bis der Priester gekommen ist. Wir verlangen, sie solle lieber den Arzt

holen, und der Kranke macht eine abwehrende Bewegung, als das Wort Priester fällt; aber seine Frau hat nur noch einen Gedanken, den an die Kirche.

Die Augen ihres Mannes haben einen Ausdruck bekommen, der mehr ist, als man ertragen kann: es ist nicht nur die entsetzliche Angst vor dem Sterben darin, sondern auch eine Angst vor den Lebenden, vor denen, die ihn umstehen und die er wie seine Feinde empfindet — die Angst dessen, der ausgeliefert ist, vor der Unbarmherzigkeit derer, die die Gewalt haben, die Angst eines unterliegenden Tieres vor einem mordenden Tiere.

Alles, woran zu glauben ein Leben lang die Seele vorgegeben hatte, Zutrauen zu seiner Frau, Zutrauen zu der Freundlichkeit der Mitmenschen, fällt ab wie verfaulte Bande — das Sterben zwingt ihn zur großen unbarmherzigen Wahrheit: man stirbt allein.

Der Priester tritt zuerst an sein Bett, dann der Tod, dann der Arzt. Die Spiegel werden schwarz verhängt, die Läden geschlossen, das ist das Symbol dafür, daß ein Toter im Hause ist.

Wir kehren ins Eßzimmer zurück. Der Tote nebenan, die Speisen auf den schmutzigen Tellern, das tritt in eine geheime Verbindung, die in jedem einen Ekel vor dem Leben und seinen beiden Polen, Zerfall und Zufuhr, aufsteigen läßt. Nur einer ißt weiter, der Italiener mit der blonden, sanften Nordländermiene.

Drei Tage bis zum Begräbnis und noch ein paar weitere stehen uns bevor, in denen wir für unser Essen selbst sorgen müssen. So kommt es, daß ich an einem Morgen gegen Mittag die Wohnung verlasse.

Zehn Schritte, und das Totenhaus ist vergessen, man ist froh, es vergessen zu können.

Ich will um eine Ecke biegen und stoße mit einem Mädchen zusammen. Ich strecke im letzten Augenblick die Hände vor, um den Stoß abzuschwächen, und fasse sie an den Schultern; sie sagt entschuldigend: Oh Monsieur und lacht, ich antworte: Excusez Mademoiselle, und lache auch. Das ist Anlaß genug, um zusammen weiterzugehen.

Sie ist gewiß nicht älter als sechzehn Jahre, und sie ist geschminkt, rote Lippen, schwarze Augenlider. Nie könnte ich einer deutschen Frau klarmachen, daß mir das gefällt. Weil sie die Farben nicht braucht und doch aufträgt, ist es nicht häßlich, sondern reizvoll, und es ist meine erste Begegnung mit einer dieser kleinen Frauen, die von einem Duft umwittert sind und auf ihren hohen Absätzen wie eine Gazelle auf ihrem Hufe, leise klappernd einhergehn. Ihr Fuß ist schlank, und ich finde, daß er unwiderstehlich ist.

„Mademoiselle, haben Sie gefrühstückt? Nein, noch nicht? Dann lassen Sie es uns zusammentun."

Natürlich leistet sie mir Gesellschaft, und wir essen im Terminus an der Gare Saint-Lazare.

Man braucht keine schwere Unterhaltung mit ihnen anzufangen; das ganze Rezept ist, sich mit ihnen zu benehmem, wie man sich sonst mit einem Mädchen benimmt, dem man nicht mehr fremd ist. Daß man das beim ersten Male kann, ist der Vorteil der Kokotten.

Wir essen ein heiteres Mittagsmahl mit Weißbrot und gelbem Wein und machen beim schwarzen Kaffee

Pläne für den Nachmittag. Ich will nach Versailles, um durch den Park zu streifen und vielleicht ein wenig von den großen Wassern zu sehen, die nicht mehr springen — die großen Wasser sind tot, sie sind der Republik zu teuer.

Aber sie weigert sich, und vor allen Fragen, warum sie keine Zeit habe, verschließt sie sich.

Sie ist nicht wählerisch und nicht blasiert wie die Mädchen, die schon ein paar Jahre ihr Leben führen, sie ist ja jung. Sie spricht sanft wie ein kleines sentimentales Mädchen vom Lande, das die Lockung der Stadt gefühlt hat und aus Freude an farbigen Strümpfen und einer verwegenen Toque unbedacht den Preis zahlt, der einem Mädchen für diese Dinge abverlangt wird.

Manchmal kommt es einem vor, als sei dieses Landstädtchen, aus dem sie kommen, auf einer Südseeinsel gelegen, wo die Frauen auch für eine Muschel und einen Tropfen Farbe, den man ihnen aus einer Tube auf die Handfläche drückt und mit dem sie dann ins Gesicht fahren, ihre Liebe schenken — aber sie sind darum nicht weniger warm und liebenswert. Das bißchen Hirn in ihrem Kopfe — reicht es nicht hin, um die Töne eines Instruments aufzunehmen und an die Glieder weiterzugeben, die sich zum Tanz heben, reicht es nicht, um in ihren Augen einen lachenden Glanz zu entzünden?

Es sind kleine Frauen und die Weltstadt verbraucht sie in Hekatomben.

Bis vier war sie frei — da müssen wir wohl alles ein wenig über das Knie brechen. Ob sie gehen oder

fahren wollte? O, sie fuhr schon lieber, wenn ich das bewilligte. Aber ob ich ihr nicht einen Gefallen tun wolle? Sie habe in der Belle Jardinière eine Modellbluse gesehen, sie sei entzückend und lege sich, mit den vorn gekreuzten Schoßteilen und dem glatten blauen Stoff fest und schlank wie ein Handschuh um die Gestalt: sie habe nicht genug Geld gehabt, aber man habe ihr versprochen, sie für sie bis um drei Uhr aufzuheben.

Ich frage, wieviel sie brauche. Zaghaft antwortet sie: Zwanzig Franken. Nun, das ist das, was man als Liebesdank auf den Kamin legt; ich gebe sie ihr und lasse den Kutscher gleich nach dem Warenhaus zur schönen Gärtnerin fahren.

Es ist ein großer Block an der Seine, mit Ausgängen nach allen vier Seiten: als sie in dem Haus verschwunden ist, kommt mir der Gedanke, daß das alles ein Manöver sein könnte; sie braucht nur auf der Rückseite wieder fortzugehn und ich kann lange in meinem Taxameter warten.

Das Bedauern, nicht mit ihr zusammen sein zu können, wäre gewiß größer gewesen als das Bedauern, ein Goldstück verloren zu haben, und was mein Bewußtsein betrifft, ein rechter, grüner Anfänger gewesen zu sein, über den die Kleine bei ihren Freundinnen spotten wird, so wappnet mich eine große Neugier, zu sehen, ob ich mich wirklich getäuscht habe.

Aber nachdem ich zehn Minuten gewartet habe, beginne ich mir ziemlich komisch vorzukommen; nach einer Viertelstunde beschließe ich, noch fünf Minuten dran zu geben: auch sie gehen vorüber und ich strecke

den Kopf zum Fenster hinaus, um den Kutscher zu benachrichtigen.

Ich wende dabei dem Warenhaus den Rücken: da merke ich an einem Luftzug, daß hinter mir der Schlag geöffnet wird; ich drehe mich um, die Kleine steigt mit einer großen Schachtel und einem heißen Gesichte ein.

Ich hüte mich, etwas von meinen Zweifeln zu verraten, und als sie dann selbst fragt, ob ich während des langen Wartens nicht Angst bekommen habe, sage ich philosophisch, auf Frauen müsse man immer warten.

„Man meint, Sie wären ein Engländer", antwortet sie, so viel Gemütsruhe bewundernd, und beginnt ein Lied zu summen; nicht nur die Melodie, sondern auch die Worte, die sie deutlich sich und mir vorsingt.

In den Modeateliers und Warenhäusern, auf den Straßen und in einem Liebesnest ist keine, die nicht stundenlang singen könnte und sänge. Jede Woche bringt ein neues dieser Lieder, man kauft sie für ein paar Sous und ob sie nun lasziv oder sentimental, gekünstelt oder lustig sind, sie werden immer mit einer kleinen heiteren und sanften Stimme gesungen. Und die Mädchen sind ganz dabei; man fragt etwas: weitersingend nicken sie ja oder schütteln den Kopf zu einem Nein und ihre Augen sagen fröhlich und zärtlich: höre, wie hübsch das ist.

Wir nähern uns dem Faubourg; ich ergreife ihre Hand und zwinge sie, zuzuhören. Ich habe einen bösen Concierge und zu spät fällt es mir ein, daß ich mir sein Wohlwollen noch nicht durch ein Trinkgeld erkauft habe. Es sind in mir noch die Anschauungen

der Heimat und ich befürchte, der Pförtner oder seine strenge Vertreterin könnten nachher eine Bemerkung zu meiner Wirtin machen: das will ich nicht, weil sie Trauer hat und ihr Mann noch im Hause liegt.

So schlage ich der Kleinen vor, sie solle ein paar Minuten nach mir folgen, ich würde, wenn es schellte, rasch an die Tür gehen und sie einlassen.

Diesmal bricht sie mit ihren Trillern ab und macht ein unzufriedenes Gesicht: ich solle sie gleich mitnehmen, das sei einfacher, sie wolle nicht dem Pförtner Rede stehen und nach mir fragen. Ich bestehe auf meinem Verlangen und sie muß nachgeben.

Ein paar Häuser vor dem meinigen steigen wir aus und ich zeige ihr noch die große Uhr, die neben meinem Fenster hängt. O, ich kenne sie, antwortet sie lebhaft. Dann gehe ich. Im Zimmer bleibe ich stehen, ohne abzulegen, und warte. Die Klingel rührt sich nicht. Ich gehe zur Gangtür und lausche ins Treppenhaus — niemand kommt.

Ich kehre ins Zimmer zurück und trete zum Fenster, um die Straße auf- und abwärts zu spähen: sie ist verschwunden. Wieder warte ich fünf, zehn Minuten; diesmal umsonst, diesmal bin ich angeführt.

Plötzlich zwingt mich etwas, den Blick zu heben. Im Hause gegenüber, bei Madame Jeanne, in einer Reihe mit den schreibenden Angestellten des Straußenfederhändlers, steht am geöffneten Fenster meine Freundin in der neuen Bluse; sie sitzt glatt und schlank wie ein guter Handschuh.

Das Mädchen lächelt und winkt herüber.

Damals war ich noch sehr jung.

Tango

Seit meinem Besuch bei Tabarin ging ich oft in die Tanzhäuser. Eines Tages stieß man, in den Zeitungen, in den Gesprächen, auf den Namen eines neuen Tanzes, der Tango hieß — eines Abends wurde er zum erstenmal getanzt.

Ein unbestimmter Ruf ging ihm voraus, er habe den amerikanischen Kontinent erobert, in einem Siegeslauf von der Spitze im Süden bis zur ganzen, gewaltigen Breite im Norden vorrückend.

Ein Spanier und seine zwei nordamerikanischen Begleiterinnen würden ihn vorführen, und man wußte nicht recht, was an diesem Tanz der wesentlichere Bestandteil war, der Spanier oder die Nordamerikanerinnen, das Lateinische oder das mit Niggertum gekreuzte Angelsächsische.

Für mich gab es nach einigen Abenden keinen Zweifel mehr, der Spanier, der Lateiner, überhaupt der Mann war der führende Teil.

Das Menuett war Kunst, Form, aber auch Spiel gewesen, zu heiter, zu unernst, nur Rokoko. Der Walzer war gesellschaftlich gewesen; wenn man von einer kleinen Frau nichts Starkes, Dunkles, Hinreißendes zu sagen wußte, hatte man ihr zugestanden, daß sie eine gute Tänzerin sei. Mit ihrem Kavalier verhielt es sich ebenso. Ein guter Tänzer und ein Mann von mittelmäßigem Hirn, das war dasselbe gewesen. Hier nun lagen die Dinge ganz anders.

Man sah sofort: was die Frauen betraf, so schieden von vornherein die kleinen Figuren aus, womit zum

Ausdruck kam, daß der neue Tanz nicht mehr eine Allerweltsangelegenheit, sondern eine Angelegenheit für eine bestimmte Rasse war — für die hohen, schlanken, jungen Frauen, deren weibliche Üppigkeit fest, gedrängt und geheim ist.

Hier wurde mehr verlangt als hübsche, kurze Beine, hier bildete sich nicht mehr ein Ballett heraus, Augenweide alter Herren, sondern ein Nymphentypus von sachlichen, positiven Zügen, die sich zu den Reizen der Ballettpuppen verhielten wie hohe Erotik zu landläufiger Sinnlichkeit.

Man ahnte: dieser Tanz wird die unglückliche Leidenschaft der anständigen Frau werden, die um seinetwillen wie Mädchen, die große Schauspielerinnen werden wollen, entschlossen jede Verbindung mit der Bürgerlichkeit von sich werfen müßte. Etwas Hellenistisches bereitete sich vor, Priesterinnen des Tanzes, geschulte Hetärinnen — etwas Heidnisches tauchte aus den Zeiten auf, die formale Religion lateinischer Sinnlichkeit. Es kam nicht mehr darauf an, durch hundert Umdrehungen in einen Taumel zu geraten, die körperliche Bewegung im primitiven Sinn zu genießen — es sollte ein hoher Lehrgang, eine disziplinierte in Formen zerlegte Kunst vom ersten Augenblick an vorgeführt und sichtbar gemacht werden.

Und das war eine Aufgabe, die von der Frau allein nicht erfüllt werden kann, dazu waren nötig Erotik und Hirn, Gelassenheit und Temperament des Mannes. Der Mann als Schöpfer der Frau, der überlegene Former, das war es. Wie dieser Spanier sich seine Begleiterinnen gezogen hatte, nicht anders wie ein

Künstler, der ein Material sucht, um es mit denkenden Fingerspitzen zu bilden. Seine Finger lagen auf dem Rücken der Frauen wie die eines Geigers an den Saiten, er regierte mit leisem Druck, jeder Finger und jede Stelle oberhalb oder unterhalb bedeutete bestimmte Klänge, löste bestimmte Bewegung aus.

Pretiöse Mathematik, Triumph der männlichen Energie, Herstellung des Wertverhältnisses unter den Geschlechtern.

Wenn ich durch den Louvre ging und die suchte, die ich liebte, die schönen (nicht die deutsch-realistischen) Frauen, in denen die griechische Form der alten Plastik nun warm, fleischlich, atmend und belebt geworden ist, in denen Begierde und Abstand Gleichgewicht halten — wenn ich Giorgione, Tizian, Tintoretto betrachtete, war es mir, als brauchte ich nur den Abend abzuwarten und zu den Tangotänzerinnen zu gehen, um Leda, Diana und Venus auferstanden zu begegnen.

Damals begann ich zu ahnen, was in aller Kunst mystisch und klar das Innerste ausmacht: Mathematik, ob sie nun Geometrie im Einzelnen oder schwebende Verteilung, kosmisches System mit Achse und rotierenden Körpern im Ganzen ist.

Neue Zeit kam herauf, nicht von den schürfenden, gelehrten und spekulierenden Köpfen ausgedacht, sondern aus den namenlosen, elementaren Schichten hervorgegangen, die eine neue Form des Genusses suchten und nicht ahnten, daß sie eine neue Form der großen Sinnlichkeit schufen — irgendwo da hinten in den Pampas sollen wilde Burschen, mit dem Erbe spanischen Formgefühls, diese Tänze zuerst aus-

gedacht haben. Wie undeutsch das war, kein Professor war daran beteiligt, nur die Liebe, die Frau, das Blut, ein letzter, uralter katholischer Dogmatismus — wie lateinisch das war.

Über der Stadt

Nie gelang es mir, mich an dem berühmten Blick, den Montmartre über Paris gewährt, zu entzünden. Immer war die Stadt da unten nur ein Dächergewirr, über dem schmutzige Rauchfahnen schwammen.

Viel schöner ist es umgekehrt, in der Ferne zu sein und Sacrecoeur auf Montmartre zu erblicken. Von der Terrasse von Meudon aus schwebt es traumhaft und weiß gleich einer Wüstenspiegelung im Himmel; in der Stadt selbst steht es am Abschluß mancher Straßen, die senkrecht von den Boulevards darauf zu laufen, in einer nahen und steilen Höhe wie ein sanft blauschimmernder Zuckerguß — auch da noch wie ein Phantom, nur weil seine Mauern unverputzt und roh geblieben sind und weil der Kirche das Geld fehlt, um diesen Triumphbau über dem republikanischen Paris zu vollenden.

Aus der Nähe ist er häßlich, er ist barbarisch, er ist moderner Kitsch in einem wüsten Experimentierstil, und er macht die Höhe von Montmartre nicht verlockender.

Was willst du an dieser Stätte, zu der Engländer in einer Zahnradbahn hinauffahren, wo die Gläubigen in einer Bude Heiligenbildchen als Andenken kaufen

und die Freimaurer sich an dem Denkmal jenes Offiziers erbauen, der getötet wurde, weil er eine Prozession nicht grüßte — als winziges Gegenstück ist es aller Einrede zum Trotz der Kirche mit den prunkenden Dimensionen vor den Eingang gestellt worden?

Nein, das ist nicht Montmartre, weder das Schaustück noch die Ausschau. Das Herz von Montmartre ist ein Idyll, und es ist ein paar Schritte seitwärts gelegen.

Von der Hauptstraße biegt man ab, genau da, wo sie die Höhe erreicht und sich hinunter zu den Vororten und der Ebene zu senken beginnt, und steht auf einem kleinen Platz. Es ist der Platz in einem Landstädtchen, vom Schulgebäude, der Mairie und einigen Kleinbürgerhäusern umstellt und so klein, daß die vier Reihen von Bäumen ihn leicht verdüstern.

Es ist die Provinz inmitten von Paris, es ist die Ruhe der Großväterzeit, umbraust von dem Dröhnen der tausend Autoomnibusse, und nicht von ihm berührt. Dort unten tobt und brennt der Jahrmarkt jenes Montmartre, das die Fremden kennen — hier ist das alte Frankreich mit dem einfachen und geordneten Leben.

An der Ecke liegt sein Restaurant — kommt, laßt uns essen, wie überall im Lande noch der Bürger ißt.

Der Raum ist klein und schmucklos, gelbe Holztische für zwei, drei Menschen, schwarze Ledersofas und ein paar Stühle.

Ein weißes Tischtuch wird ausgebreitet, ein offener Rotwein, Brot und Besteck darauf gesetzt, dann kommt der Wirt und bespricht das Menu.

Er bespricht es, wie in ganz Frankreich die wichtige Frage des Essens besprochen wird, und wer ein so großer Barbar wäre, daß er das innere Gesetz der Anordnung und Verteilung durchbrechen wollte, würde von Wirt und Kellner höflich und bestimmt eines Besseren belehrt werden.

Ein Essen besteht nicht, Fremdling aus dem Osten, aus einem Beefsteak, zu dem man Kartoffeln und Salat von einem Teller verschlingt — zuerst nimmt man eine Suppe, dann ein Fischgericht, dann ein halbes Hähnchen, dann Salat und dann eine Torte oder ein Stück Käse. Das alles ist leicht und heiter, es ist Verstand und Ordnung darin.

Danach brechen wir auf und streifen durch die Gassen des hinteren Montmartre. Auch da ist nichts von Stadt, Gaslaternen brennen gelb und mild, alle Dinge liegen in Schatten und abendlicher Ruhe.

Die Gassen werden zu Schluchten zwischen ganz hohen, gelben Mauern. Über die Mauern neigen sich die Kronen alter Bäume.

Das sind die verschwiegenen, trotzigen, starken Gärten, in denen Könige mit Geliebten, die Herrinnen waren, der sommerlichen Lust pflegten — noch steht der Garten Dianas von Poitiers.

Meine Erinnerung aber schweift hinüber in die Heimat. Dort gibt es noch einen Ort, wo man, als sei es hier, durch diese gelben gewundenen Schluchten gehen kann, Metz. An heißen Tagen bewahren sie auf der Höhe hinter der Kathedrale die Kühle des Morgens; manchmal öffnet sich ein Schlupfpförtchen in der hohen Wand, und während zwei alte

Frauen in Schwarz heraustreten, erhascht man einen Blick auf ein weißes Haus im Hintergrund und die rauschenden Bäume davor.

Wie gut und tief es ist, alte Gärten in seiner Jugend rauschen zu hören — sie werden noch in den Ohren des alten Mannes rauschen.

Abschied

Eine Kutsche fährt über die Seine in den Boulevard de Strasbourg hinein. Auf dem Bock steht ein Koffer, im Wagen sitze ich und denke: wieder ein Abschied von Paris, wann werde ich wiederkommen — wie sehr werde ich dann verändert sein.

Der Wagen hält plötzlich an; als ich über die Schulter des Kutschers hinweg vorausblicke, sehe ich eine unerhörte, unendliche Reihe von Gefährten stillstehen, Straßenbahnen, Kutschen, Handkarren, Autos, Lastwagen — ihr Anfang ist ganz in der Ferne, wo die Bäume, die den Straßenzug auf beiden Seiten begleiten, zusammenlaufen, beim großen Boulevard oder gar beim Ostbahnhof, ihr Ende ist hinter mir, jenseits des Wassers, in einem andern Viertel, in einer andern Stadt, Montparnasse genannt.

Herrliches Schauspiel der in ihrer Bewegung erstarrten Großstadt: da, in diesem Augenblick, flammen auf dieser ganzen Strecke die Bogenlampen auf. Magisches, eisenblaues, kaltes Fieber aufgereihter Monde.

Minuten vergehen und werden zu Viertelstunden: dort unten der Bahnhof, Herzkammer, in die der

schwarze Strom stürzt, aus der er wieder ausgespien wird, ist seines Pulsschlages beraubt.

Wie gewaltig ist diese Stadt, wie nichtig ist es, in ihr acht Wochen gewesen zu sein und etwas von ihr notiert zu haben. Was habe ich gesehn? Nichts, nicht in ihren Salons bin ich gewesen, nicht in ihrer Gesellschaft — wie arm ist das, nur als Gast zu weilen. Neid ergreift mich gegen die, denen es erlaubt ist, sie legitim zu erobern. Balzac fällt mir ein, der sie in einem Feldzug des Geistes unterworfen und besessen hat. Dazu muß man Franzose sein, Franzose werden wollen. Nach Balzac kam Zola — heute ist wieder ein Menschenalter vergangen, wieder liegt sie da und wartet auf den, der sie beschreiben wird.

Wenn ich nicht Deutscher wäre, wenn ich Franzose wäre, kennte ich mein Ziel. Einen Augenblick steigt der vermessene Gedanke auf: wäre es überhaupt möglich, so umzulernen, daß man einholen könnte, was man nie erlebt hat, Aufwuchs, Erziehung, Gemeinschaft mit einem fremden Volk? Ich muß lächeln. Nein, es ist nicht möglich. Dieser Wunsch einer verlorenen Sekunde ist nur die Huldigung, die man der Größe, dem Reichtum, der Unerschöpflichkeit des Lebens darbringt.

Man liebt dieses Frankreich und ist doch so anders. Man trägt Welten in sich, von denen es nichts weiß, die Welt über dem Rhein und die über Elbe und Weichsel. Denn, wenn die langersehnte Zeit kommt und ich wie heute hier durch eine der Städte des Ostens, der slawischen Welt fahre, wird es so sein wie hier, dieselbe Sehnsucht. Ewiges Weltbürgertum, ewige Deutschheit.

Nicht ohne Grund, ich erkenne es in diesem Warten, hatte ich mich ins Quartier gesetzt, als ob ich noch immer nur ein Student wäre, nicht ohne Grund die Salons, die Familien, die Kammer, die politischen Kreise gemieden. Das waren französische Angelegenheiten, und wenn ich auch an hundert Anzeichen sah und gleichsam aus der Luft, die ich atmete, entnahm, daß eine neue Welle nationaler Erregung durch dieses Land drang — eben darum ging ich ihr aus dem Wege. Mit keiner Dame bin ich zusammengekommen, nur mit Tänzerinnen und Mädchen der Straße. Und es war gut so, denn ich fühle, daß eine böse und scharfe Kritik in mir auf der Lauer lag, eine Abneigung, dem alten Zauber der französischen Gesellschaft zu erliegen, dieser großbürgerlichen, durch Eleganz und Geist gemilderten Tradition, die sich erschöpft hat und nicht sterben kann, die sich weiter fristen wird, bis irgendein großes Geschehen, das niemand berechnen kann, sie über Nacht so alt erscheinen lassen wird, wie sie ist.

Irgendwie wird dann das Volk ins Licht steigen, eine neue Menschlichkeit, die sich vorbereitet — manchmal glaubte ich sie atmen zu hören, manchmal hatte ich Verlangen nach ihr. Frankreich wandelt sich, es ist inbrünstiger geworden.

Ein Ruck, das Pferd zieht an, der Wagen rollt. Ich hebe mich wieder in die Höhe und schaue dem Kutscher über die Schulter hinweg. Straßenbahnen, Autos, Wagen, alles drängt voran; das große Herz dort unten, Zentrale aus Eisen und Kohle, schlägt wieder und pumpt den schwarzen Strom in sich hinein.

Es kommt der Augenblick, wo auch ich in der Kammer

verschwinde. Sie ist eine hohe Halle, Dampf stößt an das Glasdach. Der Zug zieht an, deutsche Wagen sind mit Deutschen gefüllt. Nicht die Grenze ist der Abschied, hier ist er, hier beginnt ein neues Land. A Berlin, ruft jemand — es ist nicht der ekstatische Ruf kriegerischer Tage, aber er ist nicht weniger gleichnishaft. Was fremd ist, lockt, was fern ist, wird jung.

Ich sehe im Geist die rauchenden und pochenden Gefilde des arbeitenden Deutschlands, die wohlgeordnete Hölle aus Förderwagen und Hochöfen, und sie vermischt sich mit dem, was ich als Erinnerung mitnehme, dem Locken neuartiger Tänze, die aus dem lateinischen Amerika kamen. Es ist, als seien sie das Wesentliche meines Aufenthaltes geworden, und ich ahne nicht, daß sie mir folgen und Berlin einen Winter des Taumels bringen werden, in dem es nicht mehr eine preußische Stadt, sondern eine Weltstadt der hingerissenen Erregung sein wird.

Holm

Erzählung

In diesem Winter wurde Berlin mystisch. Es verlor sein preußisches Gesicht, es wurde Weltstadt auf einem gewölbten Kontinent, die vom Fieber zu tanzen ergriffen war.

Gesellschaftliche Achtung des Tango blieb wirkungslos. Sie entsprang dem richtigen Gefühl, daß Damen, junge Mädchen, Ehefrauen nicht eine Kunst ausüben konnten, die einen Stand des Absoluten verlangt, wie Bürgerlichkeit ein Stand des Gemäßigten ist. Sie resignierten und begnügten sich, in die Kaffees und Ballhäuser zu gehn, in denen die Erwählten tanzten.

Tango wurde ein Schauspiel, wie man ins Drama geht. Hunderte, Tausende glaubten berufen zu sein; in jeder Straße, in jedem Häuserblock wurde Tango gelehrt und die kleinen Dienstmädchen nahmen Stunden, aber der Erwählten waren wenige.

In den Ballhäusern wurden alle Tänze getanzt, die man bisher gekannt hatte, aber wenn die halben und die vollen Stunden schlugen, traten die schwarzen Massen zurück, um fünf, sechs Paaren Platz zu machen. Die Mädchen waren gekleidet in lange dunkle Tuchröcke und weiße Blusen, oder in iphigenienhafte, wallende Gewänder von der Farbe matten Elfenbeins, wie sie der Ausübung einer heidnisch-religiösen Handlung zukamen.

Es waren nicht mehr Ausländerinnen allein, es waren Mädchen aus Berlin Nord und Ost, West und Süd, und diese Anpassungsfähigkeit bewies, was in Frauen allenthalben schlummert, das Ewige, Irrationale, die Willigkeit, die sich anschmiegt und nach dem Gesetze formt, das Männer geben. Unter den Männern waren wenig Deutsche, ein paar Künstler, die entdeckten, daß ein Stück Lateiner in ihnen war.

Holm war ein solcher Lateiner deutscher Art — er war sogar von reinerer germanischer Rasse als viele Deutsche, er war Nordländer. Er und ich, wir zogen damals durch Berlin wie durch ein unbekanntes Land, das plötzlich seine Farbigkeit enthüllt. Unzertrennlich von ihm war ein Balte, auch er deutsch, aber mit einem slawischen Einschlag, der genügte, um ihn einen Schritt tun zu lassen, von dem ich nun erzählen will.

Man wird daraus sehen, daß dieser neue Geist sich in eine Ethik umzusetzen begann, deren man nur teilhaftig wird, wenn man nicht an dem festhält, was er auch war, ein junger Mann der festumrissenen Gesellschaft.

Hier die Geschichte der Baronin Eva, die im Grunde die Geschichte Holms ist, denn es ist wesentlicher vom Manne zu erzählen als von der Frau. Er griff nach ihr in seiner unbekümmerten Herzlichkeit, in der immer etwas von Angriff war, und daß sie dann doch nicht ihm, sondern dem Balten zufiel, ändert nichts an dem, was ich eben sagte, im Gegenteil.

I

Eva war achtzehnjährig und rotblond.

Sie war es gewohnt, angesprochen zu werden, wenn sie abends nach Hause ging. Sie wußte, daß sie ein Mädchen aus den Volksvierteln war, und es hätte ihr nichts geholfen, abweisend wie eine Prinzessin zu sein. Man konnte den einen oder andern anhören, aber es kam immer der Augenblick, wo sie mit einer schleichenden und falschen Behutsamkeit ihr ein Abendessen anboten. Dann beschleunigte sie ihre Schritte ein wenig und in diesem veränderten Tempo war etwas, das noch jeder begriffen hatte.

Es war kein elegantes Geschäft, in dem sie diente, aber eines mit großem Absatz, das im Brennpunkt der Stadt lag, unweit des Dönhoffplatzes in einer Seitenstraße. Es besaß keinen Laden nach vornheraus, dafür gingen die Räume im Mittelbau durch zwei Stockwerke.

Man bekommt bei uns schon Lackschuhe für sieben Mark, annoncierte es, aber die für zwölf Mark sind so gut wie anderswo für zwanzig. Es war ein Engrosgeschäft, dessen Inserate die hinterste Seite der Provinzblätter bedeckten.

Eines Tages, gegen ein Uhr mittags, als wenig Kunden da waren und gelüftet wurde, stand das Mädchen im Erdgeschoß am Fenster und sah, wie zwei junge Herren von der Straße einbogen und durch den Gang in den Hof traten.

Der eine hatte ein Monokel und musterte ein wenig impertinent die Fassade des Geschäftes, die sich zwischen

den Brandmauern links und rechts ausspann und den Hof wie ein Riegel sperrte; sie war neu, als antiker Tempel gedacht und trug einen Giebel über der Tür. Darüber lachten die Herren; Eva verstand es nicht, sie fand den Giebel elegant.

Die Herren traten ein.

„Fräulein, kann man hier wohl Lackschuhe bekommen?" fragte der, den sie beobachtet hatte.

„Die Herrenabteilung ist eine Treppe höher," antwortete sie und ging leichtfüßig voran.

Auf der schmalen Wendeltreppe hörte sie hinter sich sagen:

„Ich hoffe, wir haben das Vergnügen, von Ihnen selbst bedient zu werden?"

Er hatte etwas gezögert, bevor er das Wort bedienen aussprach. Das mißfiel ihr nicht, und da die Treppe scharfe Wendungen machte, brauchte sie den Kopf nur wenig zu drehen, um ihn anzusehen.

Dabei bemerkte sie, daß seine Augen nicht hochmütig waren, wie sie eigentlich erwartet hatte, und sie bemerkte auch, daß es hübsche Augen waren, ungewöhnliche Augen, blaugrau mit schwarzen Flecken; die Brauen waren ganz dunkel und stark.

Gleich die ersten Schuhe paßten ihm, aber sie holte neue herbei, und als sie seine feinen Strümpfe bemerkte, machte sie ihn darauf aufmerksam, daß ihm auch Halbschuhe gut stünden.

Sie kniete nicht nieder, um sie ihm anzuziehen, sondern stützte seinen Fuß leicht mit dem Oberschenkel, dann zog sie die Schnürbänder rasch und fest zusammen.

Beim vierten oder fünften Paar, das er anprobierte,

glitt er mit der Fußspitze weiter und drückte sie gegen ihren Schoß; nicht grob, aber doch mit deutlicher Absicht. Sie hob den Scheitel, der weiß die rote Fülle durchschnitt. Er mochte auf ihrem Gesicht lesen, denn er sagte leise: „Pardon.“ Da wurde sie rot und kniete nieder, um ihre Arbeit zu vollenden.

Als sie wieder aufsah, begegnete sie dem Blick des Begleiters, und bemerkte, daß er alles beobachtet hatte. Dieses Gesicht war ganz anders als das seines Freundes, eher häßlich als hübsch, aber beherrscht von Augen, die noch jetzt, wo sie gütig schienen, durch sie hindurchgingen.

Verwirrt von so viel Interesse, das von zwei Seiten auf sie eindrang, eilte sie mit einem Lächeln, das ihr selbst unbewußt war, zum Lager, wo die weißen Schachteln sich übereinander türmten.

„Sie ist reizend,“ sagte der, der vorhin die kühne Liebkosung gewagt hatte.

„Ja, und es ist schade, sie unter so gewöhnlichem Volke zu sehen,“ antwortete der andre und musterte die Mädchen, die am Fenster standen und sich zankten, während sie mit der Handmaschine Knöpfe versetzten.

Eva kam zurück, eine Schachtel tragend. Sie ging auf dem schmalen roten Läufer. Er war lang, und am Ende saßen die beiden jungen Männer und prüften jeden Schritt, den sie machte.

Nun war es der Käufer, der die Wahl hinzog, aber schließlich fiel ihm das hämische Lächeln der andern Mädchen auf, und er entschloß sich. Eva brachte ihn hinunter an die Kasse.

Er bat, man möge ihm die Stiefel schicken. Aber

das tat das Haus nicht in Anbetracht seiner billigen Preise, und über der Kasse hing zum größeren Nachdruck ein Schild mit dieser Mitteilung.

„Mein Diener kann es auch abholen," sagte er gleichmütig, „oder noch besser, schicken Sie es mir mit der Post." Er bezahlte das Porto und gab seine Karte.

Als er fort war, suchte Eva einen Blick auf die Adresse zu werfen.

„Das geht Sie nichts an," wurde sie von der Frau des Geschäfts, die im Packraum herrschte, angefahren, aber sie hatte doch gesehen, was sie wollte.

Baron Adam Dronte, W., Meraner Straße, stand auf der Karte.

Oben hatte sie lange aufzuräumen. Nachmittags kamen die Kleinbürger aus den Vororten und aus den Städten des flachen Landes, wo das Geschäft am eifrigsten annoncierte. Seufzend sah sie auf ihre Finger, die von den vielen Schuhen so schwarz wurden, daß alles Waschen nichts half.

Um acht Uhr verließ sie das Haus. Als sie auf die Straße trat, glaubte sie den Baron zu erkennen. Er stand ein paar Schritte entfernt am nächsten Portal, in der Haltung jemandes, der wartet. Es war nicht weit bis zum Platz, wo sie ihre Bahn fand und einstieg.

Am nächsten Mittag, um die gleiche Stunde wie tags zuvor, erschien Dronte wieder im Geschäft, aber eine Kollegin nahm ihn sofort in Empfang, und sie selbst machte sich im Lager zu schaffen. Gleichwohl entging sie den Anzüglichkeiten nicht.

Von sieben Uhr ab wurde kein Käufer mehr hereingelassen. Die letzte Stunde diente dazu, das Lager

aufzuräumen und abzuschließen. Eine der Verkäuferinnen bat an diesem Abend, eine halbe Stunde früher gehen zu dürfen. Es wurde ihr verweigert. Da setzte sie ihren Hut auf und verließ das Geschäft. An der Kasse rechnete man unverzüglich ihren Lohn aus und schickte ihn zugleich mit der Entlassung zur Post.

Die andern besprachen den Fall. Die Angabe des Mädchens, seine Mutter sei krank, war falsch. Es wurde einfach von seinen beiden Freunden erwartet, zwei Ägyptern, die es nicht mehr aus den Händen ließen.

Ein paar Tage vorher war im Geschäft die Mittagszeitung herumgereicht worden. Es stand eine Geschichte von einer jungen reichen Amerikanerin darin, die jeden Abend ins Theater ging, um einem chinesischen Gaukler zuzusehen und Blumen zuzuwerfen; sie wurde von ihm zuerst entführt, und dann, als sie eine Ausgestoßene war, gezwungen, als blonde Japanerin aufzutreten. Mit einem Ton des Grauens war von Dingen die Rede gewesen, mit denen die ganze asiatische Bande die Weiße besudelte.

Von dieser Geschichte sprach man jetzt und prophezeite der Verkäuferin das gleiche Schicksal bei den Ägyptern.

Dann schlug es acht. Eva verließ das Geschäft und konnte es sich nicht versagen, nach dem Portal zu spähen, wo gestern der Baron gestanden hatte. Er war nicht da. Aber als sie zum Dönhoffplatze ging, sah sie seinen Freund quer über die Straße auf sich zukommen. Er grüßte und bat, ein Stück Weges mit ihr gehen zu dürfen.

Was wollen sie von mir, dachte sie feindlich und mußte an die Ägypter und die Geschichte in der Zeitung

denken. Zudem sprach der Fremde mit einem Akzent wie ein Ausländer.

„Verzeihen Sie mir, daß ich Sie anrede," sagte er; „ich weiß selbst, daß das nicht schön ist, und ich habe es nie tun mögen. Aber nun nehmen Sie an, man möchte jemand kennenlernen und könne sich ihm doch weder zu Hause noch in Gesellschaft nähern, dann bleibt nichts andres übrig, als es ihm selbst zu sagen."

Dieser Hinweis, daß sie keine junge Dame war, machte sie nicht freundlicher gestimmt. Sie blieb neben dem Zeitungshäuschen auf dem Platze stehen und sagte:

„Ich habe keine Lust zu Bekanntschaften, und mein Wagen kommt."

Aber als sie einsteigen wollte, wehrte ihr der Schaffner mit einem „Alles besetzt" und gab zugleich das Zeichen zum Weiterfahren.

„Wann kommt der nächste Wagen?" rief ihm der Fremde nach.

„In einer Viertelstunde."

„Schenken Sie mir diese Viertelstunde," wandte er sich an Eva; „wenn Sie wollen, gehen wir ein paar Haltestellen weiter, und ich erzähle Ihnen ein wenig von meinem Freund und mir."

Da sie zögerte, legte er sanft die Hand an ihren Arm, um sie zum Gehen zu veranlassen, setzte sich selbst in Gang und fuhr fort:

„Eigentlich sollte er an meiner Stelle sein. Er wartete gestern abend auf Sie und ging Ihretwegen heute mittag in das Geschäft, trotzdem ich ihm das abriet. Nachdem er zweimal keinen Erfolg hatte, wollte er es ein drittes Mal nicht versuchen, woraus Sie sehen

können, daß er ein wenig launisch ist. Aber da ich mich nicht weniger für Sie interessiere als er, bin ich für ihn eingesprungen und habe mehr Glück gehabt."

Dieser erste kurze Faden war abgesponnen, und er wartete offenbar darauf, daß sie ihm Gelegenheit gab, einen andern anzufangen. Aber sie sah nach den erleuchteten Nummern der Straßenbahnwagen, versonnen oder wartend, daß er weitersprach.

Sie gingen eine ganze Strecke fast schweigend weiter. Nach dem Spittelmarkt kam die Gertraudenstraße. Scharen von Angestellten entleerten sich aus den Lagerhäusern und füllten nicht nur die Bürgersteige, sondern auch den Fahrdamm in der Mitte; er war dunkel und feucht.

„Sie machen es mir nicht leicht," begann er von neuem. „Sie müssen nicht immer auf die Straßenbahnen sehen; es täte mir leid, wenn Sie jetzt einstiegen und mich einfach stehen ließen — ich glaube, ich würde ein recht ärgerliches Gesicht machen. Nachdem ich den ersten dummen, brutalen Moment, in dem ich Sie ansprach, überwunden habe, möchte ich eine kleine Belohnung haben, und wenn es auch weiter nichts wäre als ein natürlicher, vernünftiger Abschied."

Nun standen sie auf dem Mühlendamm. Aus der Finsternis des Wassers kam eine eisige Luft. Sie hob entschlossen den Kopf und sah ihn prüfend an.

„Bin ich denn nicht mit Ihnen gegangen, wie Sie gewollt haben?" fragte sie sanft; ein Windstoß trug ihr die Worte vom Mund fort und verwehte sie.

Da horchte er auf, griff zu und sagte ganz voll Wärme:

„So klang es schön — wie die Stimme Ruths, als sie Boas Rede stand."

Er schien ihr seltsam, sie verstand ihn nicht. Er erklärte, was ihn ergriffen hatte:

„In meiner nordischen Heimat singen die Mädchen ein Volkslied aus Frage und Antwort. Ein stürmischer Königssohn fragt die Hirtin, warum sie mit nackten Füßen geht; mit einer schönen, rührenden Stimme gibt sie ihm Antwort. So sangen Sie mir eben zu. Können Sie sich das vorstellen? Er trifft sie auf einer weiten Ebene und sie sprechen miteinander, wie man immer sprechen sollte, als Menschen, von dem, was wesentlich ist."

„Ich habe das Lied gehört."

„Sind Sie in Norwegen gewesen?" fragte er verwundert.

„Nein, nur in den Hauptsälen," antwortete sie ein wenig spöttisch, „und sie liegen in demselben Hof wie mein Geschäft."

Er lachte über sich selbst; das gefiel ihr.

„Ich verstehe," sagte er, „Sie waren im Liederabend der Maßmann; auch ich war dort. Eine dicke Dame, die eine vortreffliche Stimme hatte und sich so entsetzlich anzog, daß man nur ihre schweren Hüften sah. Stimmt es?"

„Ja, die Maßmann war es, aber auf ihre Kleidung habe ich nicht geachtet."

„Dann müßten Sie es lernen, es ist unbedingt nötig; und Sie können es auch, denn Sie haben Geschmack."

„Wie sollten Sie das wissen?" wandte sie ein. „Sie kennen mich ja nicht."

„Ich habe es auf den ersten Blick gesehen; es ist mein Beruf, das zu sehen."

Sie waren auf den Molkenmarkt gelangt. Der Schlag einer Kirchenuhr drang durch die Nacht. Er spähte in das Dunkel einer Seitengasse:

„Das ist die Nikolaikirche, die schlägt, und da liegt sie mit ihren alten schwarzen Bäumen. Keine bessere Gelegenheit, um von meinem Freunde zu erzählen, wie ich Ihnen versprochen habe."

Und er berichtete:

„Die Kirche ist sein Arbeitsfeld. Er schreibt eine Dissertation über ihre Baugeschichte. Es ist ein Studium, zu dem Geld gehört, und er ist auch ein reicher junger Mann. Er hat es überhaupt gut in dieser Welt, und nicht der geringste Vorteil ist, daß ihm niemand von der Familie in seine Angelegenheiten hineinzureden hat. Die paar alte Tanten, die noch seinen Namen tragen, sind fromme Stiftsdamen, er selbst hat seine Güter weit von hier, in Livland. Damit ist er zwar russischer Untertan, aber die Barone Dronte sind alter deutscher Herkunft. Von Charakter ist er ein liebenswürdiger und fröhlicher Mensch, und es ist erstaunlich, wie wenig ihn Geld und Erfolg in der Gesellschaft verdorben haben.

Ich, und damit spreche ich nun von mir, habe es nicht so gut gehabt, aber das macht nichts, im Gegenteil. Ohne Not und Mühe, oder gar an seiner Stelle wäre ich nie von Kristiania nach Paris und von Paris nach Berlin gekommen, und es gäbe einen Zeichner in Europa weniger. Ich habe es sogar zum deutschen Staatsbeamten gebracht, und das Komische daran ist,

daß der Staat damit eigentlich einen Mißgriff getan hat, denn wenn Sie in den Zeitungen die Berichte über die Kunstausstellungen lesen, werden Sie finden, daß der Professor Holm einer Verschwörung mit allen Stürmern bezichtigt wird."

Sie sah ihn ungläubig an.

„Sie meinen gewiß, daß ich für einen Professor zu jung aussehe; ist es nicht so? Raten Sie, wie alt ich bin."

Sie begegnete im Licht einer Laterne dem Blick seiner Augen, die lächelnd und stark auf sie eindrangen.

„Ich weiß es nicht," antwortete sie.

„Und ich wage nicht, es Ihnen zu sagen. Wenn man siebzehn, achtzehn ist wie Sie, erscheint einem ein Mann von fast doppelt soviel Jahren als ganz alt. Ist es nicht so? Eigentlich hätte ich mich darauf verlassen sollen, daß ich jünger erscheine, fast so jung wie Dronte, der noch nicht dreißig ist, aber daran können Sie sehen, daß ich zu Ihnen ehrlich bin. Darum will ich Ihnen jetzt auch sagen, weshalb ich für Dronte eingesprungen bin. Ich möchte Zeichnungen von Ihnen machen, nicht eine, sondern viele, solange, bis ich alles sichtbar gemacht habe, was in Ihnen steckt. Erinnern Sie sich, wie Sie gestern auf dem roten Läufer auf uns zukamen? Das war das, was ich den Nymphenschritt nenne und anbete, und den man jetzt auch bei uns zu sehen bekommt, seitdem über Paris die Tänze der großen, schlanken Mädchen in unsre Städte gekommen sind."

Sie ging mit gesenktem Gesicht neben ihm, und der Hut beschattete es.

„Nun haben Sie die Angst der Bürgertöchter vor dem Modellsitzen. Sie müssen aber nicht glauben, daß ich Sie ausnützen will. Später einmal, wenn wir vertraut miteinander geworden sind, werde ich Ihnen sagen, warum ich mich noch für Sie interessiere — oder nein, warum soll ich es nicht gleich tun: Weil ich viel gesehen habe und eine große Zärtlichkeit empfinde, wenn ich einem lieben Mädchen begegne, das nicht nur schön ist," fügte er herzlich hinzu. Nach einer Weile antwortete sie:

„Auch wenn ich wollte, könnte ich Ihnen nicht sitzen, denn ich habe ja nie Zeit."

„Ja, da müßte man etwas unternehmen. Macht es Ihnen Freude, ins Geschäft zu gehen?"

Aber als sei für heute genug gesagt, brach er ab und erkundigte sich nach ihrer Wohnung. Als sie die Große Frankfurter Straße nannte, empfand er Mitleid, denn er stellte sie sich als den Sitz der Armut vor.

Doch dann war es ein breiter, stattlicher Boulevard, der ihn überraschend an Paris erinnerte, — an den großen Straßenzug, der sich von der Place de la Republique nach der Porte Saint-Martin hinzieht.

Und nach dem Abschied verfolgte er ihn mit Lust und gab sich der Illusion hin: Wie in Paris stand Baum an Baum am Rand der Straße, trotteten Pferde vor Omnibussen, und wenn man über die Fahrdämme hinübersah, leuchteten weiße Häuser mit gerade geschnittenem Dachfirst und Balkonen, die um das vierte Stockwerk liefen.

Es war ihm ganz, als müßte nun der unvergleichliche, warme, leuchtende Schacht der großen Boulevards kommen; aber es kam der Alexanderplatz.

Auch er gab einen gewaltigen Eindruck mit dem Lichtpalast des Warenhauses, der schwarzen Riesenstatue der Berolina, die starr wie eine Göttin und doch wohltätig weiblich in ihren Formen war, mit dem geordneten Chaos von Fahrzeugen und Menschen, mit dem lampenflankierten Eingang zur Untergrundbahn, der auf schrägen Stufen in die Erde führte, mit hellen Zifferblättern in der Höhe und weißen Dampfwolken der Stadtbahn am Rand — nur, dann hörte das erhöhte Leben auf und dahinter kamen, wie immer in Berlin, dunkle Straßen, neue Viertel, die nicht Fortsetzung und Zusammenhang waren, sondern ein Dasein für sich führten und erst überwunden sein wollten, bis wieder ein Zentrum entstand.

Immer mußte man seine Streifzüge wieder abbrechen, nie konnte man ganz in dieser Stadt untertauchen, die ihn jedesmal auf den Gedanken brachte, eines Tages werde eine gewalttätige Riesenhand kommen und sie neu aufbauen, ihre einzelnen Viertel nehmen und in andrer Reihenfolge zusammenstellen.

Er stieg zur Untergrundbahn hinunter und fuhr das Dutzend Stationen zur Motzstraße, wo er sich mit Dronte in einer Bar traf.

Ein wenig ironisch beobachtete er, wie der Diener an der Tür, die Kellner im Frack, der Geschäftsführer im Gehrock, die Bardame, die Besucher, alle, sich die Eleganz, die Vornehmheit, die würdevolle Haltung

als eine Art Pflicht auferlegten, und fuhr fort, an die Lässigkeit von Paris zu denken.

Aber er war doch Nordländer genug, um sich in Berlin wohlzufühlen.

„Sooft ich in Norwegen mein kleines Bauerndorf besuche," sagte er zu Dronte, „fühle ich nach ein paar Tagen fast die gleiche Sehnsucht nach Berlin wie nach der Seine. Da liegt es südwärts wie ein ungeheurer Lichtquell in flachem, dünnbevölkertem Land, Helle ausstrahlend wie ein Planet in der Nacht, und bis Rußland, bis Galizien, bis Finnland seine Lockung aussendend, die Weltstadt des Nordostens."

Aber Dronte wollte etwas von dem Mädchen hören.

„Auch sie ist nordisch," antwortete er, „ungeachtet ihres südländischen Tanzkörpers. Es gibt auch in Paris Mädchen, die man nicht gleich das erstemal fragt, ob sie mit einem schlafen gehen wollen. Und doch ist das der Grund, weswegen man sie anspricht; und wenn man es nicht sofort tut, ist es mehr ein Hinausschieben, eine hübsche raffinierte Zugabe. Aber wissen Sie, was ich mit dieser kleinen Deutschen, die übrigens Eva heißt, gesprochen habe? Von einem Volksmärchen und einem Hirtenmädchen mit nackten Füßen."

Dronte lachte:

„Der der Prinz dann goldene Schuhe schenkt und die er an der Hand nimmt, um sie auf seinen Thron zu führen."

„Ja, so geht es weiter, und ist das nicht eigentlich ein Schluß, leicht, spielerisch wie gute Musik, und doch befriedigend? Bei Gott, ich bin mit dem Herzen ein solcher Demokrat, daß ich diesen Gedanken sehr oft

habe: im Grunde sollte man, wenn man vermögend und unabhängig ist, soviel Mut besitzen, das einfache Mädchen, wenn es wirklich eine heimliche Prinzessin ist, zu seiner Frau zu machen und auch sie an der Hand zu nehmen, um sie in den Kreis seiner Bekannten einzuführen. Stellen Sie sich doch ihre Gesichter vor und den Hochmut, mit dem man sie zwingt, höflich zu sein."

„Und sie würde den Prinzen, der solches täte, lieben," schloß Dronte ein wenig obenhin.

„Gewiß, würde sie es," versicherte er entschieden, „und man wüßte, warum man sich mit einem andern Menschen verbunden hat."

„Wollen Sie mir nicht vorerst sagen, was Sie mit ihr ausgemacht haben?"

„Daß ich sie morgen abend wieder abhole."

„Sie allein? Haben Sie denn von mir nicht auch gesprochen?"

„Beinahe mehr als von mir."

„Dann können Sie mich morgen abend doch mitnehmen."

„Zuerst muß ich sie fertig überreden, daß sie sich von mir zeichnen läßt."

„Sie arbeiten für eigene Rechnung. Das ist gegen die Verabredung. Es war mein Gedanke, ihre Bekanntschaft zu suchen."

„Aber Sie haben ihn auf halbem Wege aufgegeben. Das ist die Strafe."

Dronte wurde verstimmt, Holm lenkte ein und versprach, beim drittenmal wollten sie zusammen gehen.

Dronte hielt die Verabredung nicht. Als Holm am nächsten Abend Eva halbwegs nach Hause gebracht hatte, tauchte er wie von ungefähr auf und schloß sich an. Er tat, als seien Holm und Eva schon alte Bekannte und er müsse sich beeilen, mit dem Mädchen denselben Grad von Vertrautheit zu erreichen. Er scherzte, und Holm hörte neben seiner tiefen Stimme, die wirksam und überredend war, zum erstenmal Evas Lachen. Er hörte es mit Neid. „Dronte ist geschickter als ich," dachte er.

Auf dem Heimweg bat Dronte ihn um Verzeihung; seine russische Freundin habe ihm abgeschrieben und es sei ihm langweilig gewesen. Aber Holm hatte nichts mehr dagegen, daß er schon heute gekommen war. Er war vorher einem seiner Schüler begegnet, und er hätte nicht gern einen dritten Abend vor dem Geschäft gestanden. Es blieb ihm nichts anderes übrig, als sich darein zu finden, daß Dronte Eva zwei Abende allein abholen würde, bevor ihr freier Nachmittag kam und sie ihn auf seinem Atelier besuchte.

Dronte fand es hübsch, daß Holm nicht eifersüchtig war, und malte aus, wie man Eva behandeln wolle; als gemeinsame Freundin, als Dritte im Bund, die, weil sie Frau war, eine reizvolle Erweiterung sein könnte; alles, was es im Leben gebe, sei ihr neu, und sie hätten die Möglichkeit, sie nach ihren Ideen zu formen.

Sie saßen während dieses Gesprächs in einem Auto; hell erleuchtet glitt es durch die Straßen. Dronte lag

lässig in seiner Ecke; auf dem Pelzkragen hob sich sein scharfgeschnittener Kameenkopf ab, ganz rein in den Linien, nur im Mundwinkel trug er die etwas aufgeworfene Narbe eines Säbelhiebes; das Glas in seinem Auge funkelte.

„Am liebsten hätte ich sie gleich mitgenommen in irgendeine Bar, wo gut getanzt wird, damit sie das zu sehen bekommt," sagte er.

„Ist das die Erziehung, die Sie ihr zuteil werden lassen wollen?" fragte Holm, aber er hatte von ungefähr denselben Wunsch.

„Warum nicht? Wir sind doch keine Mädchenhändler," antwortete Dronte.

Holm ließ sich an seinem Hause absetzen; er wollte noch arbeiten. Als er die Wohnung betrat, stand auf dem Gang eine Kiste. Aus Holzwolle und Watte grub er eine Statue hervor, die ihm einen Ausruf des Entzückens entlockte. Es war eine über einen halben Meter hohe Biskuitkopie der Kallipygos in Neapel.

Er dachte sofort an Dronte, und dann fand er auf dem Schreibtisch einen Brief von ihm: „Erinnern Sie sich unsrer Gespräche? Nehmen Sie eine Nachbildung dieser verführerischen Venus als Zeichen meiner Freundschaft an."

Er erinnerte sich sehr genau. Dronte besaß, als er ihn kennenlernte, die schulmäßige Auffassung von antiker Plastik. Er sah wie ein deutscher Professor Verhaltenheit und Würde und fand sie im Grunde ein wenig langweilig. Holm führte ihn durch die Abgüsse des Berliner Museums und erklärte, es gebe neben der deutschen Auffassung durchaus eine lateinische: diese

Statuen seien voll Eleganz, Geschmeidigkeit und Finesse; und nachdem er ihn schon vorher auf die Beine und Schenkel der Nymphen aufmerksam gemacht hatte, führte er ihn vor die schöne Neapolitanerin.

Sie war von der Direktion vorsorglich so gedreht worden, daß sie ihren entzückenden Rücken oder das, was sie davon am meisten enthüllte, einer Ecke zuwandte.

Er wurde beredt und öffnete dem Kunsthistoriker die Augen über die Schlankheit dieser vollen Hüften, die feine Rassigkeit dieser Beine, die kokette und doch ganz gekonnte Geste, mit der sie sich entblößte und wie eine Frau, die sich neugierig und zufrieden selbst prüft, rückwärts an sich hinabschaute. Das war vollkommene Sinnlichkeit, und er fand in aller Kunst, die sich ans Auge wandte, diese Lust, dieses Verlangen, dieses Begehren nach dem Körper der Frau.

„Denken Sie sich die etwas leeren Köpfe der Göttinnen fort und überlegen Sie, wie diese Künstler die Frau in ihrem eigenen Leben gesehen und behandelt haben — als Erotiker und als Männer."

Sie waren damals aus dem Museum in den Lustgarten getreten, und Berlin hatte grau und nordisch dagelegen. Ein Gedanke hatte sich in ihm entzündet:

„Unsre Städte bedürfen einer künstlichen Atmosphäre, um diesen Geist wieder auferstehen zu lassen, und es ist die Nacht. Nicht das Dunkel, sondern die Großstadtnacht, die lichtentflammte, lichtverschwendende. Im Licht erwärmt sie sich und in der Wärme wacht etwas Uraltes auf, die Tänzerin, die Nymphe, die

unter der Hülle der nordischen Kleidung ihren leichten, wiegenden, lockenden Körper bewahrt hat."

Es war die Zeit, in der die Tänze des lateinischen Amerika über Berlin hereingebrochen waren und in allen Ballhäusern, Bars, Cafés vom frühen Nachmittag an, sobald die ersten Bogenlampen aufflammten, getanzt wurde — nicht mehr von Bürgerfrauen und Damen, sondern von Tänzerinnen, die wie im alten Athen und Alexandria eine Kaste für sich zu bilden begannen.

Überall waren die großen, schlanken Mädchen aufgetaucht, und was sie tanzten, war nicht mehr der Schleifschritt und das Hupfen des Walzers, sondern die Sichtbarmachung des Körpers, gleichsam die Renaissance des Erotischen. Frauen aus den Bürgerhäusern konnten das nicht wagen, aber sie drängten in die Lokale und empfanden Neid und Verlangen nach etwas Verlorengegangenem.

Seine Hingerissenheit hatte sich auf Dronte übertragen, und noch jetzt verbrachten sie fast jeden Abend in der Stadt, wo die Mädchen mit der schlanken Gestalt, die Brust in weißen Blusen, die Beine in hohen schwarzen Röcken, wie Iphigenien waren, die durch alle Künstlichkeiten gegangen sind, voll der Religiosität der großen Gebärden.

Holm trug die Statue in sein Arbeitszimmer und suchte einen Platz für sie. Er fand ihn auf dem schwarzen Bücherschrank, und da thronte sie weiß über allem, was Geist und Gedanken war, und es war doch kein Widerspruch.

Aber während er die Griechin betrachtete, schob sich

das Bild Evas unter, und er sah sie wieder auf sich zuschreiten, auf dem schmalen roten Läufer mit demselben Parallelogramm aus Hüften und Becken, in dem der ganze Schwerpunkt ihrer weiblichen Figur war, ein Schwerpunkt, der ihn bei den Frauen immer wieder überraschte, denn er lag in der Mitte, unterhalb der lockeren, leise wehenden Hülle der Brust.

Um dem Mädchen den ersten Besuch in einem Maleratelier zu erleichtern, lud Holm Eva nicht in seine Wohnung, sondern in sein Atelier im Museum.

Der staatliche Hüter an der Tür, die breite Marmortreppe, auf der man stieg und stieg, der Blick, den man dabei auf den inneren Hof und oben unter dem Dach die Flucht der Ateliers hatte, die Schüler, die Lehrer, die ihr begegneten, der Diener, der sie anmeldete, der ganze offizielle Anstrich mußten ihr Vertrauen geben.

Sie kam pünktlich auf die Minute wie ein Modell. Er führte sie durch das Atelier und erklärte ihr, worin seine Arbeit bestand, wie man zeichnete, Gipsabgüsse benutzte, mit dem Pinsel hantierte.

An der einen Wand stand eine kleine Bibliothek sorgfältig gebundener Bücher. Die Einbände waren seine Arbeit, der Entwurf der Zeichnung, der Rücken, die Ornamente, das Vorsatzpapier, die Auswahl der Schriftart und die Überwachung des Satzes. Man hatte einen Sinn für die gewählte Einfachheit in sich: ihn sichtbar zu machen, alles, was aus der Hand kam, zu kontrollieren, das war die halbe Kunst, die Leidenschaft des denkenden Menschen. Sie bestand in der Vermeidung des Überladenen, des Grellen, und sie war ganz nahe dem Geschmack einer Frau verwandt,

die sich unauffällig anzieht, und die das Material, mit dem sie arbeitet, den Körper, genau kennt. Ob sie das verstehe?

Sie war sehr verwundert, als sie ihn mit Hochachtung von Frauenschneidern sprechen hörte, aber sie sann dann angelegentlich nach. Er kam auf das zurück, was er neulich schon gesagt hatte, daß sie Sinn für die eigene Toilette habe, und er tadelte zugleich, daß sie auf dem Rücken eine Schleife trug.

Er stellte sie vor einen drehbaren Spiegel, und während er sie hineinschauen ließ, sagte er spöttisch, sich mit Kleinemädchenschleifen zu behängen, sei eine Erfindung, die in sächsischen Fabrikstädten für elegant gelte.

Er legte ihr Blätter mit Hutmoden vor und fragte, ob die Modelldamen deutsch oder französisch seien. Sie konnte es nicht unterscheiden, aber für ihn gab es keinen Zweifel, daß sie aus Berlin stammten.

„Sehen Sie, wenn man ein wenig Auge hat, kann man aus diesen frisierten Puppenköpfen eine kleine Geschichte herauslesen. Da ist ein Geschäftsinhaber, der ein hübsches Gesicht für seine Hüte suchte und dann dieses Mädchen fand. Er hält sie gewiß für eine Entdeckung, aber in Wahrheit ist ihre Hübschheit banal und ganz leer. Das Gesicht ist dumm, kokett und äußerlich, ohne Geist — es ist eine Gans, die nichts kann, als sich drehen und Augen machen."

Während sie sich noch über die Blätter beugte, ging er an einen andern Tisch, und plötzlich merkte sie, daß er sie zeichnete. Sofort nahm sie eine andere Haltung an.

„Blättern Sie weiter," befahl er, „sonst werden Sie befangen;" und sie hörte ihn wie rasend große, rasche Striche machen.

Dann verlangte er, daß sie langsam auf ihn zukam, sich wandte und zurückging. Sie sah, daß er nun nicht mehr auf ihren Kopf blickte, sondern auf ihre Hüften. Es klopfte, Dronte trat ein.

„Genug für heute," sagte Holm, verschloß die Zeichnungen und begann eine Teemaschine anzuzünden. Nach einer Weile bat er Eva, das Einschenken zu übernehmen, und während sie den Tisch richtete, griff er wieder zur Kohle und brachte sie von neuem aufs Papier.

Sie sprachen von Kunst, von dem abendlichen Berlin, von Reisen. Der Balte hatte vor kurzem eine türkische Fahrt mit einem Hamburger Ausflugsdampfer gemacht. Sein Kabinengenosse war ein kleiner, dicker Berliner gewesen, der in dem Augenblick, als sie vor Konstantinopel anlegten, einen roten Fes aufgesetzt hatte, getreu dem geheimnisvollen Gesetz seines Volkes, um jeden Preis sich in etwas andres zu verwandeln, als man war.

Aber während er erzählte, entstand vor seinen Augen die Szenerie einer Fahrt durch den Bosporus zum Eingang des Schwarzen Meeres; er gab den Berliner auf und suchte den Eindruck zu schildern, den Therapia, die sommerliche Villenstadt, am Ufer gemacht hatte, in einer Landschaft aus Gelb und Blau, Fels und Himmel, unterhalb nackter, verbrannter Hügel mit zärtlich grünenden Bäumen durchsetzt.

Erst durch das Wort wurde ihm die Schönheit und im gleichen Augenblick die Sehnsucht bewußt, und nun

drängte sich aus hundert Bildern, die er gesehen hatte, eines in den Vordergrund als das tiefste: wie am Abend, als sie in den schmalen Wasserarm zurückfuhren, von einer kleinen Moschee am Ufer eine einzige weiße Gestalt sich herübergebeugt hatte — eine menschliche Stimme war über die Häuser, die Menschen und die Segelboote gedrungen und hatte melancholisch und inbrünstig den Ruf von der Vergänglichkeit des Irdischen, den Ruf zum Gebete ausgestoßen.

Eva hing an Drontes Gesicht, mit fernen Augen, die bei ihm auf dem Wasser waren. Er schloß: „Ich wollte, wir säßen jetzt alle drei auf dieser Jacht" — sie lächelte.

Holm las in ihr und empfand Neid, denn er sah mit ihren Augen, wie männlich schön Dronte war, wie stark die schwarzen Brauen über den blauen Augen standen und wie es ihm zum Vorteil gereichte, dieses Bild eines stark gefühlten Abends aus sich gehoben zu haben.

Dronte brachte Eva nach Hause. Als er wieder bei Holm war, sagte er, während er dem Freund seine Zigarettendose hinhielt: „Was am Anfang nur Verabredung und wie ein Spiel war — ich könnte gar nicht mehr anders als das Ladenmädchen vergessen. Sie müßte es auch in Wirklichkeit nicht mehr sein."

„Ja," erwiderte Holm, „aber da wir sie gern haben, müßten wir ihr nicht den Müßiggang anbieten, wir müßten eine Form suchen, in der sie ihrerseits etwas dafür leistet. Einer von uns muß sie zu seiner Sekretärin machen. Er kann sie dann heiraten, wenn er will," fügte er hinzu, „in Amerika machen es die Millionäre immer so."

Dronte ging sofort auf seinen Ton ein: „Daß ich nicht darauf gekommen bin! Ich brauche sowieso jemand, der mir meine Dissertation abschreibt."

„Das nenne ich egoistisch," rief Holm, „ich dachte an mich, denn ich habe längst so viel zu tun, daß ich keine Ordnung mehr in meine Geschäfte bringe."

„Ist das weniger selbstsüchtig?" fragte Dronte, „lassen wir sie doch selbst entscheiden."

„Versuchen Sie Ihr Glück. Sie wird Ihren Vorschlag nicht annehmen."

Dronte lächelte. „Vielleicht doch. Geben Sie mir freie Hand, ohne mir böse zu sein, wenn sie annimmt?"

„Ohne böse zu sein."

Dronte machte sich sogar anheischig, sie mit in seine Wohnung zu bringen, wo Holm sie erwarten sollte. Denn, nicht wahr, wenn sie seine Sekretärin wurde, gab es keinen Grund mehr, weswegen sie sich nicht die Stätte ihrer Wirksamkeit ansehen sollte.

Holm fand, als er am nächsten Abend Drontes Wohnung betrat, im Wohnzimmer einen festlich gerichteten Tisch. Unter Blumen standen drei Gedecke.

Nach einer Weile klingelte es. Er öffnete, Dronte war allein.

„Spotten Sie nicht," bat er halb demütig, halb ärgerlich. Als sie dann allein an dem Tisch saßen, in dem Raum, der mit Büchern, Bildern und den seidenüberdeckten Lampen intim wie ein weibliches Boudoir war, berichtete er:

„Im Grunde brannte sie darauf, mitzukommen, und sie hätte es auch getan, wenn ich mir nicht in den Kopf

gesetzt hätte, sie mitzubringen, ohne zu sagen, daß Sie auch da seien."

„Aber warum sagten Sie das nicht?"

„Weil es mich reizte, sie ein wenig zu verführen."

Holm war befriedigt. „Und wie ist es mit der Sekretärin?" fragte er.

„Ich weiß es nicht. Ich muß selbst sagen, als ich es ihr anbot, klang es so unangenehm deutlich, und ich hatte ihr für das Monatsgehalt, von dem ich in meiner Unbedachtsamkeit gleich sprach, nichts Rechtes, ich meine keine richtige Arbeit anzubieten."

„Nun bin ich an der Reihe," sagte Holm, „und ich hoffe, die beiden Eigenschaften, auf die ich wenig Wert lege, daß ich älter und gar Professor bin, sollen mir behilflich sein. Außerdem habe ich aus Ihren Fehlern gelernt."

Er lud Eva auf einen Sonntagnachmittag ein.

„Zum Tee diesmal," schrieb er, „und da das Museum geschlossen ist, müssen Sie zu mir kommen. An Dronte ergeht die gleiche Einladung."

Aber während er Dronte sagte, sie käme erst um sechs, hatte er ihr schon vier Uhr angegeben. Das war Kriegslist. Als sie eine halbe Stunde bei ihm war, klingelte es. Ohne Zweifel war es Dronte, aber er öffnete nicht. Zu Eva sagte er, es sei das Telephon, und ging für einen Augenblick hinaus. Dann fuhr er fort, sie einen Einblick in das nehmen zu lassen, was der Tag ihm an Arbeit brachte.

Auf seinem Schreibtisch lag noch die Post vom Morgen, ein Stoß von Briefen, Büchern, Korrekturen und Abzügen. Er las einige der Schriftstücke und bat sie, unterdessen die andern zu öffnen. Sie mußten ge-

sichtet werden; manche verlangten, daß er frühere Verhandlungen nachschlug — so zeigte er ihr ungezwungen seine große Registratur, die Kopierpresse, die Schreibmaschine. Neue Korrekturen wurden zu den schon übersandten gelegt, es gab Papierproben, Probeabzüge von Klischees, amtliche Schreibarbeit, Eintragungen von Postüberweisungen und zuletzt Ordnung von Bücherpaketen, die, bevor sie in seine schöne große Büchersammlung kamen, wie in einer richtigen Bibliothek in einen Zettelkatalog und einen dicken Titelkatalog gebucht wurden.

Er sah, daß sie ihm mit Vergnügen half und anstellig war. Auch auf ihre Schrift warf er einen Blick. Seufzend meinte er:

„Ich wollte, Fräulein Eva, meine letzte Sekretärin hätte Ihre Schrift gehabt," und nach dieser Einleitung ging er zum Angriff über: ob ihr eine derartige Beschäftigung nicht mehr Freude machen würde, als Schuhe anzuprobieren.

„Dronte," sagte er, „hat mir von einem Vorschlag erzählt, den er Ihnen machte — ich hätte nicht übel Lust, ihn für meine Person zu wiederholen."

„Von allem, was Sie mir gezeigt haben, verstehe ich ja nichts," antwortete sie, aber das war nur ein Rest von Anstandsbescheidenheit.

„Können Sie Maschine schreiben und stenographieren?" fragte er, „denn ich habe viel zu diktieren, was dann mittags übertragen werden müßte."

Nein, Maschine schreiben konnte sie nicht, aber ein wenig Stenographie hatte sie gelernt. Sie war erregt. Aber da schellte es und Dronte trat ein.

Man konnte ihm nicht abstreiten, daß er, ohne das Wort an sich zu reißen, doch die Menschen dazu brachte, sich ihm zuzuwenden. Während Eva das Anrichten des Tees übernahm, stellte er sich, ihr immer folgend, bald unter die Tür, die in die Küche führte, bald in den Gang, der sie mit den Zimmern verband, und die Wohnung hallte von seinen Scherzen und dem Lachen Evas wieder.

Um sie lachen zu hören, war also immer Dronte nötig, stellte Holm fest; er schloß sich darum nicht aus. Als sie dann wieder auf den Sekretärinnenposten zurückkamen, wiederholte Dronte halb scherzend, halb dringlich auch sein Angebot und versicherte, sie müsse zwischen ihnen wählen. Holm half ihr über die Verlegenheit hinweg, indem er meinte, wenn Dronte etwas abzuschreiben habe, könne sie es nebenher übernehmen; aber es schien ihm doch, als habe er den Gegner nicht ganz so aus dem Feld geschlagen, wie er noch vor seiner Ankunft gedacht hatte.

3

Eva trat sofort aus dem Geschäft aus und benutzte die letzte Woche, die am Monat noch fehlte, dazu, um sich auf der Maschine und in der Kurzschrift zu üben. Am ersten Morgen des neuen Monats trat sie ihr Amt an. Holm hatte lange Zeit keine Sekretärin gehabt und sich ein wenig gehen lassen. Die Briefe waren tagelang liegen geblieben; nun wurden sie noch am selben Vormittag erledigt; nachmittags fand er sie

auf seinem Tisch und brauchte sie nur zu unterschreiben.

Er leugnete nicht im geringsten, daß zwischen ihrer Anwesenheit und der Tatsache, daß er Lust bekam, ein paar längst versprochene Aufsätze zu schreiben, ein Zusammenhang bestand. Er versuchte zu diktieren; es ging, und neben den Briefen fand er am Nachmittag eine saubere Abschrift, die keine Ruhe ließ, bis der letzte Satz geschrieben war.

Einer Angestellten zu sagen, daß ihre Anwesenheit von guter Wirkung sei, ist vielleicht nicht empfehlenswert; aber da er kein Brotgeber war, hielt er mit dem Lobe nicht zurück. Scherzend sagte er, er werde sie an den erhöhten Einnahmen beteiligen. Sie stand schon in Hut und Mantel unter der Tür. Sie hatte eine wunderschöne Art, die Hand zu geben, schlank und warm, mit einem Griff, der die Hand des andern bis zum Gelenk erfaßte. Dann verschwand sie, und er hörte trotz der geschlossenen Tür, wie sie den letzten Treppenabsatz in einem Sprung nahm. Am nächsten Morgen stand er im Gang, als sie kam. Sie brachte einen Rosenstrauß mit. Er glaubte, das sei ihre Antwort auf den Abschied vom Abend vorher, und es wäre ihm lieber gewesen, wenn sie nicht darauf verfallen wäre. Er an ihrer Stelle hätte es nicht getan. Aber sie stellte die Blumen auf ihren eigenen Tisch. Wie gut sie sich hielt, und wie einsam und verweht sie war, wenn sie durch die Straßen nach Hause ging und jeder Tölpel sie brutal ansprach, ein Kind, das man zärtlich zu schützen wünschte!

Eines Tages klingelte es; Eva trat in sein Zimmer

und meldete, eine Dame sei da. Es war eine durchreisende Landsmännin, eine Malerin, die in Paris seine Freundin gewesen war. Eva hatte genug Feingefühl, um das wahre Verhältnis zwischen ihnen zu erraten. Sie erklärte, sie wolle die eingeschriebenen Briefe besorgen, und ging. Sie kam nicht zurück, und Holm wurde es erst am nächsten Tag bewußt, als er von der Bahn zurückkehrte. Die Freundin hätte nicht wieder sofort abreisen dürfen; sie hatte die Erregung gebracht und ihn dann allein gelassen. In der Wohnung war noch ihr Frauengeruch: als Eva erschien, übertrug er ihn auf sie, und mit ihm die Erinnerung, die sich daran knüpfte — mehr als einmal erlag er der Täuschung vollkommen und hielt die, die an diesem Vormittag um ihn war, für die, die vor ein paar Stunden von ihm gegangen war; er fühlte sie, ohne aufzusehen, und sie zu hören, genügte, um ihm die bestimmtesten Vorstellungen zu geben. In seinen Gedanken war sie seine Geliebte geworden.

Der Gegensatz, den die Wirklichkeit bot, war unerträglich. Schwingungen von sich geben und sie dann nicht empfangen sehen, Schwingungen empfangen wollen und sie nicht erhalten, machte gewalttätig. Auf dem Wege nach der Schule sah er vor einer Haustür ein Pferd, das vom Diener zum Ausreiten bereit gehalten wurde. Eine Dame blieb, bevor sie das Haus betrat, bei ihm stehen und versuchte, es um die Nüstern zu fassen — es wehrte sie ab. Aber als dann sein Herr kam, zitterte jeder Nerv vor Bereitwilligkeit und vor Verlangen, zusammen ein Spiel von Druck und Gehorsam, von Gebot und Verstehen zu beginnen.

Zwischen Mann und Frau ist es nicht anders, dachte Holm, und die edle Bereitwilligkeit des nervösen Tieres ließ ein unmittelbares, herrisches Verlangen in ihm aufsteigen nach dem Spiel der Leidenschaft, nach einer Frau, nach gegenseitigem Abmessen der Rasse, nach Abwägen und Sichtarieren.

Es genügte ihm nicht mehr, das auf dem Papier festzuhalten, was er von Eva, ihren gewöhnlichen Bewegungen und ihrer täglichen Gestalt sah. Da er tiefer in sie eindrang, ahnte er, wie viele Möglichkeiten in ihrem Körper waren, wenn er durch die große Erregung rascher, bewegter und erst wahrhaft belebt geworden war.

Einmal, als Dronte zugegen war und sie beim Tee saßen, kamen durch das geöffnete Fenster die Töne eines Tangos herein: Dronte ergriff Eva und lehrte sie die Bewegungen dieses Tanzes, dessen Sinnlichkeit so kunstvoll und hoch war, daß er zu einem Ritus hatte werden können. Holm griff nach dem Skizzenbuch und wurde unermüdlich, es mit Variationen dessen zu füllen, was er das Parallelogramm der Hüften nannte. Bei der einen Art von Frauen war es gedrungen, breit und üppig, bei der andern von gestreckter Fülle, und in diesen, die zugleich schlank und hoch waren, fand er die Vollkommenheit. Zu ihnen gehörte Eva. Das Kind, das man zu schützen wünschte, war doch Weib, der zarte Körper voll heimlicher Aufforderung, nicht zu gütig zu sein — Holm lächelte mit geschwungenen Lippen über seine Begierde, nach ihr zu greifen und sie nackt in den Händen zu fühlen, wie man die Finger um den kleinen, schweren, warmen Körper einer Lerche legt.

Dronte lud, um seinen Geburtstag zu feiern, Holm und Eva zu sich ein. Holm schenkte ihm eine Sammlung der Zeichnungen, die Rodin angefertigt hatte, als der König von Kambodscha mit seinen Frauen nach Paris zu Besuch gekommen war. Holm hatte sie einst mit Mühe und Kosten gesammelt und hing leidenschaftlich an ihnen; aber die Kallipygos war eines Opfers wert.

Dronte war entzückt, und Holm ging die Blätter zum Abschied noch einmal durch. Sobald er eines weglegte, nahm Eva es zur Hand.

„Mitgegangen, mitgefangen," sagte Holm zu ihr, „eigentlich dürfen Sie die Hälfte nicht sehen; aber ich brächte es nicht übers Herz, sie wegzulegen. Da sehen Sie, diese Frauen da sind ganz animalisch gedacht, aber wie Geschöpfe von einer unaussprechlichen Süße, Liebesfeinheit und Reife. Hier die eine, sie kauert und zeigt nur ihr Becken von hinten, so daß man sagen muß, sie gleiche einem Frosch, der hüpfen will — und doch denkt man an die herrlichen Jettaugen der Javanerin, die glänzend und kindlich wie die eines Rehes sind. Java, das ist für mich wie die Vorstellung eines Paradieses, das es wirklich auf Erden gibt, wo man, ginge man hin, eine vollkommene Liebe fände, sinnlich und voll Zärtlichkeit zugleich."

Eva machte es sich auf den Kissen des Diwans zurecht und hörte, während sie von Drontes russischen Zigaretten rauchte, den Männern zu. Sie hörte Holm sagen:

„Wenn man mit zwanzig an das Leben herantritt, ist das Schöne an der Liebe das Dunkel. Eine Frau im Arme haben, ist, als schwebe man im unerschaffenen

Chaos, in der urzeitlichen Nacht, und selbst ihr Körper, den man umfängt, ist doch ungreifbar und fern, weil er noch unerkannt ist und man vor seiner Entschleierung zurückscheut. Lieben ist ein Versinken ins Unendliche, und ich staunte damals immer, daß Frauen, wenn sie diese Empfindung gegeben hatten, nachher wieder so klein von Körper waren — beinahe war es, als schrumpften sie zusammen, sobald man sie ansehen wollte, und wuchsen ins Ungeheure, wenn man sie mit geschlossenen Augen umarmte.

Dann mit den Jahren entschleierte man das Mysterium, und es machte traurig. Etwas war in einem, das antrieb, die Liebeshandlungen und die Frau selbst in die Klarheit zu zerren, und an die Stelle des Seelischen trat das Erotische, die Erschöpfung des Geheimnisses durch etwas, was man am ausgebildetsten bei den Indern findet, eine beinahe lehrhafte Systematik des Liebesaktes, etwa so, wie man eine große Fläche aufarbeitet, indem man sie in Parzellen einteilt und intensiv in Angriff nimmt. Bleibt man auf diesem Wege stehen, so wird man nur gemein, — man muß ihn zu Ende gehen und zu der großen Rückhaltlosigkeit des Opferns kommen. Dann hat man für immer Leda vor Augen, die in Dresden hängt und das Erotischste ist, was ich kenne, und fühlt doch wieder, wie einst ganz im Anfang, in der ganz sinnlichen Schönheit das alte Dunkel."

In blauen Nebeln umzog der Zigarettenrauch den Seidenschirm über dem Tisch. Das Mädchen auf dem Diwan hatte ein Blatt Rodins ergriffen, und es verdeckte sie. Hörte sie noch zu oder träumte sie? Plötzlich

erschienen über dem Blatt Holms Augen und spähten in ihr Gesicht; Dronte war hinausgegangen. Holm nahm ihr das Blatt sanft aus der Hand und setzte sich halb auf den Rand des Lagers. Mit einem flüchtigen Blick auf die Zeichnung, die er hinlegte, sagte er:

„So stelle ich mir ein Mädchen vor, das ich nur einmal eine halbe Minute gesehen habe. Es war in einer holländischen Stadt, in einem Laden; sie zahlte schon, als ich eintrat. Ich starrte sie an, als sei es nicht möglich, so schön zu sein, so glanzäugig und feingliedrig wie ein junges Tier, so zart und schlank gewachsen. Ich fragte im Laden ohne weiteres, wer sie war, und hörte, sie sei ein Mischling aus javanischem und europäischem Blut. Seither liebe ich sie noch immer, ohne ihr jemals wieder begegnet zu sein."

Sie lag in den farbigen Kissen. Er beugte sich über sie: „Und Sie, Tintorettonymphe, rothaarig und weiß, sind wie eine Schwester der Insulanerin."

Sein Gesicht senkte sich, und ihre Lippen waren willfährig. Dronte trat ein.

4

Zu Hause fand Holm eine Mitteilung in großem Format. Sie kam vom vorbereitenden Ausschuß einer graphischen Ausstellung, die in Dresden stattfinden sollte. Man trug ihm die Oberleitung an und bat ihn um seinen Besuch an einem der nächsten Tage.

Er dachte an Eva: eine neue Geliebte muß man an einen fremden Ort entführen, und im Geiste sah

er eine Reihe von Arbeitstagen in Dresden, während derer er wohl einmal nach Berlin fuhr, Eva aber bleiben konnte. Es würde nicht auffallen, wenn er seine Sekretärin mitbrachte.

Doch war er schon so weit? Das würde der nächste Tag entscheiden. Vielleicht fuhren sie schon mit dem Nachmittagszuge. Er mußte sie dann freilich nach der Ankunft ein paar Stunden allein lassen — wie, wenn er am Morgen vorausfuhr, so daß er seine Geschäfte schon erledigt hatte, wenn sie nachkam? Aber da sie nie vor zehn erschien, wäre es zu spät gewesen.

Da kam ihm der Gedanke, sie gar nicht mehr zu sehen, sondern ihr nur einen Brief zu hinterlassen, in dem er sie bat, ihm zu folgen. Er gab damit die Möglichkeit aus der Hand, die ein ganzer Morgen mit ihr allein enthielt, aber ein Sieg, errungen durch die vorsichtige Kunst, alle Mittel auszunutzen, das war nur die alte tägliche Jagd, auf die jeder auszog, der sich für Don Juan hielt. Mochte es doch ungeschickt sein — er wollte es darauf ankommen lassen, und er dachte daran, wie Eva vorhin, als er sie küßte, von hinten ihre Hand auf seinen Kopf gelegt hatte, mit einem sanften, leisen Druck. Sie hatte einen Schlüssel zu seiner Wohnung und würde den Brief auf ihrem Tisch finden.

Gegen Mittag machte er sich in Dresden frei, um im Hotel zu fragen, ob ein Telegramm gekommen sei. Es war keines da. Er aß im Hause, um es gleich in Empfang nehmen zu können; umsonst. Nach Tisch ging er wieder in das Ausstellungsbureau und gab Befehl, man solle ihn sofort anrufen, wenn etwas für ihn komme.

Es wurde später Nachmittag, bis man ihn am Telephon verlangte. Er fuhr ins Hotel. Eva telegraphierte, er möge ihr nicht zürnen, sie käme nicht.

Die Stadt war ihm verleidet, er fuhr noch am gleichen Abend zurück.

Als er seine Wohnung betrat, durchtobte ihn ein Sturm von Enttäuschung und Verlangen. Er drehte die Lampen an, die den Tisch in seinem kleinen Atelier mit weißem Licht übergossen. Mit schmalem Munde sah er sich nach einem Buche um, um sich zum Lesen zu zwingen. Oben auf die Post hatte Eva einen Roman gelegt; er sollte das Werk illustrieren.

Er las, sah ein Bild vor Augen, skizzierte es, las weiter und begann, mit Verlangen an seinen Radiertisch zu treten. Wieder wurde er herrisch und erregt, wie er durch Eva die ganze Zeit über geworden war; aber da er nicht das Mädchen, das er begehrte, in die Arme nehmen konnte, öffnete sich ein andrer Ausweg, und auch Arbeiten und Gestalten war eine Lust und ein Entströmen. Die Nacht verging; als es dämmerte, war er ruhig, und es schien ihm, es sei eine schönere Ruhe als nach einer Liebesnacht, denn es blieb etwas und war sichtbar geworden. Aus den Illustrationen war eine Reihe von Blättern entstanden, die mit dem Buch nichts mehr zu tun hatten — er konnte sie ausstellen oder in eine Mappe sammeln: dem großen Ehrgeiz war Genüge geschehen. Dann schlief er, bis er Eva an der Schreibmaschine hörte.

Es war merkwürdig: obwohl er sie nun außerhalb seiner Gedanken gestellt hatte, fühlte er sie sich näher. Sie war ihm nicht gleichgültig, wie er noch während

seines Bades gedacht hatte; sondern er verlangte, sobald er sie sah, danach, sie herzlich zu begrüßen. Sie war blaß und sehr schön. Es war etwas an der alten Erfindung, zur Freundschaft zu greifen, wenn es zur Liebe nicht reichte; nur ein Barbar konnte beleidigt sein. Und so dachte er, als sie ihm die Briefe reichte, auch sie habe gestern etwas empfunden und mit sich gekämpft.

So groß war die Ungezwungenheit seines guten Gefühles für sie, daß ihm gar nicht der Gedanke kam, sie könne an eine Änderung ihres äußeren Verhältnisses denken, und als sie es doch tat und etwas stammelte, was wie eine Art Kündigung klang, schüttelte er ihr die Hand und sagte, sie wollten alles beim alten lassen und sich nur noch als bessere Freunde fühlen.

Auf ihrem Gesicht las er einen Widerstreit von Empfindungen, und sie rührte ihn. Aber da wurde er beschämt, nicht durch etwas Gutes, das er übersehen hatte, sondern fast im Gegenteil: sie blieb am Nachmittag fort, und am nächsten Morgen kam nur ein Brief, daß sie ihn bitte, sie nicht mehr zu erwarten.

Die Erklärung erhielt er durch Dronte, der — er tat es verlegen genug — ihm mitteilte, er habe Eva gebeten, bei ihm die Stellung zu übernehmen.

Holm begriff. Das hieß: zwischen den beiden bestand eine Beziehung, und vermutlich war die Entscheidung gefallen, während er Eva in Dresden erwartet hatte. Er täuschte sich nicht, Dronte wußte von seinem Brief an sie und von ihrer Antwort — er hatte sie sogar selbst aufgegeben.

Was war zu machen? Ändern konnte er es nicht, nur empfand er alles als ein wenig gewöhnlich. Eva

und der Freund hatten die wohltätige Form aufgegeben, nun ging sie zu ihm und war den ganzen Tag bei ihm, ein Verhältnis, weiter nichts. Wie sollte er sie behandeln, wie Dronte?

Ein paar Tage darauf kam Dronte zu ihm. Er empfing ihn kühl, er konnte nicht anders. Aber Dronte erzählte, Eva weigere sich, zu ihm zu kommen, wie er es sich gedacht hatte; sie hatte ihn wohl einmal besucht und einmal ihn unterwegs getroffen, aber das sei alles. Sie geniere sich vor Holm — vor dem, was er zu diesem Wechsel sagen könne.

„Sie ist feinfühlig," sagte Holm, „das ist alles, was man von einer Frau verlangen kann."

Ohne Dronte zu Rate zu ziehen, schrieb er ihr. Er wiederholte seinen Vorschlag, daß sie wie vorher ihren Dienst bei ihm versehen solle. Ihre Beziehung zu Dronte gehöre in ihr Privatleben, und er hoffe, daß die alte Freundschaft zu dritt weiterbestehen werde. Da ihr Monat noch nicht abgelaufen sei, erwarte er sie bestimmt zum nächsten Vormittag, es liege ein Berg von Briefen da.

Sie kam. Holm arbeitete ein paar Stunden mit ihr. Dann lud er sie ein, mit ihm zu frühstücken. Aber statt das Lokal aufzusuchen, das im Viertel lag, und wo er gewöhnlich aß, winkte er ein Auto herbei.

„Zum Wannsee," sagte er und hüllte sie zu der langen Fahrt in die Decken ein. Sie protestierte, aber er lachte nur:

„Dronte lassen wir dieses eine Mal zu Hause, denn ich habe etwas mit Ihnen zu besprechen, und es soll eine Verschwörung sein."

Er begann alles, was zwischen ihnen drei vorgefallen oder noch im Gange war, durchzusprechen, und es wurde ein Reiz, mit einer Frau von ihrem Verhältnis zu einem andern zu reden. Es war ein kleiner Zwang dabei, denn dieses Verhältnis war, so wie die Dinge lagen, erst halb Geschehnis; aber Eva folgte ihm, und fast erschien es ihm nun, als sei er der Vertraute einer jungen Ehefrau, die mit ihrem Freunde über ihren Gatten spricht. Sie war lebhaft, sie scheute sich nicht mehr. Dronte begehrte sie zur Geliebten; was war dabei, sagte Holm, es fragte sich nur, ob — es ihr genug war.

Damit hörte er vorläufig auf und begann, sie von zur Landschaft und was ihm sonst durch den Kopf ging, de unterhalten. Am See nahm er ein Boot und ruderte sie hinaus, dann lenkte er auf einen weißen Pavillon zu, der am Ufer stand, und als sie anlegten, konnten sie sich wie in einem Märchen an einen gedeckten Tisch setzen; ein Wink nur — und der Kellner im Frack legte ihnen eine Liste aller feinen Dinge vor.

Dabei konnte man nicht tragisch sein, und Eva war es, die ein paar Bemerkungen hinwarf, um ihn zu veranlassen, zu dem zurückzukehren, was sie beschäftigte. Er durchschaute sie; für Dronte hatte sie schon immer kleine Lockungen gehabt, aber für ihn war es das erstemal. Er stellte sich schwerfällig, bis ihre Neugierde sie zu der direkten Frage trieb, worin die Verschwörung bestand, von der er gesprochen hatte.

Sie führte das Rotweinglas zum Munde, und einen Augenblick stand das dunkle, schwere Rot gegen die reine zarte Haut, die Frauen mit ihrem Haar eigen ist. Der Arm war aufgestützt, und es war eine Stellung,

bei der sein Auge hundertmal die Probe auf die Feinheit eines Frauenarmes gemacht hatte: der angespannte Ellenbogen durfte nicht breit werden. Befriedigt sagte er:

„Sie ist sehr einfach, meine Verschwörung. Wie Sie so dasitzen, denke ich mir ein bißchen Abendtoilette, noch mehr Kristall und Blumen hinzu und Sie als die legitime Herrin. Man kann das Äußere zwar auch so bekommen, aber mir, wenn ich Frau wäre, würde es nicht genügen, mich mit dem Schein zufrieden zu geben; ich würde mir und dem, der mich besitzen will, ein höheres Ziel setzen. Ich sage das nicht, weil unbedingt geheiratet sein muß; aber in Ihrem Fall ist die Ehe das schwerer zu Erringende — also wüßte ich, was mein Selbstbewußtsein verlangte. Sehen Sie, Dronte hat mehr Geld, als er braucht: das Schönste, was man damit anfangen kann, ist, eine Frau mit allem Erlesenen zu überschütten. Es ist notwendig, manchmal den Unterschied zwischen einem Ladenmädchen und einer Herzogin auzuheben und das Ladenmädchen zu einer Herzogin zu machen, wenn es auch nur eine Baronin ist — auf Ihr Wohl, Baronin. Die Technik müssen Sie selber finden."

Sie errötete bis in die Haarwurzeln.

„Eva," sagte er, „nun bin ich zufrieden, nun habe ich es doch erreicht, daß Sie mit mir auf den Wellen der Kühnheit schwingen — ich sehe es Ihren Augen und Ihrem Munde an. Immer werde ich ein Geheimnis mit Ihnen haben."

Auf der Heimfahrt konnte er es sich nicht versagen, zu erklären: „Ich würde, wenn Sie mich gewählt hätten, verlangt haben, daß Sie zuerst meine Geliebte

geworden wären; aber ich zweifle nicht, daß ich Ihnen dann angeboten hätte, bei mir in legitimer Eleganz kleinen Abendessen zu präsidieren — schwarz, ausgeschnitten und mit ganz wenigen Spitzen — auf der Schwebe zwischen dem Leicht Ihrer Jugend und dem Prunk einer Abendtoilette."

Der Wagen schoß über die Landstraße, unbeirrbar gerade, als seien die Bäume auf den Seiten nur abgesteckt, um ihm seine Bahn zu weisen. Holm sah ebenso geradeaus, und es schien ihm, wie immer in einem Auto, als sei er die Seele des Fahrzeugs, dem Erlaubnis gegeben worden ist, fesselos zu sein. Ohne Eva anzusehen, umweht vom gleichmäßigen Sausen des Windes, in den sie hineinfuhren, sprach er weiter:

„Manchmal denke ich, ich hätte Sie ihm nicht überlassen dürfen," und er kam auf den Abend zurück, als er nach Dresden zu fahren beschlossen hatte.

Ihre Hand kam zu ihm; mit einem tröstenden Lächeln zuhörend, als sei es sein Recht, sich noch einmal zu beklagen, bat sie stumm. Wie vollkommen die Haltung ihres Kopfes war. Er sagte:

„Es ist schwer, zu verzichten, und ohne Rache wäre es unmöglich: denn ich habe mich gerächt, nicht wahr?"

5

Nun erfüllte sich, was Dronte am Anfang wie ein Programm aufgestellt hatte, die Freundschaft zu dritt. Es war keine Unklarheit mehr darin, denn Holm war mit seiner Werbung zurückgetreten, er begnügte sich

damit, Dronte mit gutem Beispiel voranzugehen und das Mädchen herzlich und respektvoll zu behandeln. Dronte hatte dieses Beispiel vielleicht nicht nötig, aber es schadete nichts.

Eines Abends klingelte es, und wer Einlaß begehrte, war Evas Schwester, ihre einzige Anverwandte in Berlin. Fräulein Hede machte kein Hehl daraus, daß sie nachsehen wollte, wer Evas Freunde waren. Sie war ein paar Jahre älter, an ihrem Finger glänzte deutlich ein Verlobungsring.

Sie war gut angezogen, neu vom Kopf bis zu den Füßen. Es war sogar eine elegante Art, freilich eine Berliner Eleganz, die in erster Linie in der Güte des Materials bestand und im übrigen die Diskretion der Bewegung und der Sprache durch die selbstbewußte Frische ersetzte — „eine recht reizvolle Variation," sagte nachher Holm, „in der viel Zukunft ist."

Man lud sie ein, Platz zu nehmen. Sie zierte sich nicht und zeigte sich der Aufgabe, eine Unterhaltung zu führen, als Berliner Kind gewachsen. Aber den Vorschlag, zu zwei Paaren draußen zu Nacht zu essen, lehnte sie ab.

„Ne, danke," sagte sie, „ick bin mit meinem Architekten zufrieden."

Holm bestellte telephonisch ein Auto und brachte die Damen hinunter. Als er wieder oben war, sagte er zu Dronte:

„Nun kennen Sie auch die Schwester. Wer Eva heiratet, bekäme eine Schwägerin, die wenigstens nicht unmöglich ist, und auch gegen den Schwager Architekt ist nichts einzuwenden."

Dronte machte eine hochmütige Miene und tat, als beschäftigte ihn nur das Bild des Zimmers im Spiegel, vor dem er stand. Aber ob es nun heilsam war, daß er sich dabei selber sah — er drehte sich plötzlich um und fragte:

„Wozu erzählen Sie das mir, Holm? Nehmen Sie an, daß ich Eva heiraten will?"

„Gewiß nehme ich es an, und wenn Sie es wissen wollen: ich beneide Sie dafür sehr."

Da gab Dronte nach und sagte, während er sich in einen Sessel warf und den Rauch einer Zigarette einzog:

„Nun ja, es wird wohl dahin kommen, und ich will Ihnen erzählen, seit wann ich so weit bin. Neulich ging Eva in ein Geschäft, um sich ein Kostüm zu kaufen. Ich ging mit. Es war eines der großen Ankleidehäuser in der Leipziger Straße und wir fuhren im Fahrstuhl in irgendein Stockwerk. Was man uns zeigte, war mehr oder weniger hübsch — meinem Geschmack genügte es nicht. Die Verkäuferin hatte Eva schon immer zugeredet, sie solle etwas Teureres probieren, und als sie sah, daß ich derselben Meinung war, ließ sie keine Ruhe, bis Eva mit ihr in eine Kabine ging.

Nach einer Weile sah ich eine junge dunkelgekleidete Dame zwischen den Kleiderständern auftauchen; hören Sie, was ich dachte: so kann sich nur eine Dame von Erziehung anziehen und bewegen. Behalte kaltes Blut und laß dich Eva gegenüber, so reizend sie ist, nicht zu etwas hinreißen, das nachher nicht standhält, wenn du in die große Welt zurückkehrst.

Aber die junge Dame war Eva selbst, ich hatte sie nicht erkannt. Ich drängte alle Beschämung und die

Offenbarung, die in der kleinen Szene lag, für später zurück und verlangte nur, daß sie dieses Schneiderkostüm, das durch einen Zufall übrig geblieben war und ihr so wunderbar saß, nehmen sollte. Sie sah, wie großen Wert ich darauf legte, und tat es doch nicht. Es kostete siebzig Mark mehr als die andern, und was diese kosteten, sei genau das, was sie anlegen könne — elende hundert Mark, glaube ich. Ich bot ihr das Kostüm als Geschenk an — nein. Der Verkäuferin wegen konnte ich nichts weiter sagen, aber von diesem Augenblick an beherrschte mich bloß ein Gedanke: an Eva sichtbar zu machen, was in ihr lag, und als wir dann durch die Straßen gingen, blieb ich an jedem Geschäft stehen und fand, wie mit einem Zauberstab berührt, überall das Teuerste, Schönste und Beste.

Ich bot an, sie lehnte ab, das wiederholte sich vor jedem Schaufenster.

Es wurde zu einem Spiel, zu dem wir lachten, aber unter der Oberfläche tobte in mir das Verlangen, mich zu verschwenden und sie zu überschütten. Ich dachte zum erstenmal: wäre sie deine Verlobte, dann könntest du Tage und Wochen mit ihr herumziehen und tausend Dinge aussuchen, für sie, für dich, für euer gemeinsames kommendes Leben.

Unter den Linden ist ein Blumengeschäft, es hat nur ein einziges Fenster, aber darin steht das Gewählteste, was es an Blumen gibt. Der Raum dahinter ist mit verstecktem Deckenlicht ausgestattet: es ergießt sich warm, mild, kosend über Orchideen, Rosen, große Bündel reiner und zarter Blüten, in die eine junge Frau das Gesicht vergräbt, die sie umarmt. Ich sah Eva in

diesem Raume stehen und begriff, wozu Reichtum dient: daß eine Frau sich durch die erlesenste Pflege und durch die heiterste Umgebung ganz frisch erhält. Ich ging hinein und kaufte ihr eine einzige Blüte, die seltenste und teuerste, die es gab, und als ich sie ihr überreichte, war es wohl eine symbolische Handlung, und was Sie einmal sagten, man solle den Mut haben, das arme schöne Mädchen zu heiraten, wird Wirklichkeit."

„Mein Lieber," antwortete Holm, „ich sage nicht, daß es ein Rezept für jedermann sei. Ein Herzog kann eine Choristin heiraten, das ist die Abenteuerlichkeit, die das Leben farbig macht. Ein Postdirektor würde sich nur auf eine Stufe des Kleinbürgertums zurückbegeben, die er eben erst überwunden hat."

Konstantinopel

Annäherung

Als der Wintermorgen dämmerte, öffnete ich das Fenster und sah auf eine Campagna — ein Weideland, leer von Menschen und Hütten, einsam und nur vom Himmel begrenzt, wie jene klassischen Stätten aus dem Altertum, die sich von der Kultur wieder zurückgezogen haben und zum Hirten zurückgekehrt sind, nachdem sie Baukunst, Marktleben, Redner und Feldherrn hervorgebracht haben.

Es ist das Land von Tschataldscha. Auf diesem Boden, den Regengüsse in einen Morast verwandelt hatten, waren die Kräfte der Bulgaren erlahmt, auf ihm hatten sich dann die Cholerakranken in ihren letzten Krämpfen gewunden.

Noch lag das Grau des ersten Morgens darüber, dann ergoß sich das Licht und aus seiner kalten, unaufhaltsamen Gesetzmäßigkeit wurde ein wolkenloser Tag.

In großen Zwischenräumen sah man die Fundamente zerstörter Hütten, der Zug lief vorsichtig auf erneuerten Schwellen, und in einer Senkung lag noch ein Skelett — im Dezember eine letzte Erinnerung an die Schrecken des Sommers, ein entfleischter, sauberer, schimmernder Knochen, der von einem Schlachtfeld überblieb, ein kleines Hilfsmittel, um die Vorstellungskraft in Bewegung zu setzen.

Noch sind alle Gedanken mit dem Krieg beschäftigt, da taucht auf einer fernen Bodenwelle ein Militärlager auf. In einer Umzäunung sieht man Figurinen, die oben einen roten Punkt tragen, sich zu geometrischen Gebilden auseinander- und zusammenziehen, und man hört Claironsignale — es wird jetzt wohl deutsch exerziert, aber noch aus früheren Zeiten französisch geblasen.

Dieses Lager ist die erste Ankündigung der Hauptstadt, und man wäre in Verlegenheit, wenn man nach den andern Vorposten suchen würde, die die Städte bei uns vorschieben, nach Fabriken oder Sportplätzen — das ist nicht türkisch.

Wohl aber kommt nun, nachdem die Bahn ihre Geleise an den Strand des Marmarameeres verlegt hat, etwas wie eine Villenkolonie, ein Seebad, ein ausgestreckter Fühler: San Stefano.

Wir halten; auf dem Nebengeleise stehen Vorortzüge, hübsche, braune Holzwagen; über den Bahnsteig hinweg sehe ich die ersten türkischen Holzhäuser und auf dem Bahnsteig die ersten Türkinnen: in schwarzen Dominos, mit schwarzer Gesichtsmaske, als sei Fasching.

Die Damen gehen auf und ab — nun schlägt die eine den Schleier für einen Augenblick vor dem Europäer zurück, um ihn gleich wieder sinken zu lassen, sobald ein Mann im Fes sie beobachtet, sei es auch nur ein Angestellter der Bahn.

Das sind Eindrücke von Sekunden, aber sie genügen, um über Sympathie und Antipathie zu unterscheiden.

Bereits steht bei mir fest: die Holzhäuser, schmucklos und doch zierlich, oft gebrechlich und windschief, gefallen

mir, und die Frauen gefallen mir auch — warum? Ich weiß es noch nicht genau, aber es hängt irgendwie mit dem Verschleiertsein zusammen, mit irgendeiner zärtlichen Vorstellung von Zurückhaltung, Feinheit und vielleicht auch mit Mitleid.

Ich gehe dieser schon komplizierteren Vorstellung nicht gleich auf den Grund, sondern begnüge mich mit dem Bewußtsein, eine kleine, reizvolle Aufgabe vor mir zu haben. Aber wenn ich es genau überlege, sind die Häuser noch mehr als die Frauen schuld, wenn ich nun die letzte halbe Stunde fröhlich und willig bin.

Sie waren heiter, leicht und unendlich lässig, und das geht mir immer nahe und weckt das Beste in mir; die Geschichte meiner freudigen Tage ist eine Geschichte von Landschaften — das mag wohl die Folge der elsässischen Jugend sein.

Der erste Faden der Sympathie und damit des Verständnisses ist gewoben und zu den Türken hinübergeworfen: wenn man in solchen Häuschen wohnt, ist man genügsam und ein Feind der lauten Aufdringlichkeit.

Es war nicht wahr, was man mir gesagt hatte, daß ich mich in eine verschlossene Welt begab, und daß es unmöglich sei, in das einzudringen, was doch auch sie enthalten mußte, da ja Menschen wir wir in ihr wohnten: Menschlichkeit und Herzlichkeit. Wer als Kaufmann oder Offizier kam, mochte die Fremdheit empfinden, ich empfand den ersten Hauch der Gleichheit — schönster Lohn geistigen Zustands.

Ich wollte nicht Geschäfte machen und nicht refor-

mieren, ich war ganz bereit, nur Auge zu sein; ich nahm nichts mit vom Westen, von dem, was irgendwo anders auf Erden gewesen war — schönster Lohn der Unabhängigkeit.

Die Brücke

Die Brücke von Stambul nach Galata ist von allen Schiffsbrücken der Welt die längste und verkehrsreichste. Sie überschlägt das Goldene Horn, einen Blinddarm, eine Sackgasse, die noch groß genug ist, um den inneren Hafen für Handelsschiffe und den Kriegshafen zu enthalten und von eigenen Dampfern befahren zu werden, bis weit hinaus zum seichten Endstück, dem Kleinod Ejub.

Über den Anfang des Hornes also geht die Brücke und stellt gleich ein besonderes Problem dar: sie sperrt die beiden Häfen ab.

Um den großen Seedampfern und den Dreadnoughts Durchlaß zu gewähren, müßten ihre Bogen drei- oder vierfach so hoch sein, wie sie es jetzt mit fünf Metern sind. Wollte man sie aber so hoch legen, so würde sie Stambul und Galata nicht mehr in ebener Linie verbinden und aller Wagenverkehr wäre unmöglich.

So blieb nichts anderes übrig, als von ihren vierhundertachtundsechzig Metern ein Stück von zweiundsechzig Metern herauszuschneiden und beweglich zu machen.

Gegen Morgen, bevor der Verkehr erwacht, wird

dieses Stück herausgedreht, die Gefangenen dürfen entschlüpfen.

Die Brücke ruht auf zweiundzwanzig eisernen Pontons, aber bei solcher Breite, Länge und Festigkeit werden sich die wenigsten bewußt, daß sie nicht auf einem fundamentierten Bau gehen. Die Sohle des Goldenen Horns ist an dieser Jahrtausende alten Kulturstätte mit einer zwanzig Meter hohen Schlammschicht bedeckt, die jeder Technik widersteht.

Ich liege jetzt, wo ich dies schreibe, im Licht eines Julimorgens auf einer Alpenwiese; über Gletschern, Schneerinnen und Zacken ist nirgends der Hauch eines Wölkchens — und so strahlend blau, so tief und stark steht der Himmel vor mir, der sich über das große Panorama dieser Brücke wölbte, durch die Städte, Hügel, Schiffe, Wasserspiegel erst zusammengefaßt wurden.

Die Städte wuchsen Hügel hinauf: Stambul, sanfter geneigt, im türkischen Stil, bei dem die Einzelhäuschen schwinden und die Moscheen in herausgewölbten Kuppeln wie ein Prisma alle Blicke sammeln; Galata und Pera, steiler und schroffer, im italienischen Stil mit weißen Wänden und vielfenstrigen Stockwerken.

Dazwischen der Innenhafen, in der Mitte frei, an den Rändern von gepolsterten Gondeln und Leichtern besetzt.

Die Gondeln liegen winzig und nur ein wenig rotleuchtend da, um bisweilen mit einem Abendländer ans andre Ufer zu schießen; die Leichter haben sich an den Kai von Galata gedrängt und sind zu einem Wald zusammengewachsen, einem Wald schlanker, steiler Masten, einem Lanzenheer von parallelen Strichen.

So war ihre Form von alters her, und plötzlich weiß ich es: so wie heute lag der Hafen da, als die lateinischen Ritter ihr Kaiserreich errichteten, als jener Fortunatus aus Famagusta auf Zypern in einer Schenke seines Wunschhütleins beraubt ward, oder an jedem andern Tage des Mittelalters, dem es gleich war, ob Heiden oder Christen diesen Platz besetzten.

Damals wie heute drang die Bläue des Himmels, die Wärme des Lichts, die Gleichmäßigkeit der vielen Masten, die in Wahrheit eine Flotte erzeugten, den Menschen ins Bewußtsein und löste einen Drang aus: zu erobern oder zu bekennen.

Nein, eines war anders; das ist die Anwesenheit des Kohlenrauches, der aus allen Schloten quillt. Er zerstört etwas, was zu jenem Bild eines lateinischen Morgens gehört: die Reinheit der Luft, die fast zärtliche Sauberkeit, die unbefleckte Heiterkeit.

Wenig liegt mir in diesem Augenblick an der Nützlichkeit eines modernen Dampfers, und wer sie mir gegen die bloße Schönheit ausspielen wollte, dem würde ich kühl zur Antwort geben, daß die Technik die Aufgabe, eine vollkommene Lösung zu finden, noch nicht erfüllt hat.

Der Rauch ist nicht nur häßlich zu sehen, er ist auch häßlich einzuatmen und beschmutzt das Natürliche, die Luft, die das Marmarameer als Freund den Menschen schickt.

Ich bin im Begriff, ein Dauerbesucher der Brücke zu werden.

Sie ist das Lebhafteste und Bewegteste, was es in Konstantinopel gibt, und je mehr ich sie besuche, desto mehr erkenne ich, wie wenig eine eiserne Brücke hierher

gepaßt hätte, wo alle Nationen des Morgenlandes mit allen des Abendlandes zusammentreffen.

Wer geduldig harrt, kann alle Sprachen hören, alle Kostüme sehen, allen Hautfarben begegnen. Ich will jetzt nicht eine Aufzählung beginnen und der Reihe nach von den grünen Turbanen der Mekkapilger, den weißen der Theologen, den schwarzen Lammützen der Perser, den braunen Zuckerhüten der Derwische, den Fessen, Gehröcken, Pluderhosen, Leibgürteln, Augen- und Nasenschleiern und allen den Dingen erzählen, durch die sich die Stände, die Nationen, die Bekenntnisse voneinander unterscheiden. Das ist ein Film, der schon in tausend Feuilletons abgerollt worden ist.

Was eine der größten Freuden ist, zugleich Erholung und Beruf, Versenkung und Eroberung: an einer Stelle zu stehen, wo ununterbrochen Menschen sich vorüberschieben, und eine kritische Revue abzunehmen, läßt sich ohne großen Aufwand an Worten nicht schildern und beweist die alte Erfahrung, daß Dinge, die in der Vorstellung als wirksames Motiv erscheinen, in der Darstellung wenig brauchbar sind.

Ich greife viel lieber zu der Möglichkeit, die mir ein paar Männer in langen Kutten bieten.

Die Zöllner

Die Kutten sind kein Kleidungsstück, sondern nur ein Überwurf, der einen ganz bestimmten Zweck hat — er ist ohne Taschen, und diese Herren sind Brücken-

geldeinnehmer, die man in eine glatte Haut zu schlüpfen zwingt, damit nichts in ihr verschwinden kann.

Sie stehen an jedem Ende der Brücke, und da sie breit ist und einen ungeheuren Verkehr zu bewältigen hat (es soll Tage von hundertfünfzigtausend Menschen geben), so bilden sie von Brüstung zu Brüstung Ketten.

Jeder Fußgänger bezahlt zehn Para, das sind fünf Pfennige, jeder Wagen zweieinhalb Piaster, das sind fünfundzwanzig Pfennige.

Diese hellbraunen Zöllner sind sehr genau, nur türkische Frauen ließen sie oft unbehelligt, wenn sie weitergingen, ohne einen Obulus in ihre Handflächen, die von dem vielen Gelde längst schmutzig waren, gelegt zu haben.

Da man nicht immer kleines Geld bei sich hat, steht an jeder Gehseite ein Wechselhäuschen; die Männer darin wühlen im Geld.

Es gibt keine Stelle in der ganzen Türkei, wo so viel Geld vor aller Augen zusammenströmt, wenn es auch nur Kupfermünzen sind.

Immer wieder reichen die Männer in den Kutten einen vollen Beutel hinein, und nun denke ich: diese Geldfülle muß dem Mann aus dem Volk, all den Lastträgern, Ruderern, Soldaten, Kleinbürgern wie das Paradies selbst erscheinen, wie die Quelle, aus der der Großherr seine Macht schöpft.

Denn vermutlich nehmen sie an, dieses Geld fließe dem Sultan zu. Leider geht es in die Taschen eines englischen Anleihekonsortiums.

Vor dieser Anleihe erhob die Stadtverwaltung den Zoll. Jahrelang waren Tag für Tag ansehnliche

Summen eingegangen, denn die Kontrolle galt für zuverlässig. Da nahmen die Engländer die Sache in die Hand, und siehe, die ersten Tage brachten eine Zunahme von durchschnittlich zweihundert Pfund; nun forschte man nach und stellte fest, daß die ganze Gesellschaft, Gelderheber und Wechsler, unter einer Decke gesteckt hatte; aber das hätte noch nicht genügt, die Gelder mußten noch vor dem Abend fortgeschafft werden, und das war geschehen, indem alles, was es an Verwandten gab, im Laufe des Tages herüber und hinüber spazierte, wechselte und Franken- und Talerstücke hingelegt bekam — abends teilte man dann die Beute.

Schade, das Märchen war vorüber, nun beschäftigt es nur noch die Einbildungskraft der Armen.

Aber seltsam, es beschäftigt auch mich. Ein Zufall führte mir wieder „Tausendundeine Nacht" in die Hände, ich las von Harun al Raschid, der durch seine Stadt streifte und die Lockung der vielfachen Schicksale empfand.

Auch in Bagdad und Bassora gab es Schiffsbrücken und Zöllner, die das Kupferstück für den Kalifen erhoben: diese Morgenländer sprachen als erste den Zauber der Brücken aus.

Wer Geduld hatte, fand hier jeden, der die mohammedanische Welt durchwanderte: einmal mußte jeder Gläubige über die Brücke, auf der der Held Scheherezades auf Kaufleute, Derwische, Feueranbeter und alle Abenteuer wartete — einmal geht auch jeder Moslem über die Brücke in Stambul, an der die Dampfer aus den Ländern des Abends und Morgens anlegen und aus ihren Bäuchen dieselben Gewürze und

Waren ausladen, mit denen schon in jenen Märchen Handel getrieben und Goldstücke verdient wurden. Im Basar sitzen die Kaufleute noch ebenso kühl wie zu Haruns Zeiten und streichen die langen Bärte.

Landsleute

Reisegefährte von Sofia bis Konstantinopel war ein junger Ungar gewesen, der von einer Elektrizitätsfirma seines Landes nach Konstantinopel geschickt wurde, um irgendeine Ingenieuraufgabe bei dem neuen Elektrizitätswerke zu übernehmen, das an den süßen Wassern im Bau ist.

Abdul Hamid, der an Verfolgungswahn litt, duldete in seiner Hauptstadt keine Elektrizität, und eine alte Anekdote sagt, daß das Wort Dynamo ihn mit Entsetzen erfüllte, weil es an Dynamit erinnerte. Jedenfalls, Konstantinopel schickt sich an, eine elektrische Zentrale, elektrische Beleuchtung und Telephon zu erhalten — es fehlt ihm dann nur noch die Kanalisation, das Straßenpflaster, die Wasserleitung, wenn auch das Europäerviertel mit diesen Dingen schon zum Teil versorgt ist.

Diesem Reisegefährten verdanke ich meine erste Wohnung.

In Galata und Pera ist alles steil, und wie in Neapel steigt man auf schmalen und breiteren, holprigen und eleganteren Treppen hinauf und hinab.

An einer solchen Treppe liegt mein Hotel, ein Privathotel, schmal und in die Höhe strebend; es ist nicht nur

mit reisenden Deutschen gefüllt, sondern wird auch von andern, die draußen wohnen, aufgesucht.

Anderswo wäre ich ihnen vielleicht aus dem Wege gegangen; aber hier, in diesem Land, das doch trotz allem fern von der Heimat ist, werde ich eine Reihe interessanter Existenzen kennenlernen.

Die Wirtsfamilie wohnte seit Jahrzehnten in Konstantinopel, und die erwachsenen Kinder hatten Deutschland noch nicht gesehen. Ebenso verhielt es sich mit denen, die sich von Zeit zu Zeit im Vestibül sehen ließen oder auch regelmäßig zu Tisch erschienen — sie waren halbe Levantiner geworden.

Das führte auf eine Zeit zurück, in der der Handwerkerverein Alemannia geblüht hatte. Er war in den sechziger Jahren gegründet worden, und wenn man beim Frühstück die verschiedenen Menschen betrachtete, die mit dem Durste dessen, der einen Morgen körperlicher Arbeit hinter sich hat, ihr erstes Glas Wein hinunterstürzten und dann den Speisen mit dem Messer zu Leibe rückten; wenn sie sich vor der Abendmahlzeit beim Abendschoppen trafen und nach ihr zum Skat zusammenrückten, bei dem man die Karten triumphierend auf den Tisch haute, weiter trank und dem Berliner Handlungsgehilfen, dessen Mund keinen Augenblick stillstand, das ganze Feld der Politik einräumte: dann verspürte man einen letzten Hauch einer Zeit, die doch schon so lange vorüber zu sein schien — jener Zeit vor der Gründung des Reiches, in der der Deutsche wahllos, weniger von einem Ziel, als von einem blinden Wandertrieb oder der nackten und nicht gerade selbstbewußten Lebensnotdurft getrieben, in die Fremde

zog, irgendwo hängenblieb und mehr Dünger als Saat war.

Noch heute kann man in der weiten Welt, in Rußland, an den Ostseeländern, in England bettelnde Musikanten treffen, Pfälzer Musikanten, wie wir sie einst nannten, German bands, wie die Engländer sagen — sie grasen alle Herrensitze und alle Hinterhäuser ab.

Es ist nutzlos, über diese Art Landsleute hinwegzusehen; sie ist darum doch noch immer in der Welt. Ich war ihnen schon anderswo begegnet, zum Beispiel in Paris und Rom, aber in selbständigen Nationen halten sie sich zurück — hier schien es mir, als seien orientalische Randstädte, in denen die schlechten Gaben des Westens zersetzend auf die Eingeborenen wirken und in denen die frische, energische Luft fehlt, ein besonders guter Boden, um die alten Keime des deutschen Charakters, ein Wohlbehagen an subalternen Daseinsbedingungen und die Neigung zu seelischer Haltlosigkeit, noch immer nicht absterben zu lassen.

Erfreulicher waren die Männer, die aus Deutschland kamen, nach Deutschland zurückkehrten und sich hier nur aufhielten, um Geschäfte zu machen.

Sie kamen aus einer andern Luft, der mit Fortschritt geladenen Luft der arbeitenden Heimat. Das Bewußtsein, keine Minute verlieren zu dürfen, weil im Kreise die Konkurrenz lauert, sich mit vollen Kräften einsetzen zu müssen, macht die Menschen straffer, die Anspannung der Nerven wandelt sich in Energie des Charakters um, und Energie veredelt die Form einer Persönlichkeit ebenso wie Sport, Anstrengung und Lebhaftigkeit.

Eine Woche lang saß an meinem Tisch ein rheinländischer Stoffwarenfabrikant. Die Zeit zwischen den Mahlzeiten verbrachte er bei den großen Handelshäusern, deren es sowohl in Pera als in Stambul eine Anzahl gibt, denn nicht nur die Hauptstadt verbraucht Massenartikel, auch das gesamte Hinterland — und das ist hier ungefähr die ganze asiatische Türkei bis an die armenische und persische Grenze — wird von hier aus versorgt.

Mein Fabrikant machte diesmal große Abschlüsse in einem Kittel, der in der Türkei dieselbe Rolle spielt wie in Frankreich die blaue Bluse, die jeder Bauer, Fuhrmann und Arbeiter trägt.

Der Wettbewerb um diesen volkstümlichsten Absatzartikel ist heftig, und die Preise sind aufs äußerste kalkuliert, wie die Kaufleute sich ausdrücken; aber dem Deutschen ist es gelungen, ihn so zu liefern, daß er im Einzelverkauf einen halben Piaster billiger kommt, und dieser Groschen macht viel aus.

Die Rheinländer sind schneidige Preußen geworden, denke ich immer wieder, wenn ich höre, daß er trotz seiner Jovialität und gesprächigen Freundlichkeit sich von den griechischen Abnehmern keinen Sand in die Augen streuen läßt. Er ist nicht gut auf sie zu sprechen. Niemand ist es, sie leiden wie bei uns die Juden unter feststehenden Meinungen. Dagegen lobt er die Türken: Sie feilschen nicht, und sie kommen ihren Verpflichtungen nach, sogar jetzt in der kritischen Zeit nach den Kriegen, in denen Geld noch schwerer als zu gewöhnlichen Zeiten von der Bevölkerung einzutreiben ist. Sie bitten wohl auf privatem Wege um das Mora-

torium, das die andern Staaten gesetzlich eingeführt hatten, aber sie zahlen.

Der Rheinländer ist ein guter Tischgenosse, zu Scherz geneigt und witzig. Heimatlich, in unerfreulichem Sinn, berührt er mich erst wieder, als sich die Offiziersfamilie mit ihm unterhält: es schmeichelt ihm, und in sein Wesen kommt etwas, das vermuten läßt, daß er nicht immer Fabrikant gewesen ist, sondern die Luft untergeordneter Schichten geatmet hat. Seine Höflichkeit dem Offizier gegenüber ist zu höflich, sie kriecht. So sind Deutsche, sie schätzen sich geringer ein als einen Offizier.

Es ist gerade die Zeit der großen deutschen Militärmission, die der neue Kriegsminister Enver Bei (bald wird er Enver Pascha heißen) hat kommen lassen, der russische Protest folgt auf dem Fuße.

In Berlin nimmt sich die Mission sehr romantisch aus, wie eine Art Kriegszug, denn statt in einer Garnison zu sitzen, kommt man hinaus, in neue, fremde und ferne Verhältnisse.

Aber in der Nähe sehen die Herren so bürgerlich wie zu Hause aus, und sie haben alle Frau und Kind mitgebracht.

Trotzdem wir im stillsten Monat, dem Januar, leben, treffen doch neue Menschen ein. Eines Tages sitze ich gerade im Vestibül bei den Berliner Zeitungen, als zwei Herren eintreten, die ihr Gepäck gleich mitbringen.

Sie sind triefbraun verbrannt, nur die Narben alter Schmisse und die blauen Augen sind hell in ihren Gesichtern. Ihre Worte sind energisch und straff wie ihre Haltung, aber zugleich laut und freudig, als wäre Sprechen etwas, was sie lange entbehrt haben.

Ingenieure, heißt es, jedenfalls gehören sie zur Bagdadbahn. Bald kommen sie wieder herunter, und mit einer Ungezwungenheit, die ein Deutscher, der zu den Akademikern gehört, unter gewöhnlichen Umständen nicht aufbringt, erzählen sie.

Sie sind zwar nicht bei der Bagdadbahn, wohl aber, und das ist ungefähr dasselbe, bei der großen Entwässerung der Ebene von Konia, die eine Folge des Bahnbaues ist; sie haben zwei Jahre keine Stadt mehr gesehen, kein Geld ausgegeben und einen unendlichen Durst nach allerlei Dingen angesammelt, den sie nun in Konstantinopel, das nach dem Hochebenenklima Kleinasiens zugleich als Übergang dienen muß, fürs erste stillen wollen.

Ich begegnete ihnen nun auf Schritt und Tritt. Da ich ebenfalls dabei bin, mich mit den Reizen des nächtlichen Pera bekannt zu machen, konnte es nicht ausbleiben, daß wir uns trafen; aber immer trug der eine, ohne sie erst einzuwickeln, eine der goldbraunen Havannazigarrenkisten unter dem Arm: sie war für ihn das Symbol der wiedererlangten Erlaubnis, mit vollen Händen aus den Gaben der Zivilisation zu schöpfen, und diese Knabenhaftigkeit gefiel mir gut an ihm.

In einer Loge der Parisiana trafen wir uns. Seine Dame war eines der Englisch girls, eine Sechzehnjährige mit schmächtigen und erregenden Mädchenbeinen in schwarzen Zwirnstrümpfen, die noch so unberührt und gleichgültig gegen den Mann war (der Manager liefert sie vertragsmäßig intakt ab), daß sie ihn nicht zu Champagner animierte, sondern nur

mit der Gier eines Kindes Konfekt aß — für drei Pfund Konfekt, genau, als wenn sie Champagner getrunken hätte. Da sie außer ihrem nationalen Yes nicht viel redete, konnte man ein vernünftiges Wort mit ihm reden und ich fragte ihn, ob er und sein Freund nach Kleinasien zurückkehren würden. Das war in Frankfurt noch nicht entschieden, sie vermuteten aber, daß man sie nach Mittelamerika, vielleicht auch nach Neuseeland schicken wollte.

Das nennt man eine Weltfirma und die Bereitwilligkeit dieser Männer Weltbewußtsein. Die schleppen wenigstens nicht Weib und Kind mit sich, dachte ich am ersten Abend, aber am zweiten doch schon: vielleicht verloben sie sich in Deutschland mit dem ersten blonden Mädchen, und es wird eine junge Dame aus durchaus standesgemäßen Kreisen sein, denn es war überraschend zu beobachten, daß sie, in dem Maße wie ihr Überschuß sich austobte, in Ton und Haltung korrekt zu werden begannen. Die zweite Zigarrenkiste wird der, der die erste trug, nicht mehr mit sich herumschleppen.

So fern waren sie noch der Heimat, aber schon wurden sie ihr untertan; ich denke, daß auch bei ihnen der Anblick der deutschen Offiziere den Umschwung herbeiführte. Es gibt in Europa keine ferne, exotische Welt mehr, in der man anonym und unbekannt untertauchen kann. Der Zufall wollte, daß mir ein Album mit Zeichnungen Guys unter die Augen kam: wo war diese Türkei der Sklavinnenmärkte, Paschas, Gesetzlosigkeit und farbiger Willkür geblieben? Und es waren doch erst sechzig Jahre her. Die Ordnung, die Kontrolle, alles dieses Europäische, dieses gewiß

Gute und doch so Bekannte, zieht ein. Ich war aufrichtig melancholisch.

Nicht so, daß ich sentimental der malerischen Romantik nachtrauerte, denn „malerisch" ist die Welt noch immer, und „romantisch", das ist nur zweiten Ranges; das Bedauern bezieht sich ganz auf die Tatsache, daß es einer religiösen Handlung gleichkommt, einsam und fremd in einer Welt verschwinden zu können, die sich auf einer andern, grelleren und dumpferen Kulturstufe als unsrer eigenen erhalten hat.

Vor hundert, vor achtzig, noch vor sechzig Jahren gab es entschlossene, das Richtige des Einzelnen, das Ewige des Ganzen fühlende Europäer, die den Turban wählten und unter einem türkischen Namen, unter den Vorhängen des Harems, unter Janitscharen und Diwansitzungen des großen Rates verschwanden. Schicksal, Tiefe, Abenteuerlichkeit, Sprung ins Unbekannte.

So müßte man in einem fremden Lande aufgehen, so es kennenlernen, nicht als Reisender, der seine Adresse nach Berlin telegraphiert, wenn er im Perapalace abgestiegen ist. Wie feig und vorsichtig wir geworden sind, wie verwegen und hart jene Renegaten waren.

Ein wenig Statistik

An meinem Tisch finde ich ein Ehepaar: wir kommen ins Gespräch.

Er ist Schulmann und von Berlin gesandt, um in einer südlichen Provinz der asiatischen Türkei die erste

aus einer Reihe von Schulen zu gründen, die der Aufgabe dienen werden, in den verschiedensten Landesteilen älteren Schülern die Bildung zu übermitteln, die sie dann befähigen soll, eine große deutsch-türkische Hochschule zu besuchen.

Diese Hochschule soll technischer, praktischer Natur sein und der Türkei ihre Verwaltungsbeamten, Ingenieure, Forstmänner, kurz, alles das geben, was dieses Land mit den reichen Schätzen so nötig hat: gewissenhafte Bewahrer und Förderer des nationalen Gutes.

Wege, Wiesen, Wald, Wasser, Bergwerke, Häfen, Stadtverwaltung, die ganze tausendfach zerteilte Ordnung eines vernünftig verwalteten Landes kommt da in Betracht. Nichts ist getan, alles ist zu tun.

Der Plan ist großzügig: er ist modern und nicht so kindlich wie jener andre, die deutschen Klassiker den Türken zu übersetzen und auf Staatskosten eine Art Reclambibliothek zu gründen.

Das Auswärtige Amt steht nicht offiziell hinter dem Schulplan, aber der Kontakt ist vorhanden und wird aufrechterhalten. Mir fällt ein Punkt auf. Die Sammelschulen sollen Internate sein, die ein nicht unbeträchtliches Schulgeld erheben werden: aber die Türken sind arm.

Die nächsten Tage vergehen damit, daß der Schulmann seinen Zylinder aufsetzt und Besuche in den Ministerien macht, während seine Frau, auf der die ebenso umfangreiche Aufgabe lasten wird, das Internat für eine Schar halb- oder ganzwüchsiger Burschen zu leiten, in den Geschäften ihre großen Aufträge vergibt.

Es liegt nahe, daß wir bei Tisch immer wieder über Schulverhältnisse und die Kultureinflüsse sprechen. Von dem Besuch des Galataserails oder kaiserlichen Lyzeums kommt der Schulmann mit großem Respekt zurück — er hat zum erstenmal mit eigenen Augen gesehen, was für das deutsche Unternehmen nachzuahmen sein wird und was es einholen müßte.

An tausend türkische Knaben werden in dieser Anstalt erzogen, in die auch kaiserliche Prinzen gegeben werden, und was das Land an studierendem Aufwuchs, an europäisch erzogenen Juristen, Diplomaten, Offizieren besitzt, das ist fast alles durch sie hindurchgegangen. Und die meisten Lehrer sind Franzosen, wie die Lehrsprache französisch ist.

Damit stieß ich, wie jeder, auf diese interessante Tatsache der europäischen Türkei, den Einfluß der französischen Kultur.

Seit bald einem Jahrhundert hat Frankreich den vorderen Orient, das heißt die Lande um das griechische Becken von Athen über Konstantinopel bis Syrien, mit seinen Schulen übersponnen und dazu den Katholizismus mit seinen reichen erzieherischen Hilfsmitteln, Schulen, Krankenhäusern, Laienschwestern, bewußt in Anspruch genommen — eine Kulturpolitik, die die Familien durchdrungen und bewirkt hat, daß jede Griechin und Armenierin französisch spricht und denkt.

Zu den 530 französischen Schulen kommen 126 britische und 273 amerikanische, also 400, in denen für die englische Sprache geworben wird.

Deutschland verfügt daneben über 23, selbst Italien noch über 67. Am meisten überraschen die amerikani-

schen Leistungen, die amerikanischen Missionen haben Geld.

Wir streiten uns, welcher Einfluß der mächtigere Gegner ist, der englische oder der französische.

Der Schulmann denkt an seinen künftigen Wirkungskreis, die syrisch-arabischen Landesteile, und gibt den Franzosen den Vorrang.

Ich suche einen ersten seltsamen und mir selbst unerwarteten Eindruck zu formulieren, den ich, ich weiß nicht woher, aus der Luft, der Straße, den Menschen ziehe: der französische Einfluß gibt mir nicht mehr zu denken — er imponiert mir nicht mehr recht.

Er hat so viel erreicht, daß gar keine Hindernisse mehr zu überwinden sind und daß auf die Gemüter derer, um die er sich bewirbt: der jungen Türken, die Anstrengung jeder andern Nation den Eindruck des Neuen, Unbekannten und Lockenden machen muß.

Das Ideal, daß der Schuhputzer auf der Straße seine französischen Brocken kann, ist erreicht — ist es ein Ideal? Die Sprache erscheint degradiert.

Durch gesellschaftliches Geplapper, Toiletten, Schminke und die Lektüre gelber Romane die Weiber beherrschen, durch Nonnen und Betschwestern die Kinder, durch Anleihen und Einimpfung des Börsenfiebers die Männer — das hat etwas Kleinliches, Künstliches und sogar Abstoßendes: eine andre Gedankenreihe wird in mir geweckt, wenn ich auf den Straßen immer wieder sehe, daß jedes Post-, Militär-, Stadtverwaltungs-, Transport- und Privatauto deutscher Herkunft ist, oder daß fast jeder Lokaldampfer, mit dem man das Goldene Horn und den Bosporus befährt, an

einer Stelle ein Messingschild mit der Bezeichnung seines englischen Ursprungsortes trägt — das ist im Konkurrenzkampf errungener Absatz und weist auf ein Gebiet, wo etwas so Reales und Reinliches wie Energie den Ausschlag gibt und nicht das trivial gewordene Reich der Eleganz.

Eines Abends stellen der Schulmann und ich fest, daß wir an denselben Journalisten eine Empfehlung haben. Der Schulmann hat die seinige schon abgegeben und die Aufforderung erhalten, in den Klub zu kommen. Ich schließe mich gleich an.

Der Journalist ist der Vertreter einer großen deutschen Zeitung und bezieht ein Ministergehalt, obwohl er sehr wenig schreibt und sich mit Feuilletons schon gar nicht abgibt. Aber er hat das Talent, Nachrichten drahten zu können, die kein andrer so bald erhielte.

Seine Telegramme galten etwas bei den levantinischen Bankdirektoren und zur Blütezeit des deutschen Einflusses auf die Hohe Pforte nicht weniger bei dem Botschafter. Er hat sein ganzes Mannesalter in Konstantinopel verbracht und sich für den Mangel an Kulturgenüssen an den Annehmlichkeiten eines Junggesellenlebens, wie dem Klub, schadlos gehalten.

Er empfängt uns ein wenig blasiert, bestellt aber beim Boy sofort Kaffee und Zigaretten.

Der Schulmann ist nicht umsonst Berliner; er ist der Meinung, daß die beste Taktik im Verkehr die der Fragen ist, jene Aufeinanderfolge direkter Fragen, denen man nicht ausweichen kann. Diesmal will er die Ansicht des Journalisten über sein Schulunternehmen hören. Dieser schenkt uns zuerst ein Glas

kaltes Wasser ein, das, wie er sagt, aus Asien herübergeschafft wird, und erklärt, er hätte das Unternehmen anders angefaßt:

„Dort unten werden Ihnen weitaus in der Mehrzahl Griechen und Armenier in die Schule kommen, und damit nähren Sie nur das Element, das die Türken ihren Blutsauger nennen. Und zweitens fragt es sich, ob Sie hierzulande jemals einem Menschen klarmachen können, daß es verdienstvoller ist, in die Provinz zu gehen, als in Konstantinopel zu bleiben: alle werden in Konstantinopel bleiben wollen."

Draußen schüttelt der Berliner den Eindruck ab und fühlt sich mit seiner Frau, die uns erwartete, darin einig, daß sie gekommen seien, um ihren dunkelhäutigen Burschen Pflichtgefühl beizubringen.

Und ich denke: beide sind sie deutsch, der Nörgler und der Zähe, und mit zwei Pferden fährt man besser als mit einem, man muß sie nur unter ein Joch spannen.

Das Arsenal

Bevor es abreist, wird dem Ehepaar noch eine Besichtigung gestattet, die auch mich interessiert und zu der ich allein nicht gelangen würde: sie gilt dem Marinearsenal, das damals in einigen Wochen unter die Verwaltung englischer Offiziere kommen sollte.

An der Neuen Brücke besteigen wir das Motorboot zweier junger Herren, die im Dienste einer belgischen Gesellschaft stehen. Sie hat sich gebildet, um die im Schlamme des Goldenen Horns liegenden Holzschiffe

vergangener Jahrhunderte zu heben. Denn diese Fahrzeuge hatten Kupfernägel, und Kupfer ist teuer.

Wir fahren an den Leichtern und Handelsdampfern des inneren Hafens vorbei, dann längs der Kriegsschiffe, der hellgrauen Ungetüme, die gar nicht so groß zu sein scheinen und von denen einige ihre Geschichte haben — da ist das einzige Schiff, das im Krieg draußen herumfuhr und sich tapfer hielt (die andern verließen ihre Stellung vor Stambul nicht, weil ihre Kanonen dem Komitee die Hauptstadt und damit die Macht sicherten).

Dann steigen wir aus, inmitten einer Schar Arbeiter, die dabei ist, alte Bomben zu zerschlagen.

Wie eine Abfuhr rostiger Spielzeuge lagen sie da; wenn einmal eine explodierte, fauchte sie nur ein bißchen; manche hatten ein Menschenalter im Wasser gelegen.

Die ganze Arbeit hier ist Kehraus, Abbruch, Ramsch. Das Hinterteil eines Fahrzeugs ragt in die Höhe, das Vorderteil steckt noch im Schlamm. Nun begreifen wir erst, daß es Sinn hat, Kupfernägeln nachzugehen: sie sind oft einen halben, einen ganzen Meter lang.

Weiter, nun zu den Schuppen und Magazinen. Sie reihen sich in stattlicher Anzahl aneinander, aber sie sind ein Kirchhof.

Grasüberwuchert liegen die Kanonen, Lafetten und alle Dinge, die zur Artillerie gehören, da. Zwischen einem Rad ist ein Bäumchen aufgewachsen, und man könnte es nicht mehr herausheben, ohne den Baum umzuhauen.

Dann wieder Schießmaterial — bestellt, nie benützt

und veraltet. Die Jahreszahlen einer Kruppschen Kanone erinnern an jene Zeit um 1870, da die Türkei die zweitgrößte Kriegsflotte unterhielt. Wer möchte das heute glauben! Damals waren die Werften von dreitausend Arbeitern bevölkert, und nun sehen wir kaum hundert.

Dabei treten wir in Schmiede-, Guß- und Stanzräume von einer Ausdehnung und von einer Ausrüstung, was Maschinen und Öfen betrifft, die jeder Werft zur Ehre gereichen würden, und dabei waren die Türken durchaus geschickte Arbeiter, wovon noch manches Stück, das herumliegt, Zeugnis gibt, auch braucht man nur die ganz aus Holz gebaute, gewaltige Halle über einem Dock zu betrachten, architektonisch von einer selbständigen Eleganz und ganz einheimische Arbeit.

Hammerschläge sausen auf Holz — aber sie zerstören nur den festgefügten Bau eines Schiffsleibes; sie klirren auf Eisen, aber es werden nur die Schrauben von Schiffskesseln abgesprengt und dann die Kessel selbst zertrümmert.

Alles ist Untergang, Melancholie, Bankrott: den Fremden muß rasch Platz gemacht werden. Es war der letzte Akt des alten Dramas.

Bekenntnis

Ich bin, wenn ich in der Hagia Sophia stehe, nicht imstande, die christlichen Gedanken zu empfinden, die bei dieser Gelegenheit vorgeschrieben sind.

Es läßt mich kalt, daß man noch sehen kann, wo die Türken den Namen Christus übertüncht oder übergoldet haben; es läßt mich nicht nur kalt, ich würde sogar bedauern, wenn an dieser Stelle wieder der orthodoxe Gottesdienst stattfände, — vor einem Jahr erwartete hier jedermann, Zar Ferdinand werde sich die Krone aufsetzen; ein deutscher Bankbeamter erzählte mir, wie beim Grollen der Geschütze von Tschataldscha die Archive gepackt wurden, um sie auf das deutsche Stationsschiff zu bringen.

Woher ist mir jener große Gedanke so unsympathisch? Weil mir die Levantiner unsympathisch sind, weil ich orthodoxe Geistliche gesehen und von der tierischen Roheit, mit der sie ihre Banden zu Mord, Vergewaltigung und Brandstiftung anfeuerten, aus dem Mund von Augenzeugen vernommen habe, weil ich dieses ganze osteuropäisch-slawische, dumpfe, fanatische Christentum als barbarbisch-weiblich empfinde und weil ich von der türkischen Männerreligion und türkischen Moscheen einen sehr schönen Eindruck empfangen habe.

Seht euch in der Hagia um.

Ihre gewaltige Höhe, die unvergleichliche, freischwebende Kuppel sind nicht türkisch, da sie ja schon byzantinisch waren, aber das Sekundäre, die Ausschmückung, die Vermenschlichung des Raumes, das ist original.

Dieses Haus ist wohnbar gemacht und reich an kleinen, lyrischen, seelischen Dingen. Wer da Barbarisches sucht, würde sich irren.

Es ist ein Bethaus, und ich stehe nicht an, es trotz seiner Einfachheit für wärmer zu halten, als bei uns

selbst die katholischen Kirchen, zumal die pomphaften des Jesuitenbarocks, sind. Vielleicht machen das die Teppiche, die, Streifen an Streifen, den Boden bedecken und alle in einer Richtung verlaufen.

Diese hier sind aus den Lagern geholt, denn die letzten, die sehr schön waren, sind vor ein paar Monaten verbrannt worden: während der Cholerazeit lagen Tausende von Kranken auf ihnen.

Über den Teppichen hängt das schönste Schmuckstück der Moschee, der große Kronleuchter.

Er ist, von der Kuppel, die die Höhe Sankt Peters hat, herab, so tief auf den Boden niedergelassen, daß ich ihn erreiche, und dieser Verzicht auf die majestätische Unnahbarkeit in den Höhen ist von seltsamer, inniger Wirkung: es tut so wohl, daß man den Kopf nicht zurückpressen muß, um ihn anzusehen.

Wie schön ist die Einfachheit des Leuchters: ein ungeheurer Eisenring ist mit hundert kleinen Ölbehältern besetzt: sie haben die Form jener Kreisel, die die Kinder bei uns auf der Straße tanzen lassen, unten spitz und oben rund; sie sind mit Wasser gefüllt, und auf der Oberfläche schwimmt eine Schicht Öl; sie sind aus einem weißen, durchsichtigen, blassen Glas, wie ganz alte Kirchenfenster es haben, wenn sie einmal unfarbig blieben.

Auf der Kanzel wiegt sich ein Imam in kurzen Schwingungen hin und her und spricht in melancholischem Singsang eine Sure; er ist blaß, schwindsüchtig und schwarzbärtig.

Unter ihm, auf dem Teppich, sitzen mit untergeschlagenen Füßen ein Offizier, ein Effendi im Geh-

rock, ein paar andre Männer, während die Frauen irgendwo an die Seite, zwischen zwei Marmorwände, verwiesen sind.

Durch den Raum zieht ein ausgesprochener Geruch von Schweiß: er kommt von den vielen nackten Füßen, die auf diese Teppiche treten, und es ist der türkische Geruch, der einem überall entgegenschlägt.

Er stört mich hier nicht im geringsten; er ist ein natürliches Ding.

Der Geistliche betet immer noch.

Plötzlich vernimmt man Töne andrer Art, ein lautes Zurufen: den geschäftsmäßigen Vortrag eines Führers, der Dinge der Bildung erklärt, von denen er nichts versteht, weil er schlimmer als ungebildet, weil er frech ist.

Er ist einer der Burschen, die ich im deutschen Hotel wegen ihres niedrigen und klebrigen Auftretens verabscheute. Nun führt er den ersten Schub von reisenden Landsleuten, den das Jahr bringt.

Ich warte auf den Augenblick, wo der Diener oder der Geistliche auf der Kanzel oder sonst einer der Anwesenden ihn zum Schweigen auffordern wird. Aber nichts dergleichen geschieht, der Führer benimmt sich, als wäre er hier zu Hause und die Mohammedaner nur geduldet.

Er macht auf alles aufmerksam, auf das riesenhafte Alabasterei mit dem Wasser für die Fußwaschungen; auf die Loge Theodoras hoch oben, von der sie, die große Dirne und Kaiserin, auf ihr theologisierendes Volk herabsah; auf die herrlichen, von einem alten Kalligraphen geschriebenen Namenszüge des Pro-

pheten und der ersten Kalifen, die wie ungeheure Schilder an den Säulen hängen; auf grünen Porphyr und gelben Marmor, und er fordert seine Zuhörer auf, ruhig näher zu treten und sich vor dem Priester nicht zu genieren.

Arme Türken, die in ihren eigenen Kirchen nicht wagen, sich Ruhe zu verschaffen. Sie haben die Schiffe der Fremden, ihre Waffen, ihr Geld, ihre Ansprüche kennengelernt und wissen, daß es doch nichts hilft, ihnen etwas versagen zu wollen. Der Fremde tut gut, taktvoll zu sein und zu bedenken, daß dieses Bewußtsein, der Unterlegene zu sein, leicht ein Gift wird, das stärker wirkt als die neuen Impfungen mit europäischer Energie, Militär- und Beamtenreformen genannt.

In der Provinz sind die Leute noch fanatischer, aber das hilft nichts, sie werden durch kapitalistische Fortschritte mechanisch zermalmt werden.

Grand' Rue

Alles Leben drängt sich in der Grand' Rue von Pera zusammen, sie fiebert.

Sie ist fast die einzige Verkehrsstraße, die von Galata herauf bis nach Schischli führt, und der neuen Straßenbahn blieb nichts übrig, als sie zu befahren, obwohl sie eng ist; zum Überfluß speit die Drahtseilbahn, die im Hügel von Galata läuft, ihre Massen in sie aus.

Kaum kommt man voran; alle paar Schritte ist der Boden aufgerissen, es wird an den Telephonanschlüssen und der elektrischen Zuleitung gearbeitet.

Nach einer Weile wird man diesen harten, steilen, schmalen Boden wieder aufreißen, um neuer Geleise, neuer Röhren und Kabel willen: die Modernisierung Konstantinopels, die stadtbautechnischen Fragen, die Schaffung von Verkehrsadern, das ist ein ungeheures Problem, eines der schwersten, das man in der Welt finden kann.

Ein Aufzug zieht durch die Straßen.

Voran eine Musikbande, die melancholisch und schlaff eine eintönige und eben in ihrer Eintönigkeit aufreizende Musik spielt, dann ein Wagen, darin ein weißgekleidetes Mädchen, ein Knabe mit einer türkischen Fahne, ein Mann im grünen Turban, ein Herr im Gehrock, hinter dem Wagen eine Sektion Schulkinder, an der Seite eine Lehrerin mit müdem Gang, Zugstiefeln und dem Schleier vor dem Gesicht, wieder ein Wagen, wieder Fahnen, wieder Kinder und so fort.

Vor dem Polizeigebäude, einem entzückenden, operettenhaft leichten Bau, staut sich der Zug, das Mädchen hält eine Ansprache, die Musik spielt Tusch, die Kinder rufen ein Hoch auf Freiheit, Gleichheit und Fortschritt — das Ganze ist der Propagandazug des Komitees, um die Bevölkerung zur Teilnahme an den Kammerwahlen anzuregen.

Ein Komitee ist eine Tyrannis, eine Oligarchie. Nun gut, in einem so geschwächten Lande kann die Gewaltherrschaft von Vorteil sein und ist sogar besser als der durchgeführte Parlamentarismus mit allen seinen Schwankungen. Nur: werden diese Oligarchen nicht nur an sich denken? Aber heute morgen kam eine Nachricht, die wie eine Bombe einschlug: Enver-Bei

ist Pascha geworden, und er wird bald Damad sein, das heißt Schwiegersohn des Sultans, und er wird die Entlassungen aus der Armee hundertweise vornehmen.

Ist das der Mann, der Retter, der Held, der, der nicht an sich, sondern nur an das Reich denkt? So scheint sich jene große Frage zuzuspitzen, zur Erleichterung des Beobachters, für den Sichtbarmachung alles ist.

Es ist früher Nachmittag, und die Damen sind es, die der Grand' Rue ihr Gepräge geben.

Gegen Abend verschwindet die Türkin von der Straße, aber bis dahin schwärmt sie aus, selten allein — meist zu zweien, oft zu dreien mit der Schwiegermutter und der Schwägerin. Häufig sieht man auch einen Mann mit zwei Frauen, und man kann sich nun denken, es seien seine zwei Lieblingsfrauen, oder Frau und Schwester, wie man will.

Wenn sie allein ausgehen, sind sie kühner, sie bleiben an einem Schaufenster stehen und heben den Schleier; auch in den Magazinen kann man sie unverschleiert treffen.

Man sieht entzückende Gesichter und sehr häßliche, kokette und gute, brave, ein wenig dicke Ehefrauen.

Wenn die Sonne scheint und eine Frau schreitet gerade in sie hinein, ist es sehr reizvoll, durch den Schleier zu spähen, denn sie sind gegenwärtig so zart, daß man deutlich das Oval, einen roten Mund und die Brauen sieht, die zusammengewachsen sein müssen, wenn sie als schön gelten sollen.

Heute sind die Schleier dünn, morgen wieder dicht,

je nachdem die Zensur sich aufrafft und eine drakonische Verordnung erläßt. Ich habe schon ein paar in der Zeitung gelesen. Es bleibt aber nicht nur bei Erlassen, es gibt bürgerlich gekleidete Kriminalbeamte, die auf nichts zu achten haben, als daß mohammedanische Frauen keine farbigen Seidenstrümpfe tragen, ihre Beine nicht zeigen, durch die Kleidung nicht herausfordern.

Erspähen sie eine junge Schöne, die bei ihnen Ärgernis erregt, so fordern sie sie unauffällig auf, mitzugehen, und dann kommt sie vors Kriegsgericht. Die Stadt steht noch unter Kriegsgesetzen. Es gibt auch ein männliches Gegenstück: ein Untertan des Sultans, der statt mit dem Fes seinen Kopf europäisch bedeckt, wird verhaftet.

Neuerdings hört man davon, daß Frauen nach Kleinasien deportiert werden. Das ist die Strafe für einen ungehörigen Lebenswandel, der sich in türkischen Kreisen weit weniger als in europäischen und levantinischen bemerkbar macht, aber nicht fehlt.

Dem Fremden wird von Rendezvoushäusern erzählt, und bald wohnte ich sogar selbst neben einem, an dessen Fenstern sich aber nie eine Frau zeigte, in dessen Tür nur manchmal alte Herren verschwanden.

Eigentlich hätten die Männer hierzulande die Kokotte nicht nötig, da es ihnen freisteht, so viel Weiber zu nehmen, wie sie wollen. Aber erstens halten diese mohammedanischen Stadtbewohner genau wie die Europäer das Legitime und Erlaubte für langweiliger als den Seitensprung, und zweitens ist die Polygamie eine kostspielige und lästige Einrichtung.

Jede Frau hat ihre Tage, Anspruch auf den gleichen Schmuck und das gleiche Vergnügen wie die andre oder andern, und wenn sie sich benachteiligt fühlt, geht sie zum geistlichen Richter, der den Ehemann zitiert und ihn unter anderm an jenen seltsamen Paragraphen erinnert, der von der eisernen Tagesration einer Frau handelt; es steht ihr zu: ein paar Piaster zum Unterhalt, eine Kerze und soundsoviel Zigaretten.

Das sind Lasten, die nicht jeder auf sich nehmen will, und das europäische System der aufreizenden Kokotte hat ihn verdorben.

Aber die einheimischen Frauen, die zur Prostitution getrieben werden, verdienen Mitleid. Sie sind fast immer Ehefrauen, sei es, daß der Mann die Scheidungsformel über sie ausspricht und sie sich von einer Stunde auf die andere auf die Straße gesetzt sehen, sei es, daß sie im Kriege den Gatten oder Vater verloren haben und völlig mittellos dastehen.

Man muß wissen, wie unsicher hier die Existenz einer Beamten- oder Offiziersfamilie ist. Seit Jahrzehnten ist es Gebrauch, daß die Monatsgehälter nur nominell ausgezahlt werden, denn statt in den Kassen war das Geld in den Taschen der Paschas, des Sultans und der europäischen Geldgeber. Unter dem neuen Regime wird man wohl diesem Zustand ein Ende machen, aber das Äußerste ist, daß alle Viertel-, oder auch alle Halbjahre einmal ein Monatsgehalt ausgezahlt wird.

Die Soldaten hatten noch ihre Kriegslöhnungen zu erhalten. Die neuen Schiffe kosteten Geld, und man verfiel jüngst darauf, einen Flottenverein zu gründen,

der die letzten Nester zu bearbeiten hat. Hier in der Hauptstadt begegnete man zuerst einzelnen Notizen, daß patriotische Beamte auf ein Monatsgehalt verzichteten. Dieser Beamten wurden angeblich immer mehr, und dann zog die Regierung die Folge daraus. Sie verschickte ein Schreiben: Da die freiwilligen Verzichte sich so außerordentlich vermehrt haben, glaubt sie diese Bewegung in die Hand nehmen und hiermit verordnen zu müssen, daß jeder Staatsangestellte zugunsten des Flottenvereins auf ein Monatsgehalt verzichtet.

Das Elend würde in den Familien noch größer sein, wenn ein Holzhäuschen mit den paar Zimmern, in denen Teppich und Diwan alle Möbel ersetzen, nicht so billig wäre und man sich nicht an Yourt satt essen könnte.

Aber ein vernünftiger Mensch nimmt es diesen Beamten nicht mehr übel, wenn sie sich Trinkgeldern zugänglich erweisen; man will doch leben und für die Geduld, die man dem Staate zeigt, eine Entschädigung haben.

Der gute Wille aber, den Angestellten des Staates ihre Dienste zu bezahlen, und die Notwendigkeit, sich gegen die Russen zu schützen und einen Hafen voll der Siebzigmillionenungetüme zu haben (das Heer nicht zu vergessen), das ist der tragische Konflikt der modernen Türkei: endlich will man Reformen von Grund aus — ist es noch Zeit?

Fluch dem Bluthund mit der kranken Seele, der in Beilerbei sein Leben fristet: wahrlich, das Komitee hat eine unerwartete Milde gezeigt, als es Abdul

Hamid nicht den Prozeß machte. Wäre er nicht gewesen, hätte er nicht seinen tüchtigen und modern gesinnten Vorgänger gestürzt, so wären die Reformen dreißig Jahre früher gekommen, unendliche Summen gespart, unendliche Leiden vermieden worden —, rechnet man ihm doch die Zahl seiner unmittelbaren Opfer und der in den Metzeleien Getöteten auf vierhunderttausend nach.

Es ist schwer, den türkischen Frauen gegenüber nicht sentimental zu werden.

Wenn der Blick unter den Schleier auch oft genug enttäuscht, denn die halbe Frauenwelt ist augenkrank und trägt blaue Zwicker, so haben sie doch unzweifelhaft etwas Rührendes.

Es ist das Sympathiegefühl, das man für die hat, die bescheiden leben und sich gegen Unterdrückung und Bevormundung wehren müssen, wie Pflanzen und alle wachsenden Dinge unter dem Himmel gegen Mißgunst und Feindschaft und alles, was sich ihrem Wachstum entgegenstellt und es hemmt.

Man kann sich so gut in sie hineinversetzen: wie sie sich nach der Welt sehnen, von der sie nichts kennen als ferne, verirrte Schilderungen aus einem flüsternden Munde oder einem fränkischen Buch; wie sie die Christinnen um ihre Freiheit beneiden und glauben, der Mangel an Glück und Erfüllung, den sie in der eigenen Seele fühlen, liege nur daran und alles wäre gut, wenn sie unverschleiert gingen und Gefährtinnen ihres Mannes, eines Mannes wären.

Und darum gerade ist man gerührt: welch ein Irrtum! Wie schrecklich, in diesem Land ohne öffentliches

Leben, ohne Industrie und Handel plötzlich dastehen und sich seinen Unterhalt selbst verdienen zu sollen; wie schrecklich, die schlimme Erfahrung, daß überall immer die Seelen unbefriedigt bleiben, zuletzt auch machen zu müssen; wie schrecklich, so gar nicht vorbereitet zu sein und so gar nicht Bescheid zu wissen; und wie trostlos die Freuden der Selbständigkeit, die entfesselte Erotik, die Emanzipation von der zarten, sanften Zurückhaltung, die zu ihrer Erziehung gehört und ihnen so gut steht.

Aber die Levantinerinnen, die auf der Grand' Rue spazieren gehen, lösen andere Empfindungen aus. Für sie gibt es keine Zurückhaltung, für die jungen nicht, deren Gesichter an das Goldmosaikporträt in Ravenna mit den großen Augen erinnern, nicht für die reifen mit den üppigen Figuren, und nicht für die alten mit den brennenden Kupplerinblicken und den geschminkten Runzeln; von vierzehn bis fünfzig scheinen sie alle käuflich, und viele sind es nach dem, was man überall hört.

Eine Menge levantinischer Familien hat keinen andern Unterhalt als das Spiel, zu dem man sich abends in den Wohnungen versammelt: das Spiel zieht alles andre nach sich.

Ich kenne eine Reihe europäischer Herren, die man nicht besuchen kann, ohne einer jener jungen Damen zwischen dem Schulalter und der Verlobung zu begegnen, die Marcel Prévost erstmals in Paris beobachtete und dann Demivierges nannte.

Diejenigen, die ich kenne, sind aus vermögenden Familien, nicht das Geld treibt sie, die Neugier und eine frühzeitig mitgeteilte Großstadtlüsternheit.

Was aber für den Sittenschilderer, wie Balzac sagen würde, am interessantesten ist, das ist die Konvention, die Verabredung, die sich unter jungen Mädchen herausgebildet hat: den Männern alles zu erlauben, excepté ça und äußerlich intakt in die Ehe einzugehen.

In Deutschland, wo jährlich hunderttausend Mädchen ihren Geliebten schenken, was eigentlich ihren Männern zugute kommen sollte, ist eine solche Konvention unmöglich. Sie erklärt sich nur aus der Rasse.

Bei den Buchhändlern

Am Sonntagmorgen pflegte ein deutscher Journalist, den ich kannte, Streifzüge über die Hügel und die Täler Konstantinopels, der ausgedehntesten Stadt, die es gibt, zu unternehmen.

Er war seit seiner Jugend im Lande und kannte es besser, viel besser als irgendein Türke — so gut, wie nur ein Deutscher mit philologischen Neigungen und deutscher Hingabe an fremde Zustände ein Land kennen kann. Er war ein vollständiger Gelehrter, der alle Sprachen und alle Literaturen dieses Reiches beherrschte, ein Kenner der Geschichte und der Kultur der vergangenen Jahrhunderte.

Statt Journalist in Konstantinopel müßte er Professor an einer Universität sein.

Er freute sich, einen Zuhörer gefunden zu haben und etwas von Stambul zeigen zu können.

Er lehrte mich, an einer kleinen Moschee die Schmiede-

gitter als eine der besten Leistungen des türkischen Handwerks zu bewundern; dann drangen wir in Trümmerstätten ein, die der jüngste Brand im ältesten Viertel geschaffen hatte — im Hofe eines Hauses stand noch zwischen schwarzen Mauern eine hohe grüne Eiche, und darunter rasierte ein Bartscherer die Köpfe von Lastträgern.

Zuletzt wandten wir uns der Straße der Buchhändler zu, denn Doktor S. war ein großer Bücherkäufer. Aber obwohl hier Buchladen an Buchladen stand, höchstens dazwischen der eines Briefschreibers, war er unzufrieden.

„Das ist nicht das, was ich Ihnen zeigen will," sagte er, „diese Läden sind zu kultiviert, das ist nicht das Alte. Gehen wir zu den Antiquaren am Basar."

Außen am Basar führte eine Straße hinauf.

Auf der einen Seite reihen sich die Verschläge der Meerschaum- und Holzdreher aneinander, schmucklose Räume, in denen ein Meister mit seinem Lehrling hockt und Pfeifenmundstücke und Zigarettenspitzen aushöhlt, die dann ins Schaufenster gelegt werden; auf der andern Seite die Bücherläden.

Auch hier war der Deutsche gut bekannt, und die Bewirtung mit Kaffee und Zigaretten entsprang herzlicher Höflichkeit.

Der Bücherverkäufer war ein alter Mann im weißen Bart, und sein junger schwarzbärtiger Kompagnon war sogar in Wien und Berlin gewesen. Er gestand uns strahlend, was in den beiden Städten den größten Eindruck auf ihn gemacht hatte: in Wien der Wurstl-Prater, in Berlin der Luna-Park.

Lieber Gott, hier war es viel schöner in dem Raum, der nur aus Brettern bestand und nichts als drei Wände voll Bücher, an der vierten einen Ladentisch und dann zwei Stühle enthielt.

Aber der Himmel draußen war blau, und mit dem Licht drang etwas Heiteres, mit der Stille dieser ruhigen Gasse ein Friede herein, der nicht nur dem Sonntagmorgen gehörte — etwas von der schönen großen Gelassenheit und Genügsamkeit dieses Volkes, das eine Zigarette und einen Schluck schwarzen Kaffee braucht, um zufrieden zu sein.

Was der alte Mann für einen schönen weißen Bart hatte und wieviel Würde in der dreifach gegliederten Bewegung seiner Begrüßung gewesen war.

Mein gelehrter Führer stöberte in den Büchern herum, ich betrachtete die türkischen Wandsprüche. Was sollte ich nehmen, einen Anruf an Ali und Hafis oder den tröstenden Spruch: Auch das geht vorüber? Ich nahm den Trost, der ebenso irdisch und weise wie unsere Wandsprüche himmlisch und abscheulich sind.

Danach brachen wir auf und schlugen den Weg nach einem neuen Hügel und der Wasserleitung des Kaisers Valens ein, als wir an einem rosig schimmernden Palast im kaiserlichen Stil vorbeikamen.

„Was ist das?" fragte ich. „Die Universität," antwortete man. „Gehen wir hinein," schlug ich vor — schon war ein geschmeidig dienernder Torwächter im Fes auf uns zugestürzt und hatte erklärt, nur der Herr Rektor persönlich gebe die Erlaubnis zum Eintritt.

So suchten wir unsere Besuchskarten zusammen und harrten der Dinge. Nach einer Weile kam der Tür-

hüter zurück und begleitete uns mit dem demütigen Buckel eines Eunuchen die Marmortreppe hinauf.

Ein Saal öffnete sich, grüne Ripsdecken, rote Sessel, ein europäisches Direktorzimmer, ein Schreibtisch, darauf ein Telephon und Akten, dahinter ein kleiner, grauer Herr, an der Wand die zu orientalischen Sklaven erstorbenen Pedelle mit gekreuzten Armen.

Der Rektor betrachtete unsere Karten und meint, wir gehörten verschiedenen Fakultäten an — er ist Mathematiker. Zuerst erfahren wir allerlei Statistisches, zum Beispiel, daß einunddreißig Studenten Deutsch hören, aber nur einer Russisch, oder daß dreihundert Damen sich zu den Frauenkursen melden, die freilich sogar Haushaltung oder Handarbeit umfassen.

Dann führt uns der Rektor persönlich durch die Universität. Sie ist klein und die Lehrfächer noch nicht ausgebaut. In der Theologie sitzen die meisten Schüler, ins physikalische Laboratorium können wir erst nach zehn Minuten hinein, der Schlüssel war nicht zu finden; dann hatten wir endlich das Vergnügen, ein paar deutsche Tabellen an der Wand zu erblicken — es war der Physiksaal einer Provinzschule; große Experimente werden da nicht gemacht werden.

Als wir wieder draußen standen, hatte mein Führer eine Überraschung: er wollte mich am nächsten Tag mit der geschiedenen Frau des Rektors bekannt machen; sie sei Schriftstellerin und verkehre bei ihm. Ich sah sie dann und kann nicht sagen, daß schriftstellernde Damen hierzulande anders aussehen als bei uns.

Ich ließ mir den Inhalt eines ihrer Romane erzählen — das ist eine Mischung von angelsächsischem Unterhaltungsroman und den bekannten prinzipiellen Forderungen.

Sie war englisch erzogen, fand aber, man müsse jetzt Deutsch lernen.

Der Einfluß dieser Schriftstellerinnen ist keineswegs gering. Die Frauen lesen sie, und sie sind Schrittmacherinnen. Auf sie ist die Gründung des ersten Frauenklubs zurückzuführen, und der amerikanische Gesandte und seine Frau waren es, die gerade dieser Tage zum ersten konstituierenden Tee einluden.

Darin zeigt sich der praktische und vernünftige Sinn der Amerikaner, und mit dieser einen Einladung gewannen die Vereinigten Staaten Grund in den Herzen der ganzen neuen Generation. Wenn eine der europäischen Diplomatenfrauen an die Stelle der Amerikanerin getreten wäre, so hätte doch die Veranstaltung den Charakter der Patronage gehabt, jener im Grunde lügnerischen und nur höflichen Gesellschaftlichkeit.

Statt dessen war es ein Vergnügen zu beobachten, mit welch einfachem, kräftigem Handdruck der Botschafter die Gäste empfing: sachlich und herzlich, mit demokratischer Selbstverständlichkeit, die die Welt erobern wird und die ich unwillkürlich wieder mit dem französischen Geplapper der Levantinerinnen vergleichen muß, in dem das achtzehnte Jahrhundert und der Salon steckt, während hier das einundzwanzigste und der freie Verkehr versprochen werden.

Das Haus

Ein paar Wochen lang regnete es und war kalt. Die Stadt liegt zwar südlich, aber auch nahe am Schwarzen Meer, das einen scharfen Wind herüber-sendet — sonst ständen am Bosporus längst die Sana-torien.

Es wird mir langweilig, in Gummischuhen herumzu-gehen oder in meinem düstern Hotelzimmer zu sitzen, da kommt die Erlösung. Ich lerne zwei Herren kennen, einen Schweizer und einen Berliner, der Prokurist einer deutschen Bankfiliale ist.

Da diese Herren bemerken, daß ich sie um ihr schönes Haus beneide, bieten sie mir an, zu ihnen zu ziehen. Ich nehme sofort an.

Es ist ein türkisches Holzhaus, es liegt unterhalb der Deutschen Botschaft auf den hundert letzten Metern Europas, die zum Bosporus abfallen, und wenn die weißen Adler, die auf den Firstecken der Botschaft sitzen, einmal dorthin fliegen sollten, wohin sie streng blicken, nach Kleinasien, dann würden ihre Flügel unser Haus streifen.

Der Eingang liegt auf einer steinigen, steilen, engen Gasse, die wahrhaft türkisch ist, mit ihren windschiefen oder herausgequollenen Bretterwänden, ihren Hunden, den Schafherden, den Yourtverkäufern und den andern, die auf der Schulter eine Platte mit blutigen, silber-grauen Fischköpfen halten, den gemästeten Klein-bürgerfrauen, die noch die türkische Hose mit dem hängenden Boden tragen und, wenn sie stufensteigend die Röcke hochnehmen, dicke Waden, rote, blaue,

grüne Wollstrümpfe zeigen — wahrlich keine fremdartig lockenden Haremsblumen.

Unser Speisezimmer geht auf diese Gasse hinaus, und da es in einem Holzerker liegt, sitzen wir über der Gasse, und da diese steil fällt, sitzen wir auf einer Höhe mit denen, die herunterschreiten.

Gleich am ersten Tag hatte das seinen Nachteil: während wir aßen, wurde ein Toter durch die Gasse getragen, im Geschwindschritt, sechs Soldaten hielten das Brett, auf dem er, nur in ein rotgewürfeltes Tuch gehüllt lag — an der steilen Straße vor unserm Fenster stand er fast senkrecht in der Luft und verdarb uns ein wenig die Lust zu essen, obwohl er noch immer anständiger aussah als neulich der griechische Tote, dem ich begegnete: er lag, mit seinem grüngelben Gesicht, offen im Sarg, während der Deckel an der Spitze des Zuges aufrecht vorangetragen wurde, gleich einem ungefügen Kreuz; man sagt, diese alte barbarische Sitte aus Pestzeiten werde aus der orthodoxen Kirche verschwinden.

Im Innern besteht das Haus zunächst aus dem Erdgeschoß, in dem die Küche liegt; dann führen zum ersten Stock zwei Treppen, eine größere, für die Besucher, eine kleinere für den Harem.

Die größere mündet in ein zimmerartiges Vorgemach, das zwei schöne, niedere Polster, einen hängenden Leuchter und geschliffene Spiegel enthält, Raum zum Empfang der Gäste und zum Ablegen.

Eine teppichverhangene Tür führt in das Hauptzimmer.

Es ist zuerst mit Matten und darüber mit Teppichen

belegt, an den Wänden wieder Teppiche, albanische Stickereien, kurdische Satteltaschen.

An Möbeln enthält es nur zwei aneinandergestellte Diwane, ein eingelegtes Rauchtischchen, eine mannsgroße getriebene Stehlampe und einen kleinen Petroleumofen, der hier den eigentlichen türkischen Ofen, den Kohlenrost, ersetzt.

Aber das Schönste sind die Fenster mit ihren Vorhängen. Die eine Wand, die auf den Garten geht, besteht ganz aus Fenstern und greift auch nach links und rechts noch hinüber: so ist eine Art Erker geschaffen, nur daß er die Breite des ganzen Zimmers hat.

Diese Fenster sind ganz, von oben bis unten, mit weißem Mull verhangen: das gibt dem Gemach das Zarte, Frauenhafte, in das ich bald verliebt bin.

Auf dem Diwan liegen und gegen Abend in die weiße Dämmerung starren, ist wundervoll.

Aber ebenso wundervoll ist es, die Vorhänge zurückzuschlagen, ein Fenster in die Höhe zu schieben und sich einen Korbsessel daran zu stellen, sobald es warm zu werden beginnt — dann schwebt man über dem Garten, vielmehr den drei Gärten, die wir haben und die nebeneinander liegen, einer immer höher als der andre.

Und man schwebt nicht nur über den Gärten, man schwebt in dem Raum, den bis hinüber nach Skutari auf asiatischem Boden nichts mehr ausfüllt als der Bosporus und darauf Segler und Dampfer und auf den Schiffen nachts drei Signallichter, die ein magisches Dreieck bilden.

Dieser Blick auf das asiatische Ufer des Bosporus ist einer der schönsten der Erde. Im Hintergrund hohe

Berge, auf denen weiße Mauern zu den Wolken aufsteigen und lange weiße Landstraßen zu den Göttern führen.

Davor die Hügel, auf deren Spitze der gewaltige, dunkle Zypressenkirchhof von Skutari liegt, während der Zwischenraum bis zum Meer von Häuservierteln bedeckt ist. Nachts reihen sich ihre Gaslaternen wie Perlenzüge zusammen.

Ich übersehe von diesem Fenster aber auch das europäische Ufer, da es sich vorkrümmt, zum Beispiel sehr deutlich Dolmabagdsche, wo der Sultan wohnt, schräg gegenüber fern und schimmernd Beilerbei, wohin Abdul Hamid, sein Bruder verbannt ist, und dazwischen auf dem blauen Meer die Sultansjacht, die manchmal gegen Abend ein Rudel Damen aufnimmt und spazieren fährt, denn die Stunde gegen Abend ist die lindeste, und in ihr schöpfen die Frauen, die nicht ausgehen oder ausfahren, Luft.

Ich kann es selber sehen, denn es zeigt sich, daß unser Nachbarhaus einen Harem enthält.

Unser oberster Garten wird durch eine gewaltige Brandmauer aus Quadersteinen abgeschlossen, aber es ließ sich nicht vermeiden, daß die Veranda, die auf den Bosporus geht, an ihrer Ecke auf unsern Garten sieht, und so erblicke ich nun wie auf einem Altan die Frauen immer um dieselbe Stunde.

Es sind junge, ältere und Kinder, und alle tragen leichte, hellfarbene Hausgewänder. Oft sehen sie mich nicht gleich, dann erschrickt eine, alle weichen zurück, um dann wieder sich rasch vorzubeugen und zu spähen.

Wenn ich im Garten weile, bin ich ihnen noch näher,

dann liege ich in einem Feldstuhl auf dem Rücken und sehe senkrecht in den Himmel, und fast über mir, hoch auf dem Altan, stehen die Frauen im sanften Abend.

Denn es ist herrlich, wie rasch es Frühjahr wird. Schon Mitte Februar sah ich an einer heißen Südwand den ersten Pfirsichbaum blühen, und auch bei uns vollzieht sich nun das zarte Wunder der weißen Blüten, des bittersüßen Geruchs, der ersten Blätter und Knospen.

Heiter wird die türkische Erde, und diese Heiterkeit ist von einer großen, tiefen Zartheit.

Da stehen, wenn ich im Garten bin, ringsum die Holzhäuser und schließen sich in weitem Umkreis, den Falten des Abhangs folgend, der sich um unsre Gärten wie um ein tiefes Becken windet, Sommerhäuser, die wie die Terrassen eines Gärtners übereinander aufgebaut sind, damit alle des Lichtes teilhaftig werden.

Und schon beginnen die ersten Köstlichkeiten des Schattens, der von der türkischen Landschaft untrennbar ist, des Schattens von Linden und Eichen, unter denen man rastet und ein Täßchen Kaffee trinkt, von Obstbäumen und Zypressen, die über Kirchhofsmauern ragen, und auf der Mauer blökt ein verirrtes Schäfchen kläglich.

So ein Kirchhof liegt gegenüber der deutschen Botschaft, aber dann kommt eine Ecke, wo zwischen Mauer und Straße ein ganz winziger, schmaler Streifen abgezäunt ist: dieser Streifen ist mit Gras bewachsen, und darauf stehen ein paar Bäume, die treu gedient haben und schwarz und krumm geworden sind.

Aber die schwarzen Äste sind mit einem Blütenschnee überschüttet, und unter ihnen auf dem grünen Teppich

lagern sich nachmittags Frauen und rauchen eine Zigarette. Am Eingang steht eine Bude; das ist ein ländliches Café mitten in der Stadt.

Ländlich, den Zusammenhang mit der Landschaft bewahrend — das scheint mir das Geheimnis der gewaltigen Holzstadt zu sein.

Hügel hinauf und Hügel hinab wachsen die Häuser, natürlich und zufällig bei aller Ansiedlung.

Manche Gassen, in denen die Handwerker sitzen, die Kistenmacher, die Schmiede, sind ganz überdacht von hohen, alten Bäumen, deren Zweige zärtlich herniederhängen über alles, Zäune, spielende Kinder, Schmutz und riechende Garküchen.

Dazu kommen die tausend Friedhofsecken. Wo eine Moschee steht, und sie sind oft winzig und ihr Minarett wie der Lehmschornstein eines Backofens, ist auch ein Begräbnisplatz, und wo ein Begräbnisplatz ist, sind Gräber verfallen, wachsen Bäume üppig und sind kurze Mauern mit großen viereckigen Fenstern und herrlichen Gittern.

Unter den Grabsteinen, die in den Platten stecken, sind zwerghafte, die von Kindern, und am Fußende jeder Platte ist eine Vertiefung, damit vom Regen ein Tropfen Wassers für die kleinen Vögel übrigbleibe.

Auch in dem Becken, in dem unser Haus steht, liegt — jenseit der gelben türkischen Schule, in der ich jeden Tag die Knaben ihre melancholisch wilde Hymne singen höre und auf deren flachem Dach die Lehrer in den Pausen auf und ab schreiten und sich im Fes vom Himmel abheben — eine jener winzigen Moscheen, und ihr Minarett ist halb so hoch wie unser Haus.

So steht es inmitten des Beckens von Gärten, Häusern und Bäumen, mit einer Vertraulichkeit, die doch dem Augenblick, wenn der Muezzin zum Gebete ruft, nichts von seiner Erhabenheit nimmt. Ich sehe ihn sich über den Balkon beugen, und er ist fern genug, oder der Luftraum über allem ist unendlich genug, um die Stimme traurig und melancholisch klingen zu lassen.

Im gelösten Abend spricht sie die Worte, deren Schluß lautet: denn die Welt ist schlecht, ist schlecht.

Das ist das Ewige inmitten der Schönheit des Augenblicks, und es ist voll tiefen Pessimismus, wie alle Erkenntnis des Ewigen.

Dann steht man auf und geht ins Haus, um die Lichter anzuzünden.

Die Gäste

Zum Kochen haben wir eine Kroatin, die ihren Dackel mitgebracht hat, zum Bedienen einen jungen Syrer von arabischem oder semitischem Typus, den wir in eine dunkle Livree mit Goldknöpfen stecken, worauf er bald zu einer Geliebten kommt.

Er ist sehr empfänglich für ein gutes Wort und sehr empfindlich für ein strenges, und wenn er nicht arbeiten will, legt er die Hände auf den Bauch und krümmt sich vor Schmerzen. Der Prokurist war in Beirut und redet arabisch mit ihm, der Schweizer türkisch, ich bringe ihm ein paar deutsche Worte bei.

Wir haben vor, viele Gäste bei uns zu sehen, müssen ihn aber zuerst anleiten. Er ist ein Naturkind.

Am ersten Abend stellt er eine Yourtschüssel, gegen die er drei Löffel stützt, aber keine Teller auf den Tisch. Er meinte, wir führen alle zusammen in die Milch.

Am nächsten Tag beobachte ich, wie er die Obstmesser nicht hinunterbringt, sondern mit einem Tuche, das er aus seiner Tasche zieht, abputzt und gleich auf den Ständer zurückstellt. Das Tuch ist mir bekannt, er hat mir mittags die Gummischuhe damit abgestaubt.

Aber endlich ist er notdürftig eingelernt, und die erste Einladung erfolgt. Wir sind bald in Mode — Junggesellen mit Köchin und Diener, mit einem Haus von zwei Stockwerken und drei Gärten, wo man Wein, Dusiko und Slipowitz und wenn man will auch ein Bakkarat findet; das bringt abends Gäste.

Meine Hausgenossen haben Vergnügen daran, ich lerne eine Reihe Biographien kennen, und dafür habe ich eine Schwäche.

Es sind alles wirkliche Biographien. Da ist ein junger Ingenieur von der Orientbahn, der sonst eine ganz normale Laufbahn hinter sich hat, aber frisch von Adrianopel kommt, in dem er die Belagerung mitmachte.

Er hat Aufnahmen von den Gewalttätigkeiten der Eroberer gemacht, und der Refrain ist immer wieder die Kontribution, die die weibliche Bevölkerung an sie alle leisten mußte, die ab- und einzogen.

Dann ist der Riese da, ein Hüne an Gesundheit und trockenem Humor.

Ich lernte ihn vor Monaten kennen, als er sich den Typhus holte, obwohl ihn alle warnten, Austern zu essen. Er sagte nur: im besten Hotel!

Gleichwohl, sie waren aus dem Bosporus. Er lief noch acht Tage lang mit vierzig Grad in den Straßen herum, dann las man ihn auf und schaffte ihn ins österreichische Krankenhaus — das hier in der Schätzung voransteht. Vier Wochen später besuchten wir ihn zum erstenmal, wieder zwei Wochen später kam er neu zu Gast.

Er hatte jahrelang zwischen Saloniki und Üsküb gelebt, wovon, wußte niemand recht, aber überall um seiner Laune, Stärke und Trinkfestigkeit willen geliebt. Wenn man sich eine Vorstellung machen will, was Europäern in Nestern, durch die der Zug einmal im Tage kommt, als Trost übrigbleibt, dann muß man ihm mit Becher und Würfel gegenübersitzen.

Er leitet zu denen über, die alle in ihrer Biographie einen interessanten Punkt haben, an dem das Ungewöhnliche beginnt und der erklärt, weshalb sie nach der Türkei gekommen sind.

Es sind meist deutsche Offiziere, die aus irgendeinem Grunde den Abschied nahmen und dann neue Dienste suchten.

Der sympathischste unter ihnen ist Herr von X., der in Tripolis gegen die Italiener kämpfte, mit Enver nach Konstantinopel kam und nun mit ihm als aktiver türkischer Offizier steigt. Er hat in seinem Wesen die Reinlichkeit und Zuverlässigkeit der deutschen Offiziere bewahrt und lebt mit seinem bescheidenen Gehalt anständig.

Ich begegne ihm bisweilen, wenn er in der sehr kleidsamen türkischen Uniform, die Aktenmappe unterm Arm, vom Kriegsministerium ins Hotel zurückkehrt.

Und eines Abends suchten wir ihn da auf und saßen im kleinen Saal, zusammen mit Herrn von Y., der auch Leutnant war, viel Geld hat und jetzt bei den Türken Dienst als Flieger nehmen will. Nach einer Weile kamen aus dem Nebengemach acht bis zehn Herren und gingen an unserm Tisch vorüber, Offiziere von der Mission. Ein einziger sah zu X. her und grüßte.

Ein arger Spieler, der manchen Abend gegen Ende der Mahlzeit auftauchte, war Z.-Efendi, geborener Armenier, der in türkischen Diensten stand und in noch jungen Jahren den Rang eines Botschaftsrates erreicht hatte.

Er war groß, geschmeidig und beherrschte, wie es sich für ein Kind des Babylons am Bosporus gehört, ein halbes Dutzend Sprachen, darunter vorzüglich Deutsch, da er in einem deutschen Internat aufgewachsen war.

Zum erstenmal hatte ich ihn bei der Kaisersgeburtstagsfeier der deutschen Schule kennengelernt, als die Schüler zusammen mit Mädchen von der deutschen Schule eine vollständige Aufführung der Quitzows gegeben hatten — eine seltsame Vorstellung, da die Levantiner das Deutsch mit rollendem R und slawischen Zischlauten, aber sonst ganz korrekt gesprochen hatten.

Er war ein zuvorkommender und zugleich schlauer Mensch, und ich denke, daß seine Laufbahn noch nicht beendet ist. Er hatte das Zeug, es mit Russen und Franzosen aufzunehmen, die bessere Intriganten am Goldenen Horn als die Deutschen sind, und er gestand

unverhohlen, daß man diese Fähigkeit in seiner Heimat besitzen müsse.

Nur einmal war eine europäische Dame in diesem Kreis, das war, als Herr von A. plötzlich auftauchte. Er hatte den Balkankrieg auf türkischer Seite mitgemacht und sich jetzt verheiratet.

Seine Frau kam mit der ganzen Bereitwilligkeit einer jungen Gattin, alles mit den Augen ihres Mannes anzusehn, und diese Bereitschaft, sich von Stambul begeistern zu lassen, wirkte wieder auf ihn zurück: so aßen sie in türkischen Garküchen, immer abwechselnd Süßes und Saures, und immer alles in Hammelfett. So weit ging die Autosuggestion, daß sie für Hammelfett schwärmten; aber der Schweizer, der sie einmal begleitet hatte, lag in der Erinnerung an das Fett schaudernd auf dem Diwan, schüttelte sich und trank einen Kognak nach dem andern.

Auffahrt am Abend

Ein paar Tage strich ich um Dolmabagsche herum, denn ich hätte von dem Ort, wo der Sultan wohnt, gern noch mehr gesehn als die rosa Umfassungsmauer längs der Straße und die zwei Eingangstore, von denen man nicht recht weiß: sind sie überreich geschmückt oder nur ein Kitsch aus Stuck und Marmor? Aber an eine Erlaubnis ist nicht zu denken.

Wohl war es schon etwas, als ich ein Boot nahm und mich hinüber nach Beilerbei auf dem asiatischen Ufer rudern ließ, wo Abdul Hamid seinen Lebens-

abend beschließt; auf halbem Wege, dort wo die Jacht des Sultans liegt, die manchmal die Damen des Harems spazieren fährt, neulich am Geburtstag des Propheten ein Kranzgewinde von Lichtern anlegte und nachts, wenn ich schreibe, ihre Scheinwerfer auf mich richtet, als fühle sie sich von der einsamen und späten Lampe beunruhigt — auf halbem Wege drehte ich mich um und übersah nun die Wasserfront des Palastes, die langgestreckte, weiße, zierliche und lockende; aber darum hatte ich doch immer erst einen Eindruck von außen.

Da bringt mir meine Gewohnheit, unermüdlich herumzustreifen, die ich zu einer Vollkommenheit ausgebildet habe, die Erfüllung.

Es ist lächerlich einfach; ein wenig strategisches Nachdenken hätte mich längst darauf führen müssen.

Schon die Marställe auf der andern Seite der Straße ziehen sich den Hügel hinauf, aber ich merke noch immer nichts, bis ich eines Nachmittags ungefähr dem Straßeneingang zum Palast gegenüber zwischen zwei Mauern eintauche.

Der Hügel, auf dem der Jildiskiosk liegt, und der, auf dem ich selbst wohne, stoßen da zusammen und bilden eine kleine Schlucht. Ich folge ihr, sie steigt, die Hügel verwachsen, und an dieser Verbindungsstelle liegt ein Plateau. Es ist geebnet; Fundamente aus Zement, durch Eisenstangen verbunden, beweisen, daß ein Gebäude begonnen und, wie es hierzulande oft geht, nicht vollendet wurde.

Ein paar große Steinblöcke liegen herum, man setzt sich darauf — und hat den schönsten Blick in die Anlage des Palastes und die Harems.

Sie bestehen aus einer Reihe schmaler Fenster, eines am andern. Wenn die Wände auch weiß getüncht sind, diese Gleichmäßigkeit länglicher Öffnungen ist doch wie die eines Zellengefängnisses, und dieser Vergleich hat nichts Gezwungenes, da sie vergittert sind.

Im übrigen wohnt der Sultan nicht gerade weitläufig, wenn man an europäische Kaiser- und Königsschlösser denkt.

Es ist zwar ein Mittelstück da, das sich über die niedrigen Frauen- und Wirtschaftsgebäude erhebt; aber da es einen Empfangssaal enthält, der durch die zwei Stockwerke hindurchgeht, bleibt nicht mehr viel an Repräsentationsräumen übrig.

Das bißchen Grün, auf das das Auge trifft, liegt außerhalb der Mauern, zwischen dem Palast und der Moschee, in der der Selamlik stattfindet, — eine kleine Anlage, wie man sie bei uns an eine verlorene und ausgesparte Ecke legt, gerade groß genug, daß der Sultan Freitags beim Kirchgang von der Straße getrennt ist.

Aber schließlich dient Dolmabagdsche nur als Winterresidenz; diejenige des Sommers, Jildiskiosk, hat Gärten und Anlagen; und was das Repräsentieren betrifft, so ist das eine westliche Erfindung. Eine Hofhaltung mit eingesperrten Frauen und Eunuchen wirkt nicht durch ihre Sichtbarkeit, sondern durch das Gegenteil; die Geheimnisse des Serails beschäftigten jahrhundertelang die Phantasie, und zu den Geheimnissen kam der Schrecken; noch unter Abd ul Hamid war es so.

Heute spricht man fast gar nicht mehr vom Sultan, er führt das farblose, unbewegte Dasein, das sich in allen türkischen Häusern abspielt und das mich beschäftigt, weil ich ahne, daß man die ganze Türkei und das ganze türkische Problem begreifen kann, wenn man der Wirkung nachgeht, die ein halbes Jahrtausend Luftverdünnung — denn das ist das türkische Familienleben — auf den Organismus von Generationen ausgeübt haben muß.

Schon von weitem sah ich oben auf dem Plateau Gruppen von Menschen, die sich im Abendhimmel abhoben.

Junge Leute standen am Rand wie Silhouetten von Wächtern, die eine Bastion hüten, und ich hielt die Spazierstöcke, die sie unter dem Arm trugen, zuerst für Gewehre.

Es war aber nur die lässige Dandyhaltung, mit der Kavaliere die schöne Szenerie von Meer, Gebirge und weiten Städten betrachteten.

Junge Griechinnen gingen unter ihren Blicken auf und ab, in ihrem schönsten Alter, sechzehnjährig, auf Pariser Art gekleidet, in Pelzwerk vermummt.

Schüler aus dem Galataserail, mit tiefen Stimmen und deutlichen Schnurrbärten, lärmten, lachten, gaben sich Püffe und kosteten die Süßigkeiten des türkischen Zuckerbäckers, der nirgends fehlt, wo sich Menschen zusammenfinden. Auf einem Gestell, das an das Stativ eines Photographen erinnert, ruht ein Glaskasten, hinter den Wänden locken Nougat, Lukkum, Gebäck; der Mann hat die blauen Hosen mit dem seltsam hängenden Boden, den roten vielfach gewundenen

Leibgurt und die turbanartige Kopfbedeckung, die sich für einen orientalischen Straßenverkäufer geziemen.

Nachdem ich Bosporus und Marmarameer betrachtet habe, wende ich mich um und werde durch ein neues Panorama überrascht.

Hügel senken sich, von Schluchten durchfurcht, von Gärten übergrünt; dann heben sie sich und Fahrstraßen arbeiten sich in die Höhe, auf den Höhen rechts beginnen neue Städte, auf denen links hört Pera auf; aber auf beiden Seiten sind Kasernen Anfang und Ende; hier liegen die Kerntruppen des Reichs.

In der Ferne bewegt sich auf der Fahrstraße ein Punkt; es ist ein Zweispänner.

In weitem Bogen fährt er auf der Höhe an, auf einer unvergleichlichen Anfahrtstraße, in einer Kurve, die sich über Hügel erstreckt.

Schon hört man ihn rollen, jetzt hält er auf uns zu, jetzt nimmt der Kutscher die Zügel kurz, jetzt steht er auf dem Plateau: ein Schwarzer springt vom Bock und reißt den Schlag auf, zwei türkische Damen steigen aus, verschleiert und elegant.

Ein zweiter Wagen kommt, ein dritter, vierter und fünfter, ein siebenter und achter.

Sie alle kommen zur Abendstunde, um sich auf dem Plateau zu ergehen: die Damen, nur vom Eunuchen begleitet; der levantinische Jüngling mit dem Mädchen vom Varietee; der Türke, der es ihm nachmacht und an der fränkischen Weiberwirtschaft mehr Gefallen als an seinen heimischen Sitten gefunden hat; zuletzt in einem Dogcart ein einzelner Herr; er hat nur ein

Pferd, aber es ist das schönste, das ich je gesehen habe, ein Hengst mit silbergetriebenem Saumzeug.

Dieses Tier ist üppig und schwellend in Schenkeln und Bug, schwellend von Muskeln und männlicher Kraft; die Farbe ist weiß mit einem rosa Durchschuß, so daß es wie Alabaster aussieht — eine lebend gewordene antike Pferdestatue, deren unbeschnittener Schweif prunkend bis zum Boden fällt; sie packt mich und gibt mir dieselbe heiße und erregte Empfindung wie eine junge Frau von ganz vollkommener, warmer Schönheit.

Eine Erinnerung taucht in mir auf: habe ich es in einem Buch gelesen oder auf einem Bild gesehen, diese Szene, daß um die Abendstunde die Menschen anfahren, zum Genuß des Meeres? Oder ist es umgekehrt, bin ich es, der sie zu einem Bild verdichtet und nur meint, das müsse schon einmal geformt worden sein?

So oder so, wie eine Musik tönt in mir der eine Satz: und wenn es Abend wurde, fuhren die Menschen über weite Hügel zum Meer.

Ich weiß, es ist nicht das weite Meer, das unendliche, und doch sieht man nach rechts ein Stück davon, dort, wo der Bosporus in die breite Marmara übergeht.

Und dort ist ein Tor, im Wasser, auf dem Wasser: zwei Felsen, die wie Scylla und Charybdis aufragen, zwei von den Prinzeninseln, von hier nicht größer als zwei Klippen, aber so scharf und spitz, daß man sie gleich zwei Scheren zusammenrücken und die Schiffe zerschneiden sieht.

Ich habe nicht viel von den griechischen Sagen be-

halten, aber diese habe ich hier begriffen, und fast ist es mir, als würde ich sie selbst haben finden können.

Dort draußen ist das Meer dunstig, eine weiße Lage inmitten blauer Farben; quer über den Bosporus ziehen Streifen, die wie Ölschichten für sich fließen; drüben auf den Vorbergen Kleinasiens, über den Zypressenkirchhöfen Skutaris, klettern wie jeden Tag weiße Mauern hinauf, Straßen, die zu den Göttern führen.

Eben sehe ich hinüber und folge ihrer Lockung im Gedanken, da wird über ihnen, ganz wie vorhin auf den Fahrstraßen hinter mir, ein Punkt sichtbar.

Nur, es ist kein Punkt auf dem Lande, er schwebt in der Luft — auch er wächst und kommt näher, und nun hört man ein Knattern, es ist ein Flugzeug.

Wenn es sanfter und doch leise bewegter, windgefächelter Abend wird, zur selben Stunde wenn die Menschen hinaus zu einer Begegnung mit der Natur drängen, steigen die künstlichen Vögel auf, breiten ihre Flügel, die größer als die ihrer lebenden Brüder sind, aus und schweben über dem Meere.

Eine Bewegung ergriff die Zuschauer, sie winken und rufen, nur müssen sie senkrecht in die Höhe sehen, denn der Flieger steht über ihnen und Dolmabagdsche.

Da löst sich von Bord etwas Kleines und Weißes, flattert, sinkt und fällt mitten in den Hof des Palastes, die Huldigung für den Sultan.

Die Frauen haben sich entschleiert, ich kann sie mühelos betrachten; ihre Gesichter sind schön in der Erregung, in der Herzensbewegung; in den Männern wallt der Stolz auf, dieser neue Patriotismus, der für die Zukunft viel guten Willen verspricht.

Fragment

Bereits Mitte Februar war es am Bosporus warm geworden, acht Tage später sah er vor einer sonnigen Mauer rosig den ersten Pfirsichbaum blühn, und zwischen zwölf und drei konnten sie schon im Garten sitzen.

Noch streckten die Bäume schwarze Zweige in einen dünnen blaßblauen Himmel, aber jeder Tag brachte einen Fortschritt.

Neben seinem Hause stand ein kleines, kümmerliches, in dem eine gute alte Türkin hauste. Sie hatte mohammedanischen Flüchtlingen aus Thrazien eine Zuflucht gewährt und ihnen einen Schuppen im Hof eingeräumt. Dieser Schuppen schaute mit dem Dach gerade noch über die Gartenmauer hinweg.

Eines Tages saß auf der Mauer ein kleines Mädchen, ein Flüchtlingskind in zerrissenem Röckchen. Mit dunklen Zigeuneraugen sah sie staunend auf das Becken, das einen dünnen Strahl emporsandte, die roten Goldfische, die im Kreise darum schwammen, und ihn, der auf dem Kies davor auf einem Segelstuhl lag.

Er seinerseits betrachtete sie nicht weniger angelegentlich, wie sie es sich mit runden braunen Gliedern auf der Mauer zurechtmachte und weder wußte, daß unter ihr aus den Spalten Eidechsen nach der Sonne hervorlugten, noch hinter ihr der große Kirschbaum zu blühen begann, ganz weiß, ganz üppig wurde und einen bitteren Duft ausströmte.

Zuletzt stand der Baum mächtig und doch zärtlich da, und da geschah es, daß die Sehnsucht nach Rudi

wie eine Flut über ihm zusammenstürzte und er weinen mußte. Nun wurde es wieder Frühjahr und dann würde es Sommer sein, und vor Berlin, vor der großen, großen Stadt die wilden Gräser auf dem Kirchhof blühen und im warmen Winde wehen.

Er zog sich von seinen Freunden zurück, und wenn er auch die Abende mit ihnen verbrachte, gehörten doch die Tage ihm und Rudi, für die er nun ein Requiem der stillen Wochen begann.

In Stambul drüben war eine Stelle, die sich inniger als jede andre mit ihr verband. Es war die höchste Stelle über dem alten Serail, wo die Hagia Sophia stand. Alle Bauten waren hier gelb von der Sonnenfarbe, und alles war hier still.

Nach dem Meere zu fiel der Hügel ab, und hier hatte ein Brand, soweit der Blick reichte, eine Trümmerstätte geschaffen, die einem Ausgrabungsfeld glich. Uralte Grundmauern waren zum Vorschein gekommen; die Hunde streiften nun zwischen ihnen und Zigeuner trockneten ihre bunten Lappen.

Was in der Frau empfängliches und dankbares Kind gewesen war, hätte ihm hier begegnen können, und dann wären sie über den weiten Platz gegangen, um den schönen Wasserpavillon zu betrachten, den ein Sultan an der griechischen Mauer für die durstenden Wanderer angelegt hat.

Sie hätten in der Moschee, wo Theodora, die große und gemeine Kaiserin, aus ihrer Loge in die Tiefe schaute, beide gefunden, daß sie, mit den Namensschildern der ersten Kalifen, den blassen Fußteppichen und einem gewaltigen Leuchter, der von der Kuppel

bis fast zur Kopfhöhe der Menschen herabhing, reiner und edler wirkte, als wenn russische Priester in einem bildüberladenen Raum ihren Prunk entfaltet hätten.

Sie hätten im großen Basar Mekkasteine und Ambra gekauft und im Schatten des ägyptischen den Geruch von Sandelholz, Rosenöl und allen Gewürzen eingeatmet.

Es gab Tage, an denen er von Rudi besessen war und, was er auch sah, sich mit dem Gedanken an sie verband.

In diesen Frühlingswochen, in denen sich alle Gassen mit dem Nachwuchs von Schafen und Ziegen füllten, die auf den steilen Treppen mit jungen gebrechlichen Beinen herumkletterten, verirrte sich ein kleines Lamm auf eine Mauer und stand, schon am Abend, als alle andern im Hause waren, kläglich rufend und festgebannt vor der Tiefe.

Es erinnerte ihn an einen Ausflug, den er mit Rudi ins Gebirge unternommen hatte: sie machten sich im engen Touristenzimmer einer Herberge für die Nacht zurecht, da lockte ein jammerndes Tier Rudi ans Fenster, ein Kälbchen, das der Viehhändler von seiner Mutter trennte und im kühlen Abend, als aus allen Kaminen friedlicher Rauch stieg, durch das Dorf trieb.

In Ejub, am Ende des Goldnen Horns, stieg er in der Sonne des Vormittags den Hügel hinauf, auf dem unter Zypressen die türkische Totenstätte lag.

Eine Säule, mit dem Turban geschmückt, zeigte den Gatten an, flache Steinbretter, in Blumenrosetten auslaufend, die Gattin, ganz kleine Säulchen das Kind; aber am Fußende eines jeden Grabes war eine Vertiefung, ein winziges Becken; das war für die kleinen

Vögel bestimmt, damit sie auf den Gräbern der Toten einen Tropfen Wasser finden konnten.

Niemand hätte diesen rührenden Zug schöner gefunden als Rudi. Niemand auch die Melancholie der Stunde um Sonnenuntergang, wenn auf dem hohen Altan über seinem Garten die Frauen des Nachbarhauses Luft schöpften und, sich entschleiernd, in den brennenden Bosporus sahen; da drang plötzlich aus der Luft eine Stimme, die wie aus der Brust eines Schwindsüchtigen kam, weil sie von der Balustrade eines Gebetsturmes den weiten Raum durchdringen mußte: inbrünstig neigte sich eine weiße Gestalt vor und sprach die Worte von der Welt, die schlecht ist, und Allah, der allein groß und ewig ist.

Zu spät das alles, vorüber die Gemeinschaft der Tage und der Nächte. Aber er, er war zurückgeblieben und konnte sich dem Geheiß des Lebens nicht entziehen. Mit der neuen Sonne des Jahres erwachte ringsumher die Stadt, dieses Lager einer Million Menschen, zu einer einzigen, großen Begehrlichkeit, und das Licht, das sich über sie ergoß und sichtbar machte, wie Ulmen grünten und über den engen Gassen der Handwerker schattig wurden, machte auch sichtbar, was Augen, Münder, die Linien aller Leiber verrieten.

Nachmittags, wenn die Türkinnen ausgingen und es sich traf, daß sie der Sonne entgegenschritten, verloren die Schleier ihre Undurchsichtigkeit, und wer ein Mann war, fing Blicke voll Glanz unter zusammengewachsenen Augenbrauen auf.

Französische Schuhe, seidene Strümpfe waren stärker als die Verbote, die von den Kriegsgerichten

ausgingen, und stärker als die Deportationen von türkischen Frauen, die sich in Rendezvoushäusern treffen ließen — arme Geschöpfe, die den Scheidungsbrief erhalten oder im letzten Krieg den Vater, den Bruder, den Ernährer verloren hatten und in einem Lande, das nicht immer genug Geld fand, um seine Gehälter zu bezahlen, bittere Not litten.

Abends, wenn die steilen Seitengassen Peras mit den italienischen Erinnerungen, den flachen Steinhäusern, den vergitterten kleinen Balkonen ins Mittelalter zurückzusinken schienen und man um eine düstere Ecke die Meuchelmörder Veronas auftauchen und einen raschen Stahl unter langem Mantel aufblitzen zu sehen versucht war, strichen Frauen umher, lockten und schritten über Treppen in die Hausgänge des Hafenviertels voran.

In Galata hallten ganze Straßenzüge von den Grammophonen der öffentlichen Häuser, in denen der Abschaum der Dirnen der halben Welt auf Matrosen und Lastträger wartete.

Es war mörderisch, den Gedanken an Rudi mit dem an diese Welt zu verbinden, aber er war nicht da, um zu lügen und die Augen zu verschließen. Von der zärtlichen Trauer um sie führte Schritt für Schritt ein Weg hinein in die Welt, in der er schon einmal zu jener Zeit geweilt hatte, als er durch die Kliniken und Irrenhäuser gewandert war.

Oft bei Gängen durch die schwarzwogende Hauptstraße ergab es sich, daß aus einer Nebengasse, die oben von einer griechischen Kapelle abgeschlossen wurde, ein Zug herabkam: voran ging ein Chorknabe, der

aufrecht wie ein Kreuz einen Deckel trug; es war der Deckel zu einem Sarg, und der Sarg, in dem der Tote ruhte, war offen.

Alte und junge Gesichter lagen so da, mit einem Taschentuch unter dem Munde, aber sie alle waren gelb, von der Farbe des verwesenden Todes.

Eine fürchterliche Sitte war aus vergangenen Jahrhunderten übriggeblieben, aber er entzog sich nie dem Anblick. Man zitterte, aber man ergab sich und wurde der Erkenntnis teilhaftig. Aus Ekel entsprang das Bewußtsein des Lebens, aus Trauer die Härte.

So war es recht, so erhielt man ein starkes Symbol: die Toten, die durch die geschmückten Frauen und die begehrenden Männer getragen wurden; die Gestorbenen, die eine letzte Warnung riefen, und die Lebenden, die darum ihren Weg zu Vergnügungen, zu Lust, zu gegenseitiger Bosheit und zu Geschäften nicht abbrachen. Die große Niedrigkeit, die große Abhängigkeit, die große Menschlichkeit.

Ihn lähmte die Trauer um Rudi, und mit jedem Tage wuchs doch der Hunger nach der Frau. Wozu es leugnen, wozu es nicht erleben?

Die Vorstellung von Liebesbegegnung wurde für alle Zeiten in ihm vergiftet, und er erkannte doch, daß sie für alle Zeiten in ihm nistete, wie ein Bestandteil des Blutes selbst. Er fühlte sich frei der Frau gegenüber und sah sie mit den kalten Augen dessen an, der ihr bißchen Körperlichkeit durchschaut, und er fühlte doch alles, was an sie bindet und bewirkt, daß sie nicht unsre Sklavin, sondern unsre Gefährtin ist, Mensch wie wir.

Das Leben zersetzte und machte widerspruchsvoll — was lag daran? Nimm es hin, erdulde es, schwanke und bleibe doch der, der triumphiert.

Wenn Rudi wiedergekommen wäre, wäre er nicht mehr derselbe gewesen. Er hätte sie umfangen, und während sie vielleicht an seine volle Hingabe glaubte, hätte er noch über den Augenblick hinaus um die Unaussprechlichkeit des Lebens gewußt. Auch du, Rudi, wärest nicht dieselbe geblieben, ohne deinen Tod hätten wir uns vielleicht in Qualen zerfleischt.

Das ist grausam, und doch ist es ein großes Vertrauen, daß ich es dir sage — wem sollte ich es sagen, wenn nicht dir, die nun wieder bei mir ist und neben mir geht?

Sommer 1915

Nach Aufzeichnungen
eines Neutralen

Schwarzwaldbad

Ich bin zufrieden, dieses Schwarzwaldbad aufgesucht zu haben. Hier nimmt man ohne weiteres an, daß ich zur Kur gekommen sei, und ich bin die ewige Frage los und ledig, warum ich nicht an der Front weile, da ich ja kräftig aussehe.

Ich konnte sie den Menschen nicht übelnehmen, denn sie war natürlich, aber es wurde doch lästig, immer wieder erzählen zu müssen, daß ich Luxemburger bin, denn dann kam unvermeidlich eine Kette von Fragen, über die ich nicht dem ersten besten Rechenschaft geben mag.

Es ist für Deutsche wohl selbstverständlich, daß ein Land, das Eisenbahngemeinschaft mit Deutschland hat, von deutschen Truppen zur Sicherung dieser so wichtigen Strecken besetzt wurde; und es ist gleichwohl ebenso selbstverständlich, daß unsre Regierung, da sie souverän ist, eine Verwahrung eingelegt hat.

Dieser politischen Zweiseitigkeit entspricht meine eigene persönliche Stellung zum Kriege, den Deutschland führt. Ich schreibe, fühle und denke deutsch, aber solange der normale Rechtszustand nicht wiederhergestellt ist, erlege ich mir eine Reserve auf, die mir deshalb nicht unwillkommen ist, weil sie mir erlaubt, neutraler Beobachter zu sein.

Es ist mein Recht, neutral zu sein. Ich finde nicht immer Verständnis für diesen Standpunkt, und deswegen ist es mir unangenehm, meine Nationalität an jedem Mittagstisch zu bekennen.

Das Bad würde mir auch zu andren Zeiten gefallen.

Seine Architektur hat etwas von der westlichen Heiterkeit, die ich liebe und in Norddeutschland nur selten finde. Kurplatz, Anlagen, Badehäuser stammen in ihrer jetzigen Form aus der Zeit von 1830, 1840, also aus einer Zeit, in der man noch guten Geschmack hatte.

Eine Erinnerung an gesellschaftliches Leben ist zurückgeblieben und umschwebt die Häuser wie ein Hauch von Tradition. Man verbindet damit die Vorstellung von guten Wirtstafeln, unaufdringlichen Manieren, achtbarer Kurmusik und einer unmerklich über allem regierenden königlichen Verwaltung.

Die Frauen, die Diener, die Promenadepolizisten mit weißen Handschuhen und dem langen Stock unter dem Arm, die Brunnenmädchen, die ein geblümtes Schnürleibchen tragen, grüßen jeden Gast; das ist ein bißchen lästig, aber es gehört dazu.

Wunderschön ist die Kurpromenade, die von der Wandelhalle durch die Verkaufsstände der böhmischen und Pforzheimer Schmuckwarenhändler getrennt wird. Sie folgt dem schmalen Gebirgstal und dem rauschenden Forellenbach und ist sorgsam gepflegt.

Drei Reihen alter Bäume bilden Doppelpromenaden, unter denen immer Schatten und Kühle ist. Der Boden ist mit ganz feinem rötlichen Sand bestreut, und Sonnenlichter spielen darauf.

Durch ein Pförtchen kann man unmittelbar den neuen, modernen Teil der Kuranlagen betreten. Er erstreckt sich über den einen Abhang, und während die Promenade am Wasser für die heißen Stunden ist, setzt man sich hier gegen Abend auf weiße Bänke, die vor grünem Rasen stehen, und sieht ungehindert hinunter auf die menschliche Siedlung, die wie in Urzeiten sich um die Kirche zusammendrängt, hinüber auf die jenseitigen Höhen, hinauf auf die Hochwälder der Kämme.

Luxemburger

Die erste Nacht war nicht gut. Mein Zimmer liegt nach Osten und nur das Fenster in der Mitte der Wand hat Holzläden. Links und rechts davon ist noch, da ich im Seitengiebel unter dem Dach wohne, gerade Platz für eine runde Luke, und durch sie fällt das Licht ungehindert ein. Es weckte mich schon in der Nacht, im ersten Augenblick dachte ich, ich läge in einer Schiffskabine.

Das Frühstück nehme ich in einer Laube im Garten ein. Seine Wege sind winzige Hohlwege, er senkt sich so steil, daß jeder Regenguß allen Kies mit sich fortschwemmt.

Während ich las, bemerkte ich wohl, daß ein kleiner Vogel, der einen Ansatz von Haube auf dem Kopfe trug, ohne Scheu auf den Tisch hüpfte und hungrig piepste. Aber als plötzlich ein Teller klirrte und dieses kleine Geschöpf die Hälfte meiner Butterration, in

Form eines Talers, im Schnabel entführte, setzte ich mich doch in Verteidigungszustand.

Inzwischen tobte unten im Tal das Potpourri des Frühkonzerts, Choral, Walzer, Lied und Arie. Ich habe die Absicht, ihm jeden Morgen beizuwohnen, um das Band der auf und ab gehenden Menschen sich abwickeln zu sehen, ich hatte mich aber heute verspätet. Dafür erledigte ich gleich, was zu erledigen war, bezahlte meine Kurtaxe, erhielt eine Karte und betrat damit den Lesesaal.

Zu meiner Freude fand ich die Luxemburger Zeitung. Sie benimmt sich in ihrer schwierigen Lage geschickt und würdig. Unter ihren Leitern ist ein — mir unbekannter — Mann, der nicht wie ein Provinzredakteur, sondern wie ein Schriftsteller schreibt.

Er beginnt jeden Satz mit einer neuen Zeile, und indem er so Glied für Glied aneinanderreiht, erzielt er diesen methodischen, klaren Aufmarsch, den er offenbar aus der Praxis der französischen Blätter übernommen hat.

Er stellte sich in den letzten Nummern die Aufgabe, falschen Auffassungen zu antworten. Die deutsche Regierung hatte ihrer Presse die Mitteilung gemacht, daß sie an die luxemburgische Bevölkerung eine gewisse Summe für vorläufige Entschädigungen zahlte, und einige deutsche Blätter hatten die Bemerkung hinzugefügt, das kleine Land habe nun keinen Grund mehr, sich zu beklagen, werde ihm doch alles auf Heller und Pfennig vergütet. Daran knüpfte der Redakteur an und stellte ohne Erregung, aber mit einer ruhigen Entschlossenheit fest, daß Geldentschädigung dem Stär-

keren kein Recht gebe, von dem Schwächeren zu verlangen, er solle die Beschränkung seiner Freiheit für nichts erachten und sie nicht wenigstens empfinden dürfen.

Er sagte: „Wir sind ein so kleines Land, daß wir nicht wie die Schweizer die Neutralität unsrer Grenzen verteidigen konnten. Wir haben bis zum Kriege die Vorteile der Neutralität genossen, die Ruhe des Kleinen, der nicht in die großen Händel verstrickt ist; heute werden uns ihre Nachteile zur Anschauung gebracht. Wir müssen auch das überstehen, aber was Journalisten, die ja selbst Partei sind, uns ersparen müssen, das ist die Mißachtung, mit der sie uns von unsrer Existenz wie von einer Bagatelle erzählen. Wenn einer unter uns seine Kaltblütigkeit verlöre und sich angesichts der fremden Verfügungen zu einer Auflehnung hinreißen ließe, wäre es begreiflich — aber wir müssen vor dieser Möglichkeit zittern. Erregt uns nicht durch den Hochmut des Stärkeren."

Ich werde mich erkundigen, wie dieser Redakteur heißt, und ihn besuchen, wenn ich wieder nach Hause komme. Das wird freilich nicht vor Ende des Krieges geschehen. Denn ich mag nicht Zeuge der deutschen Besetzung sein — weil ich innerlich auf der Seite der Deutschen stehe und ihnen einen guten Ausgang des großen Kampfes wünsche. Aber sie in Luxemburg zu sehen, würde mich in Konflikte stürzen.

Vor dem Kriege dachte ich freilich anders. Ich war der Ansicht, daß man uns nicht mit den Schweizern vergleichen könne; wir sind keine Mittler, keine Hüter und Austauscher zweier Kulturen, dazu sind wir zu

klein. Es schien mir unerträglich, Luxemburger zu bleiben und ich war Westeuropäer geworden, der gleichmäßig Frankreich und Deutschland besuchte, bei jenem vielleicht unmittelbarer auf seine Rechnung kam und diesem dank der Sprache mehr untertan war, denn ich bin von deutscher Abstammung. Als der Krieg ausbrach, lag ich am Strande eines dänischen Bades. Ich bin inzwischen längst nach Deutschland zurückgekehrt, und diese Rückkehr hat wohl unter den gegenwärtigen Umständen die Bedeutung einer symbolischen Handlung. Die nationale Erregung ist mir freilich fremd geblieben, und es ist gut so, denn es ist nötig, daß es Leute gibt, die die Zeitung mit aufmerksamer Schärfe lesen und die großen Massenbewegungen ebenso unbeirrt beurteilen.

Ameisen

Ich hatte die ersten zwei Tage in verschiedenen Gasthäusern gegessen, aber heute habe ich mich in feste Pension gegeben, obwohl ich anderswo wohne.

Diese Pension steht in der Reihe, die einen so heitern Eindruck macht. Man könnte meinen, man sei in einem Seebad der Normandie oder Belgiens; da schmiegt sich auch Haus an Haus, alle gleich leicht, sommerlich, aus Holz und Glas erbaut und willig der Kurve folgend, die der Straße eine elegante und zarte Perspektive verleiht.

Rechts vom Hauseingang ist ein Lesezimmer, links der Speisesaal. Beide Räume sind von der Straße nur

durch Spiegelscheiben getrennt, die bis zum Boden reichen. Der Speisesaal ist nicht groß, ein paar sorgfältig gedeckte Tische, leicht geschweifte Stühle; die Decke ist mit einem Gittermuster aus gebrannter Terrakotta übersponnen, wie in Rokokosälen, ihre Farben sind hellblau und hellrosa. Diese überreiche Ornamentik ist doch leicht und kokett, und sie ist weit entfernt von der programmatischen Echtheit Berliner Speisehäuser; schmale lange Spiegel gliedern die Wände.

Danach stieg ich wieder zum Wald hinauf. Plötzlich sah ich, daß der Weg von zwei Ameisenheerstraßen überquert wurde. In parallelen Säulen zogen hunderttausend Tiere über Land. Ich suchte vorsichtig den Fuß aufzusetzen, aber es gelang mir wohl nicht, wie dem jungen Burschen im Märchen, ihnen aus dem Wege zu gehen und nicht eine einzige zu töten.

Gleich nachher setzte ich mich auf eine Bank und beobachtete, wie ein alter Herr, der den schönsten Weißkopf hatte, das Problem löste. Und siehe, er war mitleidiger als ich. Trotzdem der Weg von Dornengestrüpp und einem Stacheldraht eingezäunt war, besann er sich keinen Augenblick und opferte seinen schwarzen Alpakkarock und seine gelben Leinenhosen den Dornen. Die Ameisen wußten ihm keinen Dank, aber es genügte ihm, menschlich gewesen zu sein.

Er setzte sich zu mir auf die Bank und ich machte ihm ein Kompliment über sein gutes Herz. Er antwortete mit einer außerordentlichen, höflichen Würde, die mich frappierte. Ein alter Herr aus der so bürgerlichen französischen Provinz hätte diese Haltung haben können. In seinen Händen hielt er einen Stock mit schmalem

Elfenbeinabschluß, einen Stock ohne Krücke, den man auf dem Rücken zwischen den Händen trägt. Seine Krawatte war blühend weiß und sorgfältig geschlungen.

Bei Tisch kam ich zum Glück nicht an die große Tafel, sondern an einen kleineren Tisch, an dem bereits zwei Damen saßen; das vierte Gedeck war noch nicht berührt.

Von den Damen trug die eine kurz geschnittenes, aufgerichtetes Haar wie eine Frauenrechtlerin; aber später, als wir schon untereinander bekannt waren, sagte sie, sie ziehe diese Frisur vor, weil es so wohl tue, mit der Hand durchfahren und sich den Kopf vernünftig nach Männerart waschen zu können — sie sei ja alt und grau genug dazu, fügte sie freimütig hinzu.

Ich merkte bald, daß sie gute Manieren hatte, sie besaß vor allem die eine große Tugend, die man nicht allen Menschen hierzulande nachsagen kann, sie fragte nicht aus. Sie ist Norddeutsche.

Ihre Gefährtin ist nicht so angenehm. Sie hat etwas altjüngferlich Hageres und ihr Gesicht mit der schiefen Backe und dem lächerlich kleinen Kinn erinnert an eine Giraffe. Sie spricht sächsisch.

Die Tür öffnete sich noch einmal, und der alte Herr von heute morgen erschien. Er setzte sich vor das vierte Gedeck an meinem Tisch. Nach der Suppe trat der Wirt heran, legte die Hand auf den Stuhl des alten Herrn und sagte in seinem Schwäbisch:

„Herr Adrian, ich mache einen Versuch mit Elsässerwein. Wollen Sie ihn probieren?"

Interessiert antwortete der alte Herr: „Ja, natürlich." Er kostete, indem er sich nur den Mund ausspülte und sagte: „Es ist guter 1911er Riesling."

Dann schenkte er sich ein, verdünnte ein wenig mit Wasser, trank und griff nach dem Brot. Es scheint mir wahrscheinlich, daß er Elsässer ist, ich beginne mich für ihn zu interessieren, denn im Grunde wird dieser Krieg um Elsaß-Lothringen geführt, schon Bismarck sah ihn voraus.

Der Wirt stellte eine große grüne Flasche vor ihn.

„Ist das der Riesling?" fragte der alte Herr.

„Ja."

„Dann seien Sie so gut und ersparen Sie mir diese häßliche Flasche, die außerdem viel zu groß ist. Ich würde drei Tage daran brauchen und der Wein zu Essig werden. Haben Sie keine weiße Schoppenflasche?"

Aber schon erblickt er die Wasserflasche, die auf dem Tisch stand. Sie war geschliffen, klein, hübsch.

„So viel geben Sie mir bei jeder Mahlzeit — der elsässische Wein ist kein Flaschenwein," fügte er hinzu, sich halb zu mir wendend und sich gleichsam entschuldigend, „man nimmt ihn vom Faß und nie mehr als man im Augenblick braucht."

Der Elsässer

Auf dem Frühstückstisch lag ein Brief aus Thüringen. Er kam von einem Vetter meiner Mutter, der es bei seinem kleinen Fürsten zum Hofrat gebracht hat. Meine Mutter, mit der ich auf einem vertrauten, kameradschaftlichen Fuße stand, hat mir einmal erzählt, daß er sie heiraten wollte.

Das mag der Grund sein, daß er an mir einen gewissen Anteil nimmt, der sich freilich in einer Weise äußert, die nicht meine Gegenliebe findet: sie drängt sich zuviel in mein persönliches Leben und ist eine Art Versuch, mir ein Glaubensbekenntnis abzunehmen. Mit meiner Andeutung, daß ich mich geistig deutsch fühle, begnügte er sich schon vor dem Kriege nicht; er suchte immer wieder zu examinieren oder mir allerlei Tatsachen vorzusetzen, aus denen ich die Lehre ziehen sollte.

Er gehört zu den Leuten, von denen man entschuldigend zu sagen pflegt, daß sie es gut meinen. Seit Kriegsausbruch schrieb er mir öfter, aber erst neulich habe ich ihm meinen Aufenthalt angegeben. Nun lädt er mich ein, da ich im engeren Sinn jetzt heimatlos sei, möge ich mich überzeugen, daß eine deutsche und zudem noch verwandte Familie mich mit offenen Armen aufnehmen wolle. Ich antwortete ihm im Kurhaus, wo es die hübschen Briefbogen mit dem Ritterwappen gibt.

Vorher aber wohnte ich dem Morgenkonzert bei. Die ersten allgemeinen Beobachtungen waren bald gemacht, aber sie zu machen, ist ein intensiveres Vergnügen als irgendein andres. Die Menschen wissen nicht, wieviel von ihrem Denken, ihrem Temperament, ihrer intimsten Körperlichkeit, von Fleisch und Eingeweiden sie dem, der Auge hat, verraten, wenn sie ein paarmal an ihm vorübergegangen sind.

Da es ein Bad für Gichtkranke ist, humpeln alle mehr oder weniger. Diese Krankheit herrscht in den höheren Jahren, aber sie fordert auch unter ganz jungen Men-

schen Tribut. An den Bauern und an den Juden sieht man, daß sie weder vor Stand noch Religion haltmacht. Daß die Bauern unter den Offizieren und Damen sitzen, ist mir sympathisch, dafür sind wir bei den Alemannen, wo der Bauer ein freier Mann ist.

Die Offiziere beobachtete ich genau, wie übrigens alle Anwesenden taten, wenn auch aus andern Gründen. Man begegnet jetzt überall dem schlanken Typ des deutschen Offiziers: kein Gran Fett, alles von gebräunter Haut überspannte Nerven und Energie; es wäre eine Wohltat, wenn durch den Krieg die unerfreulichste aller Erscheinungen, der aufgeschwemmte junge Mann, aus Deutschland verschwände. Welch gute männliche Erscheinung besitzt der Engländer, gleichviel ob jung oder alt. Dabei ist die deutsche Rasse durchaus dazu geboren, es ihm gleichzutun, denn sie ist groß und schlank.

Die Frauen waren uninteressant, es sind wenig junge Mädchen da. Zwei Jüdinnen gingen nebeneinander, man konnte nicht verschiedener sein. Die eine ist rothaarig, aber alles an ihr war weiße Haut und weiches Fleisch. Das Becken ist mächtig, ein Massiv von abfallenden Flächen; sie war ein Säugetier mit einem watschelnden Gang.

Die andre sehr hochgewachsen, geschmeidig, braunhäutig, dunkelhaarig; sie hatte einen aufreizenden Jungfrauengang — Salambo, um deren Knöchel das Kettchen klirrt. Ihr Mund war häßlich, breit und aufwärtsgeschweift wie bei einer Kröte, er gab ihr etwas maßlos Gieriges.

Adrian tauchte auf. Er war wie gestern angezogen,

ganz der Rentner, wie man ihn zwischen Rhein und Vogesen findet, aber die Binde war neu, denn sie war ebenso unzerknittert und weiß wie am Tage vorher.

Er trat zu der Kapelle, die unter der Wandelhalle sitzt, und begrüßte den Kapellmeister. Der eine beugte sich hinab, der andre schaute hinauf, und beide waren weißhaarige alte Herren.

Der Kapellmeister hatte einen Backenbart mit ausrasiertem Kinn, so daß er einem russischen Staatsrat aus den Romanen Turgeniews glich; sein Haar war ebenso voll, wie das Adrians. Er trug darauf einen steifen runden Hut wie die meisten Mitglieder seiner Kapelle, und wenn er dirigierte, glitt der Hut ein wenig in die Stirn, was dem alten Herrn verwegen stand. Es war hübsch, dreißig dieser Hüte zu betrachten, während der Choral gespielt wurde. Das wird so lange dauern, bis ein Eingesandt aus dem Publikum verlangt, daß die Musiker bei dieser heiligen Musik barhäuptig sein müssen.

Der Kapellmeister klopfte für das nächste Stück, und Adrian ging weiter. Ich sah, wie er an dem einen Ende der Wandelhalle sich von einer Blumenverkäuferin eine Rose geben ließ und dann am andern einen Spaziergang längs der Verkaufsstände unternahm. Bei den böhmischen Granaten blieb er stehn und überreichte der Verkäuferin die Rose. Ich schlenderte näher, das Mädchen war eine schwarze, zierliche Person, die von gewölbten Augenbrauen wie von einem Bogen Blicke schoß. Adrians Augen waren ganz dunkel geworden, in ihrem Weiß war ein cholerisches Gelb.

Kurz vor eins betrat ich das Haus mit den Spiegelscheiben. Einige der Gäste warteten im Lesezimmer das Läuten des Gongs ab; zu ihnen gehörte Adrian, er saß in der Ecke und schrieb einen Brief. Eine Dame wandte sich an einen Berliner Herrn und bat ihn, ihr bei der Abfassung eines Telegramms zu helfen, irgendein Hotel hatte ihr keinen Bescheid gegeben.

Der Berliner zog einen Bleistift heraus und schrieb die Worte nieder, während er sie zugleich aussprach. Etwas reichlich laut, dachte ich; sie benahmen sich, als wären sie zu Hause. Plötzlich mischte sich eine ältere Dame ein, die, durch eine Glaswand getrennt, neben Adrian saß und bis jetzt wie er geschrieben hatte. Sie war die Mutter der Dame, die telegraphieren wollte, und hatte das Mundwerk eines kommandierenden Unteroffiziers. Sie zerflückte jedes Wort, das der Berliner Herr vorgeschlagen hatte; der Lärm schwoll an wie im zweiten Akt der Meistersinger die große Schlägerei; unmöglich, ein Wort weiter zu lesen. Adrian wandte sich um und sagte, sehr höflich und mehr beschwichtigend als ironisch:

„Piano, piano."

„Wie beliebt?" schnarrte der Berliner Herr.

Adrian stieg eine leichte Röte in den Kopf, er sagte:

„Ich bat nur um Ruhe, Sie vergessen, daß noch andre Leute hier sind."

„Ich habe nicht nötig, mich von Ihnen belehren zu lassen, wie ich mich zu benehmen habe."

„Es scheint mir doch, mein Herr," antwortete Adrian.

Mit ganz veränderter Stimme, nicht mehr erregt, sondern schneidend bestimmt, rief der Berliner:

„Aha, Sie sind wohl der Elsässer, von dem ich gehört habe; wenn Sie sich nicht unter uns wohl fühlen, würde ich an Ihrer Stelle zu meinen sauberen Landsleuten zurückkehren."

„Mäßigen Sie sich," fuhr ich ihn an, „Sie benehmen sich unverantwortlich."

Dann wandte ich mich Adrian zu; er war weiß im Gesicht geworden und kämpfte eine maßlose Erregung nieder, darauf schenkte er sich ein Glas Wasser ein und trank es aus. Der Gong läutete, und die Zeugen der Szene verließen das Zimmer, der Berliner folgte als letzter.

Bei Tisch wurde an der großen Tafel mit gedämpfter Stimme, aber lebhaft über die Angelegenheit gesprochen. Ich hörte, daß man dem Berliner nicht recht gab; eine Dame, die der Aussprache nach ebenfalls aus Berlin ist, sagte:

„Ich glaube, ein wenig ist das schon unser Nationallaster, daß wir zu lärmend auftreten. Ich habe es im Ausland oft selbst empfunden. Und was Sie ihm von seinen Landsleuten sagten, Herr Kröger, ging zu weit, nehmen Sie es mir nicht übel."

„Ich werde aus Ihrer allgemeinen Mißbilligung die Konsequenz ziehen, meine Damen," erwiderte er. Und er warf irgendeine Frage auf — der Beginn einer neuen Unterhaltung, die mich bald amüsierte. Denn nach fünf Minuten redeten die Berliner so laut, daß man es draußen hören konnte. Da ist nichts zu machen.

Inzwischen war an unserm Tisch ein Gespräch über das heikle elsässische Thema im Gang. Zuerst erschrak ich, als die Dame mit dem kurzen Haar damit anfing, aber es lag ihr am Herzen, den alten Herrn nicht seinen

Gedanken zu überlassen. Sie erzählte von einer Vogesenreise und hielt sich von jeder Aufdringlichkeit fern. Es kam dabei die merkwürdige Tatsache heraus, daß Adrian nicht im Elsaß, sondern in Freiburg wohnt.

Nach Tisch trat der Berliner an unsern Tisch und bat Adrian um Entschuldigung. Adrian sagte:

„Weh haben Sie mir mit Ihrer Bemerkung über meine Landsleute getan, aber ich mache von dem Vorrecht meines Alters Gebrauch und verzeihe sie Ihnen."

Damit reichte er ihm die Hand. Ich verließ mit ihm das Haus und wir plauderten noch eine Viertelstunde zusammen.

Am Nachmittag saß ich in der Milchkur; das ist ein Holzhaus über den Anlagen, in dem eine Elitekuh mit gefüllten Eutern und ein paar Tische stehn.

Ein Mädchen mit schlechten Zähnen melkte die Milch in die Gläser, das Tier war besser gehalten als die Kellnerin.

Während ich vor meinem Glase saß, trat ein junger Mann ein. Vielleicht war es ihm unangenehm, Milch zu trinken, vielleicht fühlte er die Verpflichtung, leutselig zu sein — er begann eine laute, forzierte Unterhaltung mit Witzen, wie ein unfertiger Junge. Auch hier diese üble Schneidigkeit.

Ich räumte ihm das Feld und suchte mir auf halber Höhe eine Bank, um zu lesen. Ringsherum wurde Heu gemäht und duftete im Verwelken. Mein Buch war ein englischer Roman.

Die Engländer sind stark in gut aufgebauten Unterhaltungsromanen; sie gelingen ihnen, weil die nationale Gesellschaft so deutlich gegliedert ist und eine Reihe

typischer Menschen umfaßt. Es mag sein, daß ich diese Romane von Lords und Herzögen anders als ein Stockengländer lese. Der Brite verehrt seine Aristokraten, und niemand kann bestreiten, daß diese Verehrung beschränkt und sogar stupid ist, weil der Engländer alles, was er tut, deswegen tut, weil es feststeht, daß man es tun müsse.

Ich bin freier und erkenne an, was mir anerkennenswert erscheint. Der englische Staatsmann und der englische Gentleman gehört zu den ganz großen Leistungen der Kultur. Was man in Deutschland dem Engländer jetzt vorwirft, die Beschränkung seiner Kultur, ist gleichwohl das, was sie einem nüchternen Beurteiler wertvoll macht. Die Unvollkommenheit wird überwunden, indem man sie zum Fundament erhebt, wie man erst Mensch wird, wenn man die Tatsachen des menschlichen Lebens nicht mehr bestreitet oder bekämpft. Kultur ist Lagerung um einen Zentralbegriff, also Ordnung und Klarheit. Der Entschluß, auszuscheiden, was an sich wünschenswert wäre, aber sich nicht anpassen kann, ist den Lateinern und Engländern eigentümlich; den Deutschen fehlt sie bis heute. Ihre Kultur ist widerspruchsvoll, eine Mischung von Gegensätzen, Ansätze ohne Ende.

Es mag sein, daß die Kraft, die aus ihnen drängt, die alte Welt über den Haufen rennen wird, aber ich würde doch bedauern, wenn ich mich nicht mehr von Zeit zu Zeit aus dem deutschen Chaos in die wohltätige Ordnung des französischen und englischen Lebens begeben könnte; diese Aufenthalte sind eine Stärkung der Hirnkräfte, des Wissens, der Übersicht.

Manchmal kommt es einem vor, als ständen die Deutschen noch immer da, wo sie vor tausend Jahren, ja, wo sie zur Zeit der Cimbern standen: nie ist ein Prinzip der Ordnung bei ihnen zur Herrschaft gelangt; sie erfanden die Reformation, aber das Ergebnis war nur eine Halbierung. Als der Kaiser zur Regierung gelangte, brachte er den romanischen Stil zum Ansehen; dieser Stil ist tausend Jahre alt, aber sie sind für die deutsche Seele ein Augenblick, den sie überspringt. Daraus spricht eine beispiellose Fähigkeit, jung zu sein, und zugleich das, was Jugend ist, Mangel an Reife.

Veurne

Im militärischen Tagesbericht war bisweilen von Veurne die Rede, dem letzten Städtchen, das den Belgiern geblieben ist. Heute las ich, General French werde König Albert in Veurne besuchen, und vielleicht werde auch Präsident Poincaré in dieser äußersten Ecke Flanderns eintreffen.

Diese Notiz interessiert mich, und ich halte es für möglich, daß einer der beiden Gäste in demselben Bett schlafen wird, das ich einmal während vierzehn Tagen benutzte.

Es sind erst ein paar Jahre her. Im April wurde ich ungebärdig, die Kastanien blühten, im städtischen Park stellte man die Orangenkübel vor dem weißen Hause mit den hohen Fenstern auf, und es wurde immer schwerer, mit Jeanette ehrbar zwischen ihnen zu gehen und sich dann zu trennen.

Die junge Schönheit der Welt war mein Verbündeter, und Ende Monats war Jeanette bereit, sich in den Frühling entführen zu lassen. Mit der Verwegenheit, die Frauen entwickeln, wenn sie sich einmal entschlossen haben, machte sie es möglich, ihre Familie zu verlassen, und es war der erste Mai, als wir nach Norden fuhren.

Metz, Luxemburg, die Ardennen, Brüssel, wäre hinreichend für einen Tag gewesen, aber das alles war noch nicht sicher genug, denn sie hatte die eine Bedingung gestellt, niemand dürfe uns sehen. Wir waren gut gelaunt, was machte es uns aus, noch bis Brügge weiter zu fahren? Auch das befriedigte sie noch nicht ganz — aber nun blieb ich hartnäckig, ich wollte ihr doch die schöne tote Stadt zeigen.

Ich kannte sie nicht, aber der Glanz ihrer Wasserarme und darin das Bild der überhängenden Bäume stand so stark vor mir, daß ich mich fast selbst betrog.

Doch so fröhlich wir am nächsten Morgen waren und so laut die Amseln schlugen, wir waren von Brügge enttäuscht. Die Hotels standen am Bahnhof, und um zu den Plätzen zu gelangen, die einem zum Wohnen gefallen hätten, mußte man durch eine endlose Straße mit kleinen Häusern gehen, deren Geschäfte alle den Angelsachsen devot die Reverenz machten.

Fort von hier trotz Memling und Michelangelo, jetzt fuhren wir aufs Geratewohl weiter und suchten, was uns gefiel.

Und siehe da, es glückte sofort, mein Gefühl hatte mich nicht betrogen, als mich der Name Veurne verlockte.

Im Bädeker stand nur, daß es dort im Juli eine große Prozession gab, und bis dahin war es noch lange.

Wir kamen auf einen Platz, und dieser Platz war so, wie ich sie liebe, groß, gepflastert, ohne Baum, ohne Denkmal, ohne Brunnen — ein Quadrat, auf allen Seiten von Häusern eingeschlossen, ganz der Sonne ausgesetzt.

Auf der einen Seite ein paar Estaminets, die über drei, vier Tischchen kleine Markisen aufgespannt hatten.

Gegenüber ein altes Haus, zu dem man auf einem Treppchen hinaufstieg.

Auf der dritten Seite ein mittelalterlicher Turm, plump und mit einem glotzenden Fensterauge in der Mitte — auf der vierten ein Rathaus, kaum größer als eine Villa, aber im reinsten holländischen Renaissancestil, eines der ersten, die gebaut wurden.

Der Rest Backsteinhäuser mit flämischen Giebeln, und in einer Ecke unser Gasthaus, das einzige, das in Betracht kam, und in ihm wieder, im ersten Stock, das einzige große Zimmer mit weißen Holzdielen und drei Fenstern, die auf den Platz gingen.

Deswegen glaube ich auch, daß Herr French oder Herr Poincaré es beziehen, es bleibt ihnen nichts andres übrig.

Wie Mister French aussieht, weiß ich nicht genau, aber daß der Bourgeoispräsident morgens nicht so gute Figur macht wie die schlanke Jeanette, wenn sie auf die weißen Dielen sprang und die gelben Vorhänge zurückzog, um die Sonne hereinzulassen, ist gewiß.

Wenn wir beim Frühstück saßen, war die Kühle des dunkeln Speisesaales wunderschön, weil hinten im

Hof blühende Bäume im goldgrünen Licht standen. Vier Frauen waren in der Wirtschaft tätig, vier Schwestern, und an der Wand hing eine gedruckte Familientafel, woraus zu sehen war, daß sie noch zwanzig Geschwister hatten — ein Vater hatte sie mit drei Frauen gezeugt im Lande des Jordaens.

Aber am nächsten Morgen saß noch ein Gast an einem Seitentischchen. Er hatte eine Mappe vor sich, und Bauer auf Bauer trat ein, um eines dieser Papiere einzulösen; es war Markttag, und der Fremde ein Makler.

Vom Markt draußen, den wir schon in der Nacht geahnt hatten, weil Gerüste aufgeschlagen worden waren, will ich nur zweierlei berichten.

Ein Schaufenster war ausgeräumt worden und darin stand ein Stuhl. Auf dem Stuhl nahm Bauer auf Bauer Platz und wurde rasiert; ein Gehilfe schlug indessen den Schaum für den nächsten.

Waren die Bauern fertig, so gingen sie hinaus und stellten sich um ein Paar, das zur Drehorgel eine Moritat im düsteren Balladenton sang. Jeder kaufte sich dann das Blatt und nahm es mit nach Hause.

Am Sonntag strömten die Turnvereine aus Flandern zusammen und gaben ein Fest; wir sahen ihnen vom Fenster aus zu, und wieder muß ich an Poincaré denken, denn es gibt ohne Zweifel eine Parade.

Wer hätte damals gedacht, daß Veurne Hauptstadt werden könne und daß es Krieg gäbe? Aber wer von uns beiden hätte auch gedacht, daß ich ihn allein erleben würde?

Jeanette ist tot und es bleibt nichts als die melancholische Erinnerung, wie wir durch kleine Gassen

gingen, deren verzauberte Stille nur am Samstag durch fanatisches Reinemachen unterbrochen wurde, und wie die ewigen Fangspiegel an den Spiegelfenstern uns so ärgerten, daß Jeanette einmal die Zunge herausstreckte, in der Annahme, hinter den dichten Gardinen sitze eine Alte, die sie damit entsetzen könne.

Oder wie wir in einer japanisch winzigen Likörstube, einer unbeschreiblich sauberen Puppenstube aus Delfter Kacheln, unter lauter Figurinen den herrlichsten und stärksten Kaffee zu trinken pflegten; oder wie wir gegen Abend vom Spaziergang zurückkehrten, und dann die Stadt mit ihren Türmen zusammengedrängt in einer Landschaft von Grün lag, das so tief und üppig war, daß es fast düster wirkte, — o die Melancholie des Aufblühens.

Deutschland

Ich war einige Stunden im Lesesaal des Kurhauses. In einer Zeitschrift sah ich ein Bild N.s, dem die Zurückeroberung des Ostens übertragen ist.

Man empfand schon bei Hindenburg, dem Helden des Winters, daß der große Feldherr große Menschlichkeit besitze; N. ist bemerkenswert sympathisch. Die Geschmeidigkeit der Figur ist der französischen Eleganz gleichgeordnet, ohne mit ihr verwandt zu sein; Schmuck und Vibration fehlen, sie sind durch unübertreffliche Gediegenheit ersetzt. Der Blick ist zugleich durchdringend und restlos aufrichtig, er verlangt unerbittlich die höchste Anstrengung und wirkt fast kindlich gütig.

Anständig und zuverlässig bis in die letzten Tiefen, ist es einer dieser deutschen Menschen, deren Pflichtgefühl, saubere Straffheit und Verzicht auf persönliche Politik ebenso Zuchtprodukte sind, wie die Eigenschaften des guten Halbblutes, das in dieser Armee verwendet wird.

Aber im System als solchem ist etwas, womit Westeuropäer sich erst ganz neu vertraut machen müssen. Die Mannestreue, die jeden Erfolg dem obersten Lehnherrn zu Füßen legt, ist vor allem geeignet, festgegründete Regierungen zu schaffen, die Frage des großen, autonomen Volkes wird unwesentlicher und tritt zurück. Das Volk bringt Männer hervor, die nicht eigentlich zu ihm zurückkehren; die Verehrung für einzelne unter ihnen ist etwas Elementares, aber sie führt nur ganz selten, wie bei Bismarck, zu einer Begegnung zwischen dem, der bejubelt wird, und denen, die bejubeln, und doch entströmen wohl erst diesem Zusammenstoß zweier Energien die großen Emanationen nationaler Gemeinsamkeit.

Deutsches Wesen, das sind Wildquellen, die aus dem Urgestein hervorbrechen, geladen mit stärkender Kraft. Ringsum in Europa ist alles regulierter Flußlauf, weite, grüne, zivilisierte und bebaute Landschaft. Deutschland, das ist noch immer, man könnte sagen, schöpferischer Feudalismus, der in der Wehrpflicht und in dem Heer das Mittel gefunden hat, die großen Massen in seinen Blutkreislauf hineinzubeziehen. Das rasende, fanatische Gemeinschaftsgefühl, das die Nation in diesem Kriege ergriffen hat, ist ein unerhörtes Schauspiel, aber wer anders als ein Deutscher brächte

diese Sachlichkeit fertig, wenn der Volksaufstand vorüber ist, sich wieder zu bescheiden und eingeschlossen in den Schranken seiner Kaste weiterzuleben?

Das ist das unheimliche Rätsel der europäischen Zukunft: Europa wird diese deutsche Auffassung nicht annehmen und doch in einem bisher unbekannten Grade sich mit Deutschland beschäftigen müssen. Denn erst heute haben die Deutschen sich dem europäischen Bewußtsein aufgezwungen.

Von General N. wandte ich meine Gedanken dem luxemburgischen Redakteur zu. Auch er führt Krieg und hält sich tapfer. Der neueste Angriff, den er abgeschlagen hat, ging von der X.schen Landeszeitung aus, die drohend unsre Regierung dafür verantwortlich macht, daß viele Luxemburger, Menschen deutscher Abstammung, in der französischen Armee dienen.

Erstens ist das Privatsache. Zweitens ist die Zahl um das Zehnfache zu hoch, und drittens kämpfen unter Joffre dänische, norwegische und selbst einzelne schwedische Freiwillige, die noch viel germanischer sind als Angehörige des Grenzstaates Luxemburg.

Diese nordischen Freiwilligen stehen sehr deutlich vor mir, blonde Männer mit blauen Augen, große Knaben, die, vom Kampf und vielleicht doch im Geheimen von einem Trotz, dem sie nicht recht geben wollen, erhitzt werden. Die Liebe, die Frankreich bei den Völkern genießt, ist groß, und sie äußert sich in den Blutopfern, die man freiwillig bringt. Diese Tatsache muß man den Deutschen immer wieder wie einen Dolch ins Herz stoßen, denn die bittere Wunde brennt mahnend und heilsam.

Ich habe oft empfunden, wie gewaltig und wie selbstverständlich es wäre, wenn Deutschland für Holländer und Flämen, für Luxemburg und die Schweiz, für Dänemerk, Norwegen und Schweden der große Bruder in der Familie wäre, der es am weitesten gebracht hat, den man besucht, um sich wohl zu fühlen, bei dem man lernt und den man dankbar liebt. Weltherrschaft über die Geister ist das stolzeste Ziel eines Volkes, voll jenes Ehrgeizes, der erlaubt ist, weil er groß ist, aber sie muß freiwillig anerkannt werden.

Diesen Ehrgeiz habe ich Deutschland gewünscht, bevor der Krieg ausbrach, und um seinetwillen habe ich mich für Deutschland entschieden.

Was mir in den Artikeln meines Landsmanns immer wieder auffällt, ist die Zähigkeit, mit der er die Achtung vor der geistigen Unabhängigkeit auch der Minderheiten fordert. Die Deutschen neigen, weil sie den Staat so religiös über sich stellen, dazu, sie zu überstimmen. Ich aber fühle dieselbe fanatische Zähigkeit in mir, und sie ist das Grundgeheimnis der europäischen Demokratie. Demokratie hat mit der Regierungsform wenig, man könnte sogar sagen, nichts zu tun; sie ist eine Form des menschlichen Denkens, der Weltauffassung, das Produkt in gerader Entwicklung aus allmählicher Differenzierung, Verfeinerung, Vermenschlichung. Sie ist das wahrhaft Internationale, das Gemeinsame der christlichen und weißen Nationen, und es gibt keine größere Wohltat, als in Tokio, am Kap, in Chile ein Hotel zu betreten und zu wissen: hier wirst du Menschen finden, die wie du den Respekt vor deiner Person über alles stellen und von dir nichts

als Takt und Benehmen erwarten. Es ist die Weltherrschaft des europäischen Geistes, der letzte Gedanke der Zivilisation.

Adrian

Heute erwachte ich bei einem Viertelschlag, griff nach der Uhr und sah, daß sie stehengeblieben war. Ich mußte also noch drei Viertelstunden warten, um zu hören, wieviel Uhr es schlug. Da ich mich nicht mehr müde fühlte, nahm ich an, daß es schon sieben vorüber war, stand auf und warf einen prüfenden Blick über das Tal. Daß die Vögel lärmten, war eher ein Zeichen großer Frühe; aber die Kamine rauchten — ich ließ es darauf ankommen und gab das Zeichen in die Küche.

Nachdem ich das Zimmer unter Wasser gesetzt und ein wenig geturnt hatte, ging ich, mit dem schönen, warmen Gefühl, das ein frottierter Körper verleiht, in die Laube; das Frühstück stand schon da. Aber als endlich die ankündigenden vier Schläge erklangen und ich danach zu zählen begann, vernahm ich nur sieben Schläge.

Ich stieg die Straße hinunter und sah nun, daß noch allenthalben die Läden und Jalousien zu waren. Wie hübsch das war, wie sommerhaft und wie jung! Man kann keinen trivialeren Gedanken haben, als den noch schlafenden Badeort mit der Jugend zu vergleichen; aber es war doch so. Bald würden die Läden zurückgeschlagen werden, und der ganze Kreislauf von Erwartung, Frische und Bereitschaft begann von neuem.

Nach einer Weile erblickte ich Adrian. Er stand vor einer großen weißen Bekanntmachung und drehte mir den Rücken; auf dem Rücken lag wie immer der goldene Knopf des Spazierstockes. Ich ging über den Platz auf ihn zu und war im Begriff, ihn mit einem „Auch schon so früh auf?" zu begrüßen, da sah ich, noch rechtzeitig, daß er das Plakat, irgendeine Verordnung wegen einer Viehseuche, gar nicht las, und daß zwei Tränen sich von seinen Augen lösten, langsam und schmerzhaft.

Ich wollte ihn leise verlassen, aber es war zu spät, er begrüßte mich mit seiner altmodischen und doch so würdevollen Höflichkeit. Von seiner Erregung sprach er nicht, er erzählte mir nur, als wir langsam zur Trinkhalle gingen, daß er sich heute um eine Stunde verfrüht hatte. Ich berichtete, daß es mir nicht anders gegangen war.

Ich überließ ihn dem Brunnenmädchen, das er bezaubert hat, und dem ganzen Ritus, der sich nun von der Quelle bis zum Häuschen am andern Ende der Wandelbahn erstreckt, und machte noch einen Gang weiter in die Anlagen hinein, um den Choral abzuwarten.

Die Verkaufsstände machten gemächlich auf, auf den Wegen war noch niemand zu sehen — doch, da kam mir das Kinderfräulein entgegen, es hatte sein grämliches Kind schon ein Stück weit gefahren.

Wie einfach doch menschliche Beziehungen sind: weil die alten Damen, die sonst um ihr Baby den lächerlichen Tanz aufführen, noch nicht da sind, hat sie Zeit, den zu bemerken, der allein mit ihr in der Allee ist. Sie

sah mich an, ich lächelte ein wenig, nicht so, daß es zu deutlich war; denn ich mag nicht bei einer Frau plumper als bei einer andern sein, nur weil sie weniger Dame ist — sondern gerade so, daß sie gerade noch merken konnte, daß sie mir gefiel. Und sie merkte es; als wir uns, beide umkehrend, wieder begegneten, schenkte sie mir mit geneigtem Kopf von der Seite einen Blick.

Ich setzte mich auf eine Bank, um ihr nachzusehen. Das Gesicht ist eher derb als fein, wohl guter Bauernschlag aus dem Badischen, doch ihre Taille ist prachtvoll: auch sie keineswegs fein und städtisch, wohl aber so jung und federnd, daß man die Hand darumlegen möchte: alles wäre gewiß fest und warm, und von den Fingerspitzen aus würde man über gehende Mädchen philosophieren, die, wie es nun einmal menschlich ist, gute hundertundzwanzig Pfund wiegen und sie doch unbeschwert über die Erde tragen.

Mit einem Wort, sie ist mir sympathisch. Mehr will ich nicht, das heißt, man nähme natürlich mehr, wenn man es in guter Freundschaft bekäme, und es wären mit jeder Frau Situationen denkbar, in denen eine geheimere Begegnung nur ein natürlicher Abschluß wäre.

Als ich umkehrte, begann gerade das zweite Musikstück, das auf Jesus, meine Zuversicht folgte. Es waren die Frühlingsstimmen von Strauß. Entzückt hörte ich zu.

Es ist zwar der Walzer, mit dem alle Schülerinnen debütieren, die in den Duncanschulen das kindliche und doch so anspruchsvolle Programmtanzen gelernt haben; aber er ist darum doch der schönste Walzer für ganz junge Mädchen, die noch nicht um des Mannes willen und mit dem Manne tanzen, sondern dabei ganz zärt-

liche Vorstellungen von elfenhafter Jugend, lichtgrünen Buchenwäldern im Mai und weißen Kleidern haben.

Adrian war verschwunden und blieb es während des ganzen Konzerts; irgend etwas mußte ihn aus seinem schönen weißhaarigen Gleichgewicht gebracht haben.

Zu Hause saß meine Wirtin im Garten. Ich fragte sie, ob ich sie gestört hatte, als ich eine Stunde früher als sonst klingelte; aber sie erzählte, daß sie selbst um eine Stunde zu früh aufgestanden war. Das schien heute allgemeines Geschick zu sein; es hängt vielleicht damit zusammen, daß wir die Zeit der kürzesten Nächte haben, das Licht ist so stark, daß es durch alle Läden dringt.

Ich plauderte noch mit ihr, und nun brachte sie eine in ihrem Schwäbisch noch komischer klingende Entschuldigung vor. Es sei jetzt doch die Zeit des großen Feldzugs gegen alles Ausländische, und da sei ihr, als sie die flammende Mahnung im Generalanzeiger las, eingefallen, daß — ja, wie soll sie es ausdrücken? — auf der Toilette das Porzellanbecken eine englische Inschrift trägt.

Ich erinnerte mich, sie heißt „Britannia, the english washoutcloset". Sie war mir deshalb aufgefallen, weil sie viel zu englisch war, um nicht deutsch zu sein, der Wasserbehälter oben trug zu allem Überfluß die Bezeichnung „Themse, deutscher Reichsmusterschutz".

Die Sorge der guten Frau, ich werde Anstoß an dieser unvaterländischen Wasserspülung nehmen, und ihre Ratlosigkeit, wie man die Fabrikmarke entfernen

könne, war so bieder, daß ich ihr schon den Rat geben wollte, mit einem jener Gummistempel „Gott strafe England" einen Überdruck zu versuchen; aber ich unterdrückte einen Witz, der geradeso geschmackvoll gewesen wäre wie der Fluch auf dem Gummistempel.

Das erinnert mich übrigens daran, daß ich gestern einen Brief vom Vetter Hofrat erhielt; auf dem Verschluß prangte, mit demselben kleinbürgerlichen Zwanzigpfennigstempel aufgedrückt, kreisrund der Satz: Ceterum censeo, Britanniam esse delendam.

Ich denke, daß dieser alte Hitzkopf, den seine Jahre nicht vor Torheit schützten, acht Tage nach dem Frieden seinen Gummistempel stillschweigend ins Feuer werfen wird.

Bei Tisch war Adrian schweigsam und geistesabwesend; zuletzt raffte er sich auf und bat mich um Entschuldigung. Wir gingen zusammen fort, und er sagte:

„Es gibt Tage, an denen ich keinen Nachmittagsschlaf machen darf. Es sind die Tage, an denen ich trübe Gedanken habe; wenn ich mich an ihnen niederlege, wache ich mit einer so entsetzlichen Trauer auf, daß ich sterben möchte, denn es ist nicht anders, als kehrte man aus dem Grabe noch einmal in die Welt zurück; seltsamerweise wache ich morgens nie so auf. Sie sind so jung, daß Sie das nicht kennen können."

Ich kenne diese Beobachtung wohl. Ein Nachtschlaf verzehrt sich in sich selbst, er ist lang und wird deshalb seiner selbst überdrüssig, was wir als Stärkung empfinden; aber am Tage eine halbe Stunde schlafen, heißt tief in die tödliche Nacht eindringen und doch gleich wieder umkehren; das ist mit einem Widerstreben

und einer zu starken Erinnerung an die Dunkelheit verbunden, in der man noch eben weilte.

Aber ich ließ ihm seine Überzeugung, daß er dem Alter opfern müsse; denn ich sah, daß diese Melancholie ihm Bedürfnis war. Ich erlaubte mir nur, ihm einen Spaziergang vorzuschlagen; da es ihm vor dem Erwachen in seinem Zimmer graute, mochte er vielleicht nicht allein sein. Er war sehr erfreut und schlug seinerseits vor, auf dem kleinen Platz vor dem Sommertheater Kaffee zu trinken.

Wir gingen längs des Bergbachs, auf den Steinplatten der Promenaden spielten die Sonnenlichter. Der Platz unter den Bäumen war noch leer, die Kaffeetrinker und die Kapelle kamen erst später.

„Was gibt es heuer in Luxemburg?" fragte er, den schwarzen Trank schlürfend, der einen starken, echten Kaffeegeruch hatte, als säßen wir in einem österreichischen Bade.

„Nichts, man schimpft wohl," antwortete ich.

„Ist es nicht seltsam, die ganze Welt schimpft auf sie?" („Sie" waren die Deutschen.)

„Aber," fuhr er fort, „man schimpft zuviel, sie sind tüchtig, und ich weiß nicht, was die Franzosen von sich sagen und schreiben würden, wenn sie so viel Kriegserklärungen wie die Deutschen bekommen hätten und sich alle zusammen so vom Leib zu halten wüßten."

Der alte Herr war heute außerordentlich gerecht, er hatte sicher auch schon anders gesprochen. Plötzlich sagte er:

„Wissen Sie, warum ich ihnen nicht zürne, trotzdem sie mir oft genug auf die Nerven gegangen sind? Weil ich eine Deutsche geliebt habe."

Das sagte er seltsam erregt, stolz und elegant, zugleich bekennend und diskret: nie war er westeuropäischer als jetzt, wo er in seiner aufgerichteten Haltung zu verstehen gab, daß es erlaubt ist, von seiner Seele zu bekennen, weil es menschlich ist und alle angeht.

„Sie haben mich heute morgen überrascht, und Ihren jungen Augen ist es gewiß nicht entgangen, daß ich weinte. Ich will Ihnen erzählen, warum. Als ich aus dem Hause trat, merkte ich bald, daß ich mich verfrüht hatte. Ich war zuerst ärgerlich, daß ich nun meinen Kaffee nicht bekommen würde; aber wie ich an allen diesen Holzhäusern vorüberging, deren Läden noch geschlossen waren, war es plötzlich, als sei das alles nicht mehr wirklich, sondern ein Traum — ein Traum, der mit einem Schlage dreißig Jahre auslöschte. Vor dreißig Jahren war ich einmal so zu derselben frühen Stunde durch eben einen solchen Badeort gegangen.

Es war am Meer, und es war an einem Montagmorgen; denn aus den Straßen, die mitten durch die Dünen gezogen waren, tauchten Männer auf, Ehemänner, die am Sonnabend aus der Stadt gekommen waren und nun den Wochenanfang mit einer Stunde Bahnfahrt begannen.

Ich gehörte nicht zu ihnen, ich war nur aufgestanden, weil ich mich so jung fühlte, aber ich wurde mir der großen Gemeinschaft wohl bewußt, die uns Männer verband, die alle auf der schlafenden Straße standen, während unsre Frauen noch hinter den geschlossenen Vorhängen ruhten; wie viele Umarmungen, Haus neben Haus, in einer Nacht!

Wie ich unwillkürlich meinen Blick die Front, die so gehorsam jeder Windung des Strandes folgte, entlang gleiten ließ, öffnete sich hier und da ein Vorhang, und junge Frauen, ob es nun Gattinnen oder Geliebte waren, winkten zum Abschied.

Eine von ihnen aber trat, in ein leichtes und fließendes Gewand gekleidet, auf den Balkon und beugte sich vor: das war meine Frau, und sie suchte mich. Sehen Sie, dieses Bild erwachte heute morgen wieder zu einem armen Sekundenleben, und deswegen habe ich geweint."

Er nahm ein gelbes Päckchen Straßburger Zigaretten aus der Tasche, zog eine hervor und zündete sie an, indem er seine wohlgeformten, leicht behaarten Hände schützend vorhielt, so daß der Karneol seines Siegelringes ganz gelb in der Sonne wurde.

Ich scheute mich zu fragen, ob seine Frau gestorben sei; vielleicht ahnte er es, denn diese Frage war natürlich und lag nahe. Er sagte:

„Sie ist schon viele Jahre tot. Sie hatte die tiefe Hingabefähigkeit, die den deutschen Frauen eigentümlich ist, und sie war Dame genug, um sich von dem ersten Tage an der Auffassung anzupassen, die in unserem elsässischen Kreise von der Art herrschte, wie eine Frau sich kleiden muß. Aber als sie tot war, waren mir diese Kreise, in denen ich doch aufgewachsen war, verleidet. Ich hatte mit der Nation, der die angehörte, die ich liebte, meinen Frieden gemacht, und als man mir nach elsässischer Sitte keine Ruhe ließ und mich wieder verheiraten wollte, ging ich nach Freiburg, wo wir schon einmal gewohnt hatten. So war ich meiner Heimat nahe und doch unabhängig von ihr.

Damit habe ich Ihnen mein Leben erzählt; es war in der Kindheit, wie Kindheit ist: ein Traum, in seinem ersten Bewußtsein dann schön und kurz. Was danach kam, ist Haltung, ein wenig Heiterkeit und viel Einsamkeit. In meinen Träumen bin ich immer in jenen beiden glücklichen Zeiten, aber wenn ich aufwache, weiß ich es nicht mehr, und das ist gut."

Allmählich hatte sich der Platz belebt, die Kellner stellten Tassen zurecht, die Kapelle stimmte ihre Instrumente, und hinter den Tischen hüpfte ein Eichhörnchen vorbei. Man hätte es für gezähmt halten können, es hatte keine Scheu und holte sich jedes Stück Zucker, wenn es nicht gar zu nahe kommen mußte.

Soll ich Adrian von Jeannette erzählen? Wie seltsam die Ähnlichkeit zwischen ihr und seiner Frau ist! Beide waren Elsässerinnen deutscher Abstammung und beide starben früh. Aber es wäre plump gewesen, man muß seine Erlebnisse nicht austauschen, wie die Leute in den Eisenbahnwagen, die nicht erwarten können, bis der, den sie doch zuerst gefragt haben, ausgeredet hat.

Jeannette

Beim Choral begegnete ich, wie jetzt täglich, in den einsamen Anlagen dem Kinderfräulein. Sie sah herüber, ebenso nachher beim zweitenmal. Ich hatte ganz automatisch kehrtgemacht, denn ich war heute nicht zu diesen Dingen aufgelegt. Ich hatte von Jeannette geträumt, und das versetzt mich jedesmal in Erregung.

Das Kinderfräulein schritt mit federndem Gang vor mir her, die Schultern schritten mit, der ganze Körper eine glückliche, einheitliche Konstruktion. Sie ging trotz des Wägelchens schnell und wurde kleiner in der Buchenallee, deren Stämme sich wie ungeheure Sonnenschirme auf beiden Seiten vorneigten. Als sie am Ende angelangt war, machte sie nicht kehrt, sondern schlug einen Seitenpfad ein. Sie sah sich dabei nach mir um, also wollte sie mir eine Gelegenheit geben, sie anzusprechen.

Es tat mir leid, dem hübschen Spiel so grob einen Abschluß zu geben; aber ich folgte nicht, sondern ging zur Musik.

Man spielte etwas, das mir nicht gegenwärtig war. Ich bin musikalisch schlecht erzogen, aber ich habe natürliches Verständnis. Es ist mir immer ein Vergnügen, zu tarieren; wenn ich danebenrate, schadet es auch nichts. Aber ich rate nicht oft daneben, ich habe den Sinn für das Verhältnis, in dem ein Musiker zur großen Demut steht und bin empfindlich wie ein Präzisionsinstrument für den Gran Effekt und den Gran Rührung: selbst Schubert mag ich nur in wenigen Sachen; aber Wagner ist mir verhaßt, wie man den haßt, dessen Genie man nicht leugnen kann, und dessen unreine Persönlichkeit man durchschaut.

Ich dachte, daß das, was man spielte, Beethoven sei; Jeannette liebte Beethoven schon als Mädchen, weil sie in seiner Gewalttätigkeit eine Zartheit sah, neben der ihr jede andre nur weibisch erschien; seine Kraft war für sie frei von jeder Brutalität, und das ist auch der Unterschied zwischen ihm und Wagner.

Wagner ist ein Sadist, der sich an den erlösenden Frauen, die er erfindet, berauscht.

Ich hörte mit Jeannettes Ohren zu und hatte eine Vision von ihr, wie sie damals in Beurne über den Marktplatz ging: in weißen Mädchenstrümpfen und schwarzen Halbschuhen. Mein letzter Zweifel wurde gelöst, als in der Musik das Kuckucksmotiv auftauchte; nur einer kann das wagen, ohne daß es effektvoll oder rationalistisch oder sentimental wirkt. Ich stand auf und sah auf dem Programm nach: es war ein Satz aus der pastoralen Symphonie.

Ich mochte danach keinen Walzer hören und stieg gleich zum Walde auf. Ich war bis in die Fingerspitzen erregbar. Zwei grüne Halden, zwei Abhänge, denen der Hochwald nicht bis unten folgt, stießen zusammen und bildeten eine Mulde. In dieser Mulde stand eine vorgeschobene Wache von Tannen; sie drängten sich nicht zusammen, deshalb war jede ein Wunder an Schlankheit.

Diese Mulde, das ist der Schwarzwald, wie man ihn nie vergißt. Siebenmal wurden die Stämme von den Serpentinen des roten Sandsteinpfades durchschnitten. Die Serpentinen lagen dicht übereinander, und die untere war immer etwas weniger breit als die obere, die unterste an der ersten Tanne nur ein paar Schritte lang.

Unter diesem Baum stand eine Bank. Der Ort im Tal, die Kuranlagen, über denen Fahnen wehten, drängten sich zusammen, rote Dächer leuchteten, das Wasser rauschte, da ertönte auf der Wiese neben mir ein Vogellaut, der mehr als alles andre mit der Erinnerung an Jeannette verbunden ist.

Vier, manchmal fünf kurze Töne, dann ein langer. An dem Tage, an dem sie begraben worden war, fuhr ich an die Ostsee und mietete mich in einem Hause auf der letzten Düne ein, da, wo dem Sand von den ersten Wiesen und Gärten Halt geboten wurde. Auf einer Baumspitze saß ein Vogel und stieß diese kleinen vier Töne aus, sie verklangen melancholisch, und ich machte die Beobachtung, daß alle Töne, die es in der Welt gibt, melancholisch verklingen; denn sie sind winzig in dem großen Raume, der sie aufnimmt.

Da ich damals unaufhörlich an Jeannette dachte, wurde der Laut des Vogels gleichsam zu ihrer Stimme, und seitdem habe ich nichts so oft gehört wie ihn, obwohl ich vorher nie auf ihn geachtet hatte. Ich suchte zu erfahren, welcher Vogel so singt; ein Professor, mit dem ich in einer Sommerfrische zusammenwohnte, sagte, es sei entweder der Pirol oder der Regenpfeifer.

Seitdem kenne ich eine geheimere Melancholie als die gewöhnliche, deren Merkmal die Abwesenheit ist. Die Welt, der das Licht fehlt, der Wald, dem die Menschen, die Ebene, der die Dörfer und Landstraßen fehlen, sind wohl melancholisch; aber noch melancholischer ist das, was die große Leere auszufüllen sucht, die Laute, der Sonnenglanz, die Erregung der Menschen: es sind arme ohnmächtige Versuche, dem großen Nichts Inhalt zu geben.

Jedes einzelne Geräusch verhallt sofort, das habe ich schon gesagt; aber wenn es nun, wie hier im Wald, Mittag wird und die Milliarden Geräusche der ganzen Welt, das Brausen der Städte und das Summen der Mücken, im Höhepunkt des Tages und des Lichtes zu

einer ungeheuren Symphonie anschwellen, die so dröhnend ist, daß sie lautlos wird, wie die Erde stillsteht, weil sie so rasend sich dreht, — was ist diese Symphonie anders als ein Laut, verschlungen von der Sekunde der Ewigkeit?

Und plötzlich ergriff mich der Schauer, der Pan des Mittags beschlich mich, ich fror in der Julisonne, und mein Bewußtsein umfaßte schmerzend die große Einsamkeit auch der fiebernden, auch der geschmückten Welt.

Genug. Man muß Tage der Erinnerung und Tage der Erkenntnis haben, aber dann muß man niedersteigen unter die Menschen, selbst wenn es nur vom Aussichtspavillon eines Schwarzwaldberges ist. Auch Adrian hat die Weisheit, er wird sich nicht jeden Morgen vor eine Wand stellen und sie nicht sehen, weil er weint.

Frankreich

Adrian reichte mir eine Zeitung und sagte: „Lesen Sie das; wie in aller Welt kann jemand ein solcher Narr sein?"

Ein Geographieprofessor beklagte in einem Vortrag, daß der Theatermaler auf einer Kulisse für die Versunkene Glocke den roten Fingerhut angebracht hatte, obwohl er hätte wissen müssen, daß diese Blume zwar in den Vogesen heimisch, in Schlesien aber erst zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts eingeführt worden sei. Da das Stück in viel früheren Jahren spielt, sei ein solcher Anachronismus „äußerst peinlich".

Ich erinnerte mich eines britischen Gegenstücks, das ich kürzlich gelesen habe. Eine englische Dame unterhält sich mit einem Schweden. „Was spricht man bei Ihnen?" — „Schwedisch." Die Dame ist etwas verwundert.

„Nun ja, das Volk. Aber wenn Sie sich mit Ihresgleichen unterhalten?" — „Natürlich auch Schwedisch."

Die Dame spielt ihren letzten Trumpf aus: „Nun sagen Sie mir, welche Sprache gebraucht Ihr Prediger auf der Kanzel?" Jetzt erwartet sie endlich die Antwort Englisch; denn es erscheint ihr undenkbar, daß man mit Gott eine andre Sprache als die englische spreche.

Diese Anekdote ist nicht unmöglich. Sie beweist nur, daß alle Völker auf ihre Weise lächerliche Seiten haben; dem deutschen Pedanten entspricht die englische Unbildung, und ich wenigstens will mir an solchen Kleinigkeiten nicht mein Urteil über Völker bilden.

Ein anständiger Mensch muß im Kriege jeden Versuch, den Gegner schlechter oder dümmer als die eigene Nation hinzustellen, zurückweisen. Die deutsche Presse begeht Sünden, aber die französische Verbrechen. Es wird langweilig, die Deutschen Mörder und Hunnen genannt zu hören, und es wird unerträglich, zu lesen, daß nicht des navires allemands in Lissabon beschlagnahmt wurden, sondern des navires boches.

Ich warte auf den Rückschlag der französischen Intelligenz und lehne von vornherein die Selbstgefälligkeit ab, mit der deutsche Blätter ihn begrüßen werden.

Nach einer Weile fragte mich Adrian, und eine gewisse Besorgnis in der Stimme ließ sich nicht überhören:

„Glauben Sie wirklich, daß Frankreich nicht mehr mitzählen wird?"

Ich dachte nach und antwortete:

„Die hervorragendste Eigenschaft des Franzosen ist seine elastische Vitalität, die in die letzten Tiefen der Existenz hinabreicht. In diesen Tiefen ist der Egoismus verankert, und es ist besser, sie nicht aufzudecken. Aufgereizt, können Menschen dieser Rasse sich aller Laster der niederen Instinkte schuldig machen. In Deutschland geht die allgemeine Meinung dahin, daß der Franzose leicht ermatte. Diese Meinung ist falsch, wie auch der Krieg bewiesen hat. Nervöse Menschen sind kritisch und sensitiv, aber sie sind zäher als irgendwelche andern. Es gibt keine zähere Rasse als die französische. Sie wird immer mit einer katzenhaften Geschmeidigkeit sich aufrichten, und deswegen wird Frankreich nie aus der ersten Reihe der Völker treten und immer mit seiner ganzen Intelligenz die Probleme des Geistes, der Kunst und der Politik in Angriff nehmen. Eine europäische Kultur ist auch heute und morgen ohne Frankreich nicht denkbar, jedenfalls wäre die, die die anderen allein anzubieten hätten, kein Ersatz. Das soziale Leben, die Architektur, die Malerei, das öffentliche Leben hätten ohne Frankreich nicht ihre europäische Form angenommen, und vielleicht noch manches andere nicht. Die einzelnen Völker überschätzen die Endgültigkeit ihrer eigenen Leistungen."

„Es tut mir wohl, Sie so sprechen zu hören," sagte Adrian; „ich glaubte in den ersten Monaten dieses Krieges, daß die Völker sich nie mehr verstehen werden, und Sie begreifen, daß mir das sehr schmerzlich war.

Ich litt unbeschreiblich, wenn ich gewisse ganz schneidige deutsche Zeitungen las. Obwohl ich weiß, daß die französische Presse noch höhnischer ist, bin ich gegen die deutsche strenger. Der Grund ist mir selbst unklar."

Er hatte nicht unrecht. Dem Deutschen steht es nicht an, schneidig und ablehnend zu sein; die einzig mögliche Form, in der er auftreten darf, ist die Gerechtigkeit; die Ungerechtigkeit des Franzosen ist in seiner Vitalität begründet, von der ich sprach: er hebt sie durch das Tragende seines Naturells und die Stilisierung seines Temperaments wieder auf. Man muß sie ihm zugute halten, wie man den Deutschen wegen seiner Objektivität nicht in den Himmel heben darf. Gegen den Deutschen ist die ganze Welt strenger, gegen den Franzosen nachsichtiger, das haben wir alle erlebt. Und es ist ehrenvoll, streng beurteilt zu werden.

Sonntag

Es war Sonntag, eine Menge Touristen benutzte die Gelegenheit, umsonst Musik zu hören.

Man sieht nicht das Beste an Toiletten und nicht das Beste an Haltung heute. Männer von vierzig Jahren mit dem blauen Schimmer des täglich rasierten Gesichts und mit mehr oder weniger ausgeprägten Bäuchen tragen jene umgeschlagenen weichen Kragen, die an Stelle der Binde das Loch zwischen den Schlüsselbeinen oder den rollenden Kehlapfel sehen lassen. Es ist der Bubikragen, der sich die Nation erobert hat.

Die Stoffe der Anzüge umfassen alle Schattierungen

von Grün, von einem unreinen Grün, das durch die gewöhnliche Qualität der Wolle bedingt ist. In diesen Anzügen, in denen sie auf Straßen und Bergpfaden gehen, schwitzen, schlafen, naß werden und wieder trocknen, überschreiten sie unbedacht die Grenzen des Reichs und kompromittieren ihr Vaterland.

Viele der Frauen gehen schlaff, ohne Elastizität, in schlechtem Schuhwerk, in demselben häßlichen Loden wie die Männer. Sie haben keine Taille und keine Frisur, manche tragen eine — Zipfelmütze. Ob ich Männer oder Frauen sehe, immer denke ich an gewisse sächsische Städte. Das ist die Gegend, in der das alles, die grell gemusterten Sportstrümpfe, die Papierkragen, die Vorhemden, die man auf Flanell trägt, hergestellt wird.

Ich bemühte mich geflissentlich, diese Unzivilisierten nicht mehr zu sehen, und richtete meinen Blick dahin, wo ich eine weiße Bluse und einen dunkelblauen, anständigen Rock erblickte. Aber ich fürchte, auch eine Beschreibung dieser Vertreterin der Weiblichkeit gerät heute ins Mokante. Sie war jung, das Haar beneidenswert voll und leuchtend blond; alles Vorzüge. Aber das Gesicht war plump.

Es waren Flächen darin, doch keine Linien, Fleisch, doch keine Nerven. Das Kinn war üppig ohne den Reiz, den einer Frau der verfeinerte doppelte Ansatz geben kann; es war, gerade heraus gesagt, etwas dumm. Die Gesichtsfarbe war gesund, ja zu gesund, blaurot, und hob sich grell von dem Gelb der Haare ab.

Mit dem Körper verhielt es sich wie mit dem Gesicht, volle Formen, aber weder jene Schlankheit, die wie eine Vergeistigung des grob Physischen ist, noch jene

Haltung, die auf Konzentration, verfeinerte Energie, Geschmack, Persönlichkeitsbewußtsein schließen läßt.

Was ist das für eine Art der Weiblichkeit. Vermutlich ist diese Frau sehr innerlich, aber ich zöge es vor, wenn auf ihren Backen nicht die zwei großen Gesundheitshöfe gebrannt hätten. Ich bin in diesen Dingen, glaube ich, ganz „Lateiner", ich verkehre mit den Frauen durchs Auge.

Im übrigen bin ich mir bewußt, daß ich auch in Deutschland diese Eigenschaft nicht zurückzustellen brauche. Jeannette war eine Deutsche, und wenn ich an sie denke, werde ich ernst und versenke mich ganz tief in mich, um die Worte zu finden, die ihren Eigenschaften entsprechen.

Die Französin imponiert mir außerordentlich, weil sie die selbständigste Frau der Welt ist, die niemals wie die deutsche erlauben würde, daß man bei ihr ausruht und bequem wird. Ein Verhältnis mit einer Französin ist eine Art mathematischer Präzision: sei zulänglich und du hast mich. Hingabe ist Belohnung und Sieg, der deswegen so erregend ist, weil er mit so feinen Waffen erstritten worden ist; es handelt sich nicht um Überwältigung, sondern um Kapitulation. Nirgends ist die Frau so sehr Partner und sich so sehr klar über das, was der Mann von ihr begehrt — an ihm ist es daher, sie zu entzünden, seine Verve und Energie zu zeigen, seine Männlichkeit zu entfalten. Oft ist dieser Kampf bewußt, und Sinnlichkeit wirbt zynisch elegant um Sinnlichkeit.

Man kann nicht von diesem französischen Typus ohne weiteres zum deutschen übergehen. Der deutsche

hat es, wie auch auf andern Gebieten, schwerer, in seinem Werte erkannt zu werden.

Die deutsche Frau läßt sich nicht definieren, vielleicht gibt es gar keine deutsche Frau, sondern nur deutsche Mädchen. Wenn ich alles, was schön, tief, liebenswert an der Deutschen ist, in einem Begriff zusammenfasse, dann ist es der des Mädchens.

Wenn Jeanne noch lebte, wäre sie auch heute das Mädchen für mich, und sie wäre es noch mit sechsundzwanzig, mit dreißig Jahren. Was wir in ihnen umarmen, ist das ewig Dunkle und Frische, die ewige Jugend der Geschlechter, die sich nie erschöpfen läßt, und wenn sie uns ganz tief erschüttern, geschieht es, weil wir ein erwachsenes Weib, dessen Jungfräulichkeit seit Jahren verwelkt ist, doch wie eine Blüte empfinden, deren Duft die Erinnerung an Wälder auf Höhen, Wiesen im Juni, Gräser im Wind entzündet. In die Sinnlichkeit mischt sich die Zärtlichkeit, und um zwei Geschöpfe ist das erste Band der deutschen Metaphysik geschlungen: das Band des großen Einseins.

Es liegt nur an den Männern, aus diesen Mädchen kluge, warme Frauen zu machen. Aber dazu brauchte der Mann die Klarheit und Meisterschaft, die die lateinische Sinnlichkeit gibt.

Die Schlange

Adrian ist sehr besorgt um eine kleine Freundin. Er lernte sie eines Morgens kennen, als er an einer Villa vorüberkam. Im Garten spielte ein Mädchen

von sieben, acht Jahren, das das Haar offentrug. Es war blondes Haar, von einem königlichen Blond, fein gesponnene Seide, nicht zuviel glänzend, ungekräuselt, langgewellt.

Dieses Mädchen ging ohne Scheu auf eine Unterhaltung ein, die er mit ihm begann, und Adrian beschrieb einen kleinen feinen Mund und eine Nase, deren Flügel sensitiv zitterten.

Eines Morgens begegnete er ihr im Wald mit ihrer Mama, und der Zufall wollte, daß er in einem Rindenhäuschen, das an einem Aussichtspunkte stand, unter dem lose aufgesetzten Dach ein Nest fand: es lagen drei Junge darin, von denen die Mutter nicht wich. Ihre ängstlichen schwarzen Jetaugen rührten das Kind, es beschloß, jeden Tag nachzusehen, ob alles wohl im Nest war.

Sie stieg auch täglich hinauf, die Vogelmutter war nie mehr anwesend, aber die Jungen lagen warm in der Rundung. Das Mädchen konnte sie zwar nicht sehen, wohl aber sie mit der Hand fühlen, wenn es sich auf die Bank stellte.

Es hatte schon vier- oder fünfmal so die Probe gemacht, aber als es heute morgen wieder nach dem Nest tastete, war es mit einem Schrei des Entsetzens zurückgefahren, mit dem Ruf: eine Schlange! von der Bank gesprungen, und ohnmächtig hingestürzt.

Adrian hatte den Schrei gehört und geholfen, seine kleine Freundin nach Hause zu bringen. Dann war er hinaufgestiegen und hatte das Nest vorsichtig mit dem Stock zur Erde gezogen: es war leer, keine Spur mehr von den Jungen, aber auch nicht von einer Schlange.

Es war so verständlich, wenn die Kleine sich geirrt hatte, aber nun lag sie in ihrem Bett und fieberte; man fürchtete jeden Augenblick von neuem den Schrei zu hören; vielleicht waren alle ihre Kinderträume von nun an vergiftet.

Abends ist die Zahl der Gäste um zwei Paare vergrößert. Das eine sitzt an der andern Ecke meines Tisches, das zweite an einem Tischchen für sich. Das Paar an meinem Tisch ist sehenswert. Der Mann gehört nicht nur zu den größten, sondern auch zu den dicksten Männern; von hinten muß er sitzend wie ein Ungeheuer aussehen.

Sein Kinn ist vierfach, sein Bauch mag ebenso sein, eine große silberne Kette ist darübergespannt; an der Kette hängen Glücksschweinchen, Kinderzähne, ein Korallenhorn, ein silbernes Messerchen, ein vierblättriges Kleeblatt aus grünem Email.

Seine Frau ist dank der mystischen Übereinstimmung von Ehegatten im Verhältnis nicht weniger dick als er; aber während bei ihm alles in den Kleidern, die einen besonderen Schnitt verlangt haben, zerfließt, wird bei ihr alles gepanzert, mit Stangen zusammengehalten, zum Platzen gestrafft. Am Ende der Mahlzeit steht eine Batterie Bierflaschen vor ihnen.

Ich habe eine Schwäche für dicke Menschen, wenn sie ganz dick sind, sie vergnügen mich dann. Dieser hier imponiert mir, er ist Schellenkönig. Aber ich gebe mich noch nicht zufrieden, Kartenkönig scheint mir zu wenig zu sein. Wie, wenn es einen Planeten gäbe, auf dem man die repräsentativen Fähigkeiten der dicken Menschen verwertete und sie zu Fürsten und

Potentaten machte? Auf diesem Planeten wäre mein Gegenüber Großmogul.

Das Komische ist aber, daß das zweite Paar sich in ähnlichen körperlichen Umständen befindet. Die Frau ist jung und nicht übel, wenn sie auch ein wenig lethargisch ist; sie erfüllt das orientalische Ideal, man könnte meinen, sie sei in einem Harem durch Bewegungslosigkeit eine runde, üppige Hanum geworden.

Soldaten

Das zweite Nachmittagskonzert findet auf dem kleinen Platz statt, der, von Kirche, Rathaus und Hotels eingeschlossen, ganz im zarten Rosa des heimischen Sandsteins schimmert. In der Mitte der Musiktempel, davor einige Reihen von Stühlen. Andere Stühle, die vor den Hotels stehen, hat man den Soldaten eingeräumt, und so rahmen sie mit ihren Feldzugsröcken und Humpelstöcken Platz, Musik und Kurgäste ein.

Ich kam vorbei und beschloß, eine Viertelstunde zuzuschauen. Das Programm versprach die Schöne Helena, die Meistersinger, den Bajazzo und, an Anfang und Ende, einen dieser schrecklichen Märsche, die von den Militärkapellmeistern erfunden werden.

Ein alter Herr sagte, als er das Programm gelesen hatte, wieder einmal: „Ja, wir Barbaren, wenn wir einen Deutschen spielen, flankieren wir ihn mit zwei Ausländern."

Der Barbar ist der Nation nahegegangen und wird ihr noch lange unvergeßlich bleiben. Man muß ge-

stehen, daß die Welt sich ein wenig wüst gegen sie benommen hat.

Der Kapellmeister mit den Staatsratskoteletten klopfte und begann Offenbach mit sichtlichem Vergnügen zu dirigieren. Ich war ganz seiner Meinung; ich denke sofort an den großen Cancan des zweiten Kaiserreichs, ich habe mich etwas mit dieser Zeit beschäftigt. Es war die europäischste Zeit Frankreichs, und sie schloß wie eine heroische Biographie mit einer ungeheuren Katastrophe.

Immer sehe ich hinter Offenbachschen Melodien die gewaltige Zeichnung Daumiers, jene verhüllte Matronengestalt Frankreichs, zu deren Füßen kleine öde Wellen verlaufen: die Reihen der Toten.

Die Meistersinger habe ich von meiner Abneigung gegen Wagner immer ausgenommen. Hans Sachs erschien mir als wirklich menschliche Figur, und ich hatte die Erinnerung an ein hinreißendes Volksfesttempo, an eine strahlende Aufzugsherrlichkeit, an eine Apotheose mit goldnen, brünstigen Fanfaren.

Das mag alles bestehen bleiben, aber ich stoße heute auch hier auf das, was ihn mir unerträglich macht: die Unbedenklichkeit der Mittel, die barbarische Ausführlichkeit, mit der er nichts erläßt, betäubt und Gewalt antut. Ein Schöpfertalent, dem das Feinste der großen Schöpfer, der Haß gegen den Effekt, die Verachtung der primären sinnlichen Wirkung, unbekannt sind.

Auf seinen wütenden Ansturm antwortet man kühl abweisend: ich liebe es nicht, mich vergewaltigen zu lassen — es ist nicht dasselbe, wie sich hinreißen lassen.

Man hat keineswegs unrecht, wenn man in Wagner das Symbol einer nun abgeschlossenen Gründungsperiode sieht.

Bei Leoncavallo denkt man natürlich daran, daß die Italiener nun auch zu den Feinden Deutschlands gehören. Es hat mir imponiert, zu sehen, wie wenig man sie beschimpft und in welch klassischer Form man sie verachtet — indem man fast keine Worte an sie verschwendet. Das ist nicht sehr erhebend für die Italiener.

Wohl die meisten Soldaten ringsherum wissen, daß man ihnen italienische Musik vorspielt — am Schlusse klatschen sie, die Jahrmarktstragödie hat ihnen gefallen, und der Prolog hat ja etwas Großzügiges.

Ich finde nun zwar, daß die Objektivität des Deutschen deswegen kein ungeheures Verdienst ist, weil sie von seinem Naturell abhängt und eine haßerfüllte Erregung wie bei den Romanen unnatürlich wäre; gleichwohl ist es etwas sehr Schönes, dieses deutsche Marktplatzkonzert zu sehen, bei dem deutsche Soldaten, für die der Feind eine Wirklichkeit bedeutet, willig und ohne sich etwas zu vergeben, seinen geistigen Leistungen Gerechtigkeit widerfahren lassen. Das ist ein ganz deutsches Schauspiel und ein Symbol. Diese Rasse hat Anwartschaft auf Weltgeltung.

Wie sie dasitzen, die Soldaten, sind sie alle Männer. Mag im einzelnen mancher Bramarbas, mancher kriechende und rohe Charakter unter ihnen sein — das ist überall so; im ganzen gesehen, sind es Menschen, deren ruhige, durchaus nicht knechtische Haltung wohl tut und über denen vor allem jener Hauch liegt, der

dem Volke eigentümlich ist: der stoische Mut, die Unterordnung unter das, was von ihm gefordert wird, Blut, Leben, Arbeit.

In der Pause geht eine junge Dame umher und bietet den Soldaten aus einer Kiste Zigarren an. Jeder nimmt, und alle diese jungen Krieger kann man ruhig auf die Straßen Galiziens, Polens und Belgiens lassen: sie werden ihrem Rock Achtung verschaffen.

Unfrei und ängstlich werden sie, wenn ein Vorgesetzter vorübergeht, dann hat man freilich das Gefühl einer Disziplin, die sich nicht immer auf das Wesentliche, die Zucht, beschränkt.

Christine

Ich hatte mich nach Tisch auf mein Zimmer zurückgezogen und suchte ein wenig zu ruhen.

Es war außerordentlich schwül, das Zimmer mit den runden Luken verwandelte sich in Wirklichkeit in eine Kajüte, die zur Regenzeit über ein tropisches Meer fährt. Der Kopf sank tief zurück, der Hals wurde starr, der Rücken wölbte sich hohl, das Blut umspülte das Hirn und trug ihm Bilder zu:

Ich sitze mit Christine im Zug, sie ist eben erst zu mir eingestiegen.

Wir haben uns lange nicht gesehen und sind unfrei im Ton; um nicht von diesen persönlichen Dingen sprechen zu müssen, beginne ich eine Unterhaltung und erzähle das letzte Erlebnis, das ich gehabt hatte, den Fliegerangriff:

„Um zwei Uhr fuhr ich aus dem Schlaf und sprang ans Fenster. Der Park, dahinter die Wälle, starrten in Dunkelheit, aber diese Finsternis war wie eine Mauer, von der eine erregende mechanische Reihenfolge von Schüssen, die eher wie Schläge klangen, zurückgeworfen und verstärkt wurde.

Ich eilte nach der hinteren Seite der Wohnung: im Zenith des dunkeln Himmels stand ein gigantisches Diadem aus sieben Lichtstrahlen, ausgesandt von sieben Scheinwerfern, die rings auf den Wällen standen.

Die Strahlen suchten nicht, sie hatten sich alle in einem Punkt vereinigt, und diese Ruhe war von einer rasenden Inbrunst des Zeigens, der Aufforderung, der Erregung, wie Hunde zitternd warten, wenn sie das Wild gestellt haben.

Da löste sich ein schmales blaues Bändchen von der Spitze der Krone und fuhr senkrecht wie ein Lot zwischen ihren sieben Stangen durch, erlosch und verwandelte sich nach Sekunden atemloser Erwartung in ein ungeheures Krachen — die Bombe war aufgefallen.

Die fanatische Meute der Maschinengewehre brüllte von neuem; die Schüsse trommelten auf die Nerven einer ganzen Stadt, und ich mußte ans Theater denken, wenn ein Erbsenregen auf die große Blechwand prasselt.

Die Scheinwerfer rückten vor, eilten wirr durcheinander, vereinigten sich wieder zu der magischen Krone, und wieder zuckte die winzige blaue Flamme auf. Der Flieger hatte bewunderungswürdig elegant gearbeitet und mit den beiden Bomben ein Lagerhaus von der Wasser- und von der Straßenseite gefaßt; zwischen den Würfen war nur ein Zwischenraum von dreißig Metern."

„In Marburg steige ich abends nach Tisch gewöhnlich den Schloßberg hinauf," begann Christine nach einer Weile; „je höher man kommt, desto stärker strahlen die Treppen und Gartenmauern die Sonnenwärme aus, die sie einen ganzen Tag lang eingesammelt haben, und wenn man dann ganz oben an der Brüstung steht, über einem Wallgraben, aus dem alte Bäume emporwachsen und einen doch nicht erreichen, ist der Sommerabend so still, daß man sich namenlos einsam fühlt; aber er ist schön, und aus einem Seitentälchen, das von der Stadt noch nicht berührt worden ist, kommt ein Geruch von gemähtem Heu.

Auch gestern abend stand ich oben, da drang ein Rollen von den Sternen, nicht anders, als fahre auf der Milchstraße, die wie der Rauch eines Holzfeuers über den Himmel zog, ein Wagen, ein modernes Fahrzeug, mit knatterndem Motor. Es war ein Luftschiff, — kein feindliches wie bei dir, nur eines, das vielleicht eine Probefahrt machte.

Sein Körper löste sich in der Sternennacht in einen weißschimmernden Umriß auf, und ich mußte daran denken, wie vor Jahren meine Mutter geweint hatte, als sie das erste Schiff über die Häuser ziehen sah."

Ich wollte noch etwas über ihre Mutter hören. War sie eine Frau mit so empfindsamen Nerven?

„Empfindsam?" fragte sie verwundert, „wenn du sie kenntest, würdest du nicht auf diesen Ausdruck verfallen. Sie ist von feiner Figur, leidenschaftlich und nervös, aber nicht so, wie man das Wort von Menschen gebraucht. Von einem edlen Pferd sagt man auch, es sei nervös und meint damit nur, daß es stolz erregbar

ist. Sie ist erregbar, aber nicht empfindsam — findest du denn nicht, daß es erregend schön und unaussprechlich neu war, als zum erstenmal ein Luftschiff sich von der Erde erhob und über Städte und große Landstrecken hinzog?" —

An dieser Stelle erwachte ich, mit einem dumpfen, schweren Kopf, aber auch mit dem Gefühl, wesentlich und tief von dem geträumt zu haben, was mich anging und worüber ich im gewöhnlichen Zustand lieber hinwegglitt.

Ich sprang auf, fast automatisch, von einem Donnerschlag und einem Blitz getrieben, der die schweren Wolken über den Bergen zu durchschneiden schien: sie barsten und das Tal wurde von Wasser überschüttet, so atemlos, so schwarz und rauschend wie vor ewigen Zeiten, als die Sintfluten niedergingen.

Dann kam Schlag auf Schlag, ich hörte die alte Frau unter mir ängstlich jammern und fürchtete, daß sie in ihrer Angst Zuflucht bei dem einzigen männlichen Wesen im Hause suchen würde; sie wäre mir lästig gewesen, denn ich wollte mir nichts von dem Schauspiel entgehen lassen, das der flammendurchzuckte, vom Regen gepeitschte, in Donnern widerhallende Kessel bot.

Als Kind hatten mich Gewitter in namenlose Furcht versetzt und hatten mir die Sommer verdorben wie die Mathematikstunden die Schule, aber eines Tages hatte ich mir klargemacht, daß man nicht feig sein dürfe, und seitdem ich dem ersten Gewitter aufrechtstehend und herausfordernd zugesehen hatte, liebte ich die großen Entladungen.

Ich riß die Fenster auf und trank mit Entzücken die

Luft der von ihrer Schwüle erlösten Welt, das Zimmer wurde zu eng, wozu hatte man Lodenmäntel und alte Anzüge? Ich war rasch umgezogen und dann stand ich auf der abschüssigen, seitlich aufgemauerten Straße, allein, von den aufspritzenden Tropfen umtanzt.

Die Rinne war zu einem schäumenden Bach geworden und sein Sturz zu Tal lockte abwärts, aber ich machte kehrt und schritt zu Berg, bis der Wald begann. Hier rieselte der wildeste Regen, von den Tannen filtriert, langsam und stetig auf den braunen Nadelteppich, und die Steigung zwang, den alten methodischen Gang anzuwenden, der alle Berge und alle Hindernisse überwinden läßt.

Ich durchdachte den Traum und versenkte mich in Christine. Es mochte das erstemal sein, daß ich es willig tat, die Erinnerung an Jeannette hatte es nie geduldet.

Christine wußte von Jeannette. Sie hatte nie den Versuch gemacht, sie zu verdrängen, wenn ich auch überzeugt war, daß sie sich insgeheim immer mit ihr beschäftigte.

Sie war manchmal traurig gewesen, wenn sie sah, wie Jeannette und ich gestanden hatten, aber diese feinere und tiefere Eifersucht war ihr Recht, wie es Jeannettes Recht gewesen wäre, leidenschaftlicher und heißer eifersüchtig zu sein, wenn sie noch gelebt hätte und Christine gleichwohl ihrem Herzen gefolgt wäre. Diese Dinge sind alle so einfach und vollziehen sich nach ein paar Gesetzen, die zu erkennen die ganze Lebensweisheit ist.

Christine stand deutlich vor mir mit ihrer Figur, die so feingliedrig war, daß man eine Tänzerin aus ihr hätte machen können, mit ihren braunen Flechten, die

schwer über einem zarten weißen Hals lagen, und ihrem Munde, der wirklich schön war, wenn sie lachte, weil er so fein geschwungen war, ein wahrer Liebesmund, der Mund eines Mädchens, das die innigste und zärtlichste Hingabe verhieß.

Ich konnte ein Bild nicht vergessen, als ich sie einmal im Luftbad durch einen Vorhang der Frauenseite unbemerkt belauscht hatte: Christine saß auf dem Rand der Bank, das Hemd hüllte sie lang und weiß ein.

Dann schlug sie die Beine übereinander und zog die Strümpfe an. Sie war wie eine der Prinzessinnen im Märchen, die zu Anfang so arm sind, daß sie nur ein Hemd haben, barfüßige Hirtenmädchen mit schweren braunen Zöpfen.

So saß sie da, und ein Barbar hätte nichts andres tun können, als sie rührend schön zu finden und ihre Beine mit der feinen Linie vom Knie bis zum Knöchel zu bewundern.

Seltsam war, daß Christine im Traum von ihrer Mutter gesprochen hatte. Ich kannte sie nicht, und statt ironisch zu sein, hätte ich respektvoll nach ihr fragen sollen, denn wenn man für die Schönheit oder Zärtlichkeit einer Geliebten dankbar ist, sollte man auch die Mutter nicht vergessen, die sie geboren und zu einem warmherzigen Geschöpf erzogen hat.

Ich hatte nicht mehr auf das Wetter achtgegeben; als ich auf dem Berg ankam, lag, als sei eine Kulisse in die Höhe gegangen, das Tal schon wieder in Sonne, und in der Ferne der Hochfläche, die ich nun überschaute, stand über einem dunkeln Wald ein Regenbogen, die Götterbrücke aus sieben Farben.

Ich legte meinen Mantel auf eine Bank und schrieb Christine einen Brief in mein Notizbuch, und er wurde dadurch nicht verdorben, daß der Vogel, der mich so sehr an Jeannette erinnerte, auf der Spitze des Tannenhains klagte.

In dieser Nacht träumte ich nochmals — einen leichten, bildhaften Traum. Ich schritt vom Berge, wo ich gewesen war, herunter, da begegneten mir zwei Kinder aus dem Volk.

Sie tauchten aus einem Hohlweg auf und schauten aus blauen Augen scheu zu mir auf, vielleicht erschreckte ich sie mit meinem flatternden Mantel. Aber am andern Ende des Hohlwegs kamen schon wieder Kinder, und so blieb es während des ganzen Abstiegs.

Sie quollen aus Gräben und um Ecken, und immer war es ein Junge und ein Mädchen, Brüderchen und Schwesterchen, blond und blauäugig, und ihre nackten Füße, an denen die große Zehe abstand, waren gesund und schön geformt wie die Füße Christinens, nur daß sie viel gebräunter waren.

Alle Gesichter waren wohlgefällig anzusehen und klug, und wenn es auch im Leben nicht so war, so dachte ich doch: das ist wie ein Gleichnis des Volkes, in dem alle Kraft und alle Intelligenz steckt — man sollte sie heben, da wo es sich noch lohnt, zu fördern: bei den Kindern mit den hungrigen und reinen Augen.

Und dieser Vorsatz von Güte ergriff mich so, daß ich den Berg hinunter schritt wie Moses, als er die Tafeln Gottes den Menschenherden in der Ebene brachte; im Traum fühlt man die Kraft des großen Menschen in sich.

Die Lichtung

Während des Kurkonzertes setzten sich auf die Bank, die mir gegenüberstand, drei Damen, Mutter und zwei Töchter.

Das eine der Mädchen, achtzehnjährig, im weißen Kleid, schlug die Beine übereinander. Eine leise Bemerkung der Mutter, und sie setzte die Füße wieder nebeneinander auf den Boden.

Die Mutter sah unscheinbar aus, aber ich tarierte sie sofort auf eine Frau aus jenen Kreisen, die vielleicht allein ihren Kindern eine wirkliche Erziehung geben, eine Erziehung nämlich, die zwar auf Besitz und Stand beruht, zugleich aber sehr geistig ist.

Auf Schlössern und in industriellen Kreisen erzieht man die Mädchen zu großen Damen, hier dagegen spielt noch der Geist des deutschen Beamtentums hinein, freilich des hohen und gereinigten, das den Begriff der Pflicht und der Einfachheit in ein letztes, feines Prinzip verwandelt hat.

Das Ziel ist mehr als die Dame, es ist die Ausbildung der ganz weiblichen Eigenschaften der guten Gattin und guten Mutter; der Weg dazu ist die Ausschließung aller gefährlichen Berührungen, die Abwehr aller niedrigen Tatsachen.

Diese Mädchen werden meistens sogar von den öffentlichen Schulen ferngehalten und in kleinen Zirkeln unterrichtet. Wer eine solche Erziehung übernimmt, muß in hohem Grade die Kunst der Leitung, der unmerklichen Führung besitzen und mit den egoistischen und sinnlichen Grundrichtungen des Menschen

vertraut sein; in gewissem Sinne vergeht er sich an seinem Kind, weil er es ganz nach seiner Idee formt, aber er hält sich vor sich selbst an die Entschuldigung, daß der Zweck die Mittel bedingt.

Seine Töchter sollen nicht Schauspielerinnen und Emanzipierte werden, sondern bestimmten Männern von bestimmter Stellung rein übergeben werden. Und hier denke ich, stimmt die Rechnung nicht: diese Männer haben gar keine Lust, sich auf solcher seelischen Höhe zu halten, sie sind noch banaler und durchschnittlicher, ein herkömmlicher Regierungsassessor, ein strebsamer Privatdozent, ein einfach veranlagter Hauptmann.

Wenn die Mädchen tüchtig sind, so daß sie dem Hochmut dieser Erziehung nicht erliegen, kann es also leicht geschehen, daß sie ihre Bestimmung nicht erreichen, aber wie dem nun auch sei, in diesen Dingen kommt es nicht auf die Erfüllung, sondern auf den Grundgedanken an, und es ist reizvoll, solchen Mädchen in dem Alter zu begegnen, in dem sie wirklich blühen: der Bräutigam macht noch nicht seine trivialen Herrenansprüche geltend, sie sind voll Frische, ein Produkt sorgfältigster Zucht.

So war auch die Achtzehnjährige auf der Bank. Nichts von Koketterie, die immer gewöhnlich ist, und doch Wärme und Empfänglichkeit für die Aufmerksamkeit, die sie erregt, und vor allem diese beneidenswerte Atmosphäre von Reinlichkeit und gewählter Pflege, die sie umgibt.

Ich faßte sie ins Auge und suchte es nicht zu verbergen, weil ich mir bewußt war, daß ich mich der groben Aufdringlichkeit nicht schuldig machte. Sie war Frau

wie jede andere, merkte es und war kein Gänschen. Die Mutter saß daneben und merkte es nicht — das wäre der Ansatz zu Weiterentwicklungen.

Die Damen standen auf und gingen auf und ab; das Mädchen hatte junge volle Hüften, die sie ein wenig schwer drehte, wie es deutschen Frauen eigentümlich ist, aber es störte bei ihr kaum, jedenfalls wäre ein strafferer Gang hier nur Frage der nachträglichen Erziehung.

Sie hatte starke Augenbrauen und eine Haut von einer Reinheit, die nur durch die ausgesuchteste und reizloseste Nahrung erreicht werden kann.

Nach dem Konzert verlor ich eine halbe Stunde mit der Jagd auf die Morgenblätter, die verspätet eintrafen. Dann eilte ich zur Drahtseilbahn, um zum Berghotel hinauf zu fahren. Ich kam im letzten Augenblick an, sprang hinein und fand mich dem jungen Mädchen gegenüber. Die Schwester saß daneben, sie ließ mich kalt. Der Wagen richtete sich steiler und steiler auf, die Steigung wuchs von zwanzig auf dreißig und vierzig Prozent. Auf der letzten Hälfte überschritt sie fünfzig Prozent — jetzt kroch er, begleitet von dünnen, dürren, parallelen Tannen, zwischen die die Rodung der Bahn gelegt worden war, fast senkrecht hinauf.

Wenn ich hinaufsah, umfaßte der Blick zugleich das Mädchen. Es hatte dunkle Augen, in deren Hintergrund die Melancholie späterer Jahre wartete. Ich habe im Innersten den Hochmut der Geistigen, die überzeugt sind, daß sie die Frauen besser verstehen und bessere Freunde mit ihnen wären als die Männer, von denen sie geheiratet werden.

Aber kaum hatte der Wagen uns abgesetzt, nahm mich

die Landschaft in einem Maße gefangen, daß ich alle Gedanken ihr zuwandte. Es gab keine Steigung mehr, weil die Höhe des Berges erreicht war; es gab aber auch keine Unebenheit mehr, weil diese Berge schon den Charakter der Schwäbischen Alb haben: es sind Tafelberge, Hochflächen, auf denen man stundenlang geradeaus wandern kann.

Und dieser hier ist nun noch durch Menschenhand in einen Park der Spaziergänger verwandelt worden.

Wege, mit rosigem Sand bestreut, führen durch die Tannen, Bänke und Tische begleiten sie, und auch die deutsche Manie des Papierkorbs im Freien feiert ihre Triumphe.

Aber da sonst nichts berührt ist, die Wälder tief sind und rauschen, mokiert man sich nicht — im Gegenteil, man, oder ich wenigstens bringe den vollen Sinn für die Kultiviertheit dieser Landschaft mit.

Denn ich liebe alles, was den Eingriff der menschlichen Hand verrät, diese Vermenschlichung ist der Sinn der Zivilisation; sie darf da, wo vorher nichts war, stark zugreifen, und muß da, wo das Elementare herrschte, leise walten.

Ich folge einem Weg, der schnell, weil eine Königin drei Wochen hier oben weilte, nach ihr genannt worden ist. Nach einer Weile öffnet sich rechts eine Lichtung, ein Viereck, das sich in ein Seitental senkt, gleich einer Rodung im Urwald.

Auf ihr stehen Fingerhüte, hohe Stauden, behängt mit fünf, sechs dieser roten, im Kelch gefleckten Glocken, und unter die Bäume, die das Viereck umschließen, hat man Rohrsessel gestellt.

Nichts hat mir bisher in der ganzen Hotelkunst so imponiert wie dieses Gastgeschenk der Sessel im Walde; kein Diener belästigt, kein Benützungsgeld wird erhoben, das ist Großzügigkeit.

Und nun sitzt man, sei es am Rand unter Geröll, sei es mitten auf der Rodung, zwischen nickenden Fingerhüten, man liest, man raucht, man träumt und spricht. Die beiden Schwestern kamen und legten sich auf die Rodung, die Arme unter dem Kopf kreuzend und in den blauen Himmel blickend. Sie lagen ganz in meiner Nähe, die Brust einer jeden wölbte sich.

„Es ist hart und steinig," sagte die eine; „wir hätten die Mäntel mitnehmen sollen," die andere. Ich stand auf und bot ein Cape an, das unbenutzt neben mir gelegen hatte.

Die ältere lehnte ab, aber ich sprach ruhig von dem kleinen Dienst, der selbstverständlich sei, ich wollte mich ein wenig mit der Schwester unterhalten, und die andere sollte mich nicht hindern. Es kommt auf die Form an, und auf Hochmut antwortete ich mit Gelassenheit. Ich nannte meinen Namen und rückte meinen Sessel ein wenig vor, was war dabei.

Aus dem Tälchen scholl Gesang herauf. Knaben und Mädchen zogen hindurch, im bewegten Wanderschritt, und es war Deutschland, das da sang, das deutsche Lied im Walde, in einer zarten grünen Landschaft.

Weil ich nie die Sentimentalität, die auch darin enthalten sein kann, mitgemacht hatte, ja, weil ich diese Lieder fast gar nicht kannte, vermochte ich ganz ungezwungen, ganz gerecht zu sein und den Gesang schön zu finden. Auch das Lied, das die Kinder sangen, war mir unbe-

kannt, ich fragte: Es hieß „O Deutschland, hoch in Ehren," und enthielt eine Stelle, die wahrhaft zeitgemäß war: „Haltet aus, haltet aus!"

Und damit war das Eis gebrochen, wir sprachen vom Krieg, und ich stellte fest, was mir durch den Kopf ging: wie ganz anders diese Lieder klangen als italienischer Kampfgesang oder französische Chansons, wie schmucklos, reine Luft im Freien, wie sehr unmittelbarer Ausdruck unbeschwerten Zustandes das alles war — und wie furchtlos. Ganz Deutschland sang, während es doch, um im Stil der Zeitungen zu reden, von einer Welt von Feinden angegriffen wurde.

Das junge Mädchen, dem mein Interesse galt, stand auf und begann einen Strauß Fingerhut zu pflücken; plötzlich stieß sie einen kleinen Ruf aus, sie hatte ein vierblättriges Kleeblatt gefunden.

„So bringt es Glück," sagte die Schwester, „wenn man es gar nicht sucht, aber nicht einem selbst, man muß es verschenken."

„Ich werde es Rudolf ins Feld schicken," antwortete sie.

Ich wagte, als ich wieder mit der älteren Schwester allein war, die Frage, ob das ein Bruder sei.

„O nein," sagte sie, „ein Freund."

Perle des Allgäus

Ich hatte mir vorgenommen, noch oft zum Berghotel hinaufzufahren, und wenn die Kasse nicht geschlossen gewesen wäre, hätte ich mir gleich eine Wochenkarte ge-

nommen. Aber als ich nach Hause kam, fand ich einen Brief von Berliner Freunden, die mich fragten, ob ich nicht Lust hätte, sie in eine Sommerfrische im Allgäu zu begleiten; sie seien im Begriff, abzureisen und blieben ein paar Tage in München.

Sofort gewann meine Veränderungssucht die Oberhand, ich telegraphierte nach München, packte und saß innerhalb zweier Stunden in der Bahn. So habe ich oft Abschied genommen, treulos alles im Stich lassend, und immer dann, wenn es am schönsten war. Adrian hatte ich nicht adieu gesagt, und das junge Mädchen würde ich wohl nie wiedersehen. Das tat mir leid.

Ich blieb drei Tage in München, und das ist gerade die Zeit, um die Reize eines Ortes zu genießen, ohne sie zu erschöpfen.

Ein Rundgang durch die Luxusgeschäfte, eine Spazierfahrt zum Siegestor hinaus, ein Frühstück in der Odeonsbar, ein Gang durch die alte Pinakothek, in der ich meine drei Lieblinge habe, die Entkleidung Christi von Greco, die Kreuzigung von Tintoretto und die kleine Venus von Cranach; eine Tasse Kaffee im Luitpold und ein Ausflug ins Isartal — dann fuhren wir in die Berge.

Meine Freunde gehen sonst immer ins Engadin, aber heuer sind sie im Lande geblieben. Wir sind alle ein wenig kritisch, und „die Perle des Allgäus" hat es nicht leicht, uns zu befriedigen.

Der erste Eindruck war nicht sehr freundlich. Die Berge waren verhängt, und als der Zug in den weiten Talkessel einlief, in dessen Mitte sich die Häuser unter den Flügeln der Kirche zusammendrängen, sahen die Wiesen

feucht und düster aus, ich erkannte vom Fenster die weißen Wollblumen, die nur auf sumpfigem Gelände wachsen.

Aber abends nach der ersten Mahlzeit hatte sich der Himmel aufgeklärt, das Gebirge baute sich in zwei Kulissen auf: vorn die noch bewaldeten Berge, wirklich in ihrer Tannendüsterheit und ihren Schroffen, dahinter vegetationslose glühende Gipfel, unwirklich, als seien sie aus Papiermasse und von einem raffiniert geschickten Seitenlicht rosig beschienen — nur war es die Unwirklichkeit des ganz Fernen und ganz Hohen, Steinwände, die mich nicht mehr losließen und mir die Vorstellung gaben, als seien sie Fjordeingänge, hinter denen ein märchenhaft südlicher, blauer und rosiger See liege. In der Nacht hörte ich das feine Läuten der Kühe auf den Bergwiesen.

Luftbad

Als ich beim Frühstück erschien, brachen meine Freunde gerade auf, jeder trug einen zusammengerollten Bademantel unter dem Arm: sie hatten von einem Moorbad gehört, sie wollten hingehen.

Es lag auf der Höhe eines Hügels, aber am Fuße eines zweiten, so daß es von dessen Schatten halb verdunkelt wurde — die Grenze ging mitten durch das braungelbe Wasser. Auf der Sonnenseite war das Lichtbad, halb aus silbergrau verwitterten Dielen, halb aus Grasboden bestehend.

Schon während ich mich auszog, betrachtete ich mit Neid einige der nackten Gestalten: ich hätte auch so tief

gebräunt, so gleichmäßig verbrannt sein mögen; ich selbst war weiß wie ein Mädchen, und plötzlich fiel mir ein, daß ich seit der Schulzeit wohl täglich Freiübungen gemacht und oft geschwommen hatte — aber richtig geturnt, die Muskeln angestrengt und zur höchsten Leistung gezwungen, das hatte ich fast verlernt.

Und wie schön war es doch, nackt sich der Luft, nackt der Sonne anzubieten, nicht mehr durch die Poren der Kleider, sondern unmittelbar durch die der Haut zu atmen.

Dort stand ein Reck, ich ging darauf zu, meiner Kräfte unsicher und doch angelockt, legte die Hände um das Eisen, und mit seiner Kühle war alles wieder vertraut.

Dann legte ich mich auf die heißen Dielen, die die Farbe von Silberdisteln hatten, den Rücken nach oben kehrend, und wartete, was die Sonne mit diesem langen ausgestreckten Körper beginnen würde.

So das Gesicht in die verschränkten Arme vergraben, war eine Sklavenhaltung, aber wer hätte ihm, dem weißglühenden Gestirn, das Auge zuwenden können? Nein, es war nicht Sklavenhaltung, es war die Haltung großer, unermeßlicher Demut.

Und es dauerte nicht lange, da ergriff eine andere Vorstellung Besitz von mir, eine seltsame, weibliche Vorstellung: genommen zu werden und Gewalt zu erleiden. Ja, die Sonne fraß mich im buchstäblichen Sinn, vom Scheitel, über Hals und Rücken, über Hüften und Schenkel bis zu den Fußsohlen, die ihr offen zugewandt waren.

Man war wie ein Objekt unter der Bestrahlungsröhre, der Gegenstand eines elementaren physischen Vorgangs, einer Durchdringung und eines Angriffes,

die unmittelbar in die Intensität von Zeugung und Verwandlung hineinführten.

Die Folge war, nüchtern gesagt, eine Entzündung der ganzen Körperhaut, ein Fieberzustand, der nur mit Creme und Puder gelindert werden konnte, aber dafür besaß ich es, dieses Wissen um einen wahrhaft afrikanischen Götzendienst, diese Negerwollust, gefressen worden zu sein.

Silberstunde

Eine Woche ist vorübergegangen, ausgefüllt mit Sonne, Luft und Licht, alle drei empfangen im Zustand nacktester Nacktheit.

Die hohe Röte der ersten Tage ist geschwunden, die Bräune wird echt und eingebrannt, die Haut schält sich und wirft kleine gekräuselte Fetzen ab — die neue Haut, der neue Adam. Ich habe mir die tiefe Lust erobert, die gesunde Gesamtheit des Körpers zu fühlen und sie stündlich anzuwenden in Bewegung und nichts als Bewegung. Bergsteigen ist eine Lust, Laufen und Übermütigsein ein Abstoßen von Überschuß, das ganze Ich ist durchtränkt von rein körperlichen Visionen, man läuft mit Vorstellungen von Hechtsprüngen ins Wasser herum, wie man mit erotischen Zwangsvorstellungen herumläuft, bis man ihnen nachgegeben hat. Beide sind verwandt und beide Angriffslust.

Als ich heute auf den silbernen Dielen lag, blieb die brutale afrikanische Empfindung aus; aber dafür stellte sich eine wundervoll vegetative ein. Ich sah die Erde,

wie sie unter dem Gestirne liegt. Ich bildete mit ihr eine Ebene, dicht an sie geschmiegt, nur mein Rücken hob sich ein wenig ab — geradesoviel, daß ich mit den Schultern dachte.

Die Sonne zog etwas Wasser und wob aus den Fäden einen Schleier, hinter dem sie mattsilbern glühte. Ich lag wie auf dem Boden des Meeres, nur füllte nicht finsteres Wasser den Raum, sondern Luft, blaue wehende Luft, in der die Gräser schwankten.

Aber die großen, einsamen Fichten mit den prangenden, starrenden Ästen blieben Meerbäume, die sehnsüchtig die Arme rangen und sich nicht loslösen konnten; Vögel mit kleinen schweren Körpern schossen von Ast zu Ast.

Nie war ich so Heide gewesen wie in dieser Silberstunde. Die Sonne ist nicht nur ein Planet, uns gegeben zur Erleichterung, sie ist mehr, sie ist der Gott selbst, der uns geschaffen hat.

Nach dem Bade treffen wir uns mit den Kindern und setzen uns noch eine Stunde zu ihnen in den Wald, um zuzuhören, wie Märchen gelesen werden. In allen kommen die Raben vor, und der Zufall wollte, daß ein paar von ihnen wirklich auf einer Wiese unten gingen.

Es sind in der Tat Vögel aus den dunkeln Zeiten, in denen Märchen entstanden, damals als in die Berge Deutschlands erst Rodungen gelegt waren, die Täler noch bis ans Ende der bewohnten Welt zu führen schienen und der Wald noch mit den Rufen des Unbekannten erfüllt war.

Es ist noch nicht so lange her, erst ein paar Jahrhunderte, und wenn die Raben an Regentagen krächzend über die

Sumpfblumen hinter dem Hotel fliegen, ist es noch immer, als sei hier das Ende der Welt. Es ist mir, als hätte ich auch Märchen erfunden, wenn ich damals gelebt hätte, und gewiß ist das ein deutsches Erbe.

Märchen

Heute empfand ich noch stärker als gestern, wie Märchen entstehen mußten.

Ich machte mit einem guten Fußgänger einen Marsch bis nahe an die Grenze, jedenfalls bis dahin, wo der erste schmutzige Schnee begann.

Der Tag war blau und heiß, aber ohne Feuchtigkeit und von Ostwinden durchfächelt. Die dolomitenhaften Spitzen tauchten auf und je näher wir kamen, desto rosiger wurden sie.

Sie rauchten in einem rosafarbenen Dunst, der so zart und leicht war, daß er ein Geheimnis, eine schönere, verklärtere Welt, Gärten voll Rosen zu umschließen schien: da waren sie, die Rosengärten Laurins, in unerreichbarer Gletscherhöhe aufgetürmt und unzugänglich.

Glück

Abends sitzt man auf dem Marktplatz, zwischen Kirche, Hotel und Brunnen. Je schöner der Abend ist, desto mehr Tische werden herausgestellt.

Das Bild ist hübsch, aber auch ein wenig Fastnacht, denn die Berliner haben die Gewohnheit, sich als Bauern

zu verkleiden und mit Schnürleibchen oder Lederhosen aufzutreten. Hoch über allem hängt eine Bogenlampe, umtost von Nachtschmetterlingen.

Wir an unserm Tisch machen uns nichts aus dem nationalen Bier und sind auf den Gedanken verfallen, abends Schokolade zu trinken. Wir bleiben nämlich manchmal noch hungrig, das Hotel führt eine zu ausgesprochene Landesküche, in der Kohl und Kraut vorherrschen.

Da wir viele Bekannte haben, ist die Schokolade auf dem Wege, Mode zu werden, und ich trage dazu bei, was ich kann, indem ich allen Damen erkläre, daß ich es abscheulich finde, Frauen aus Maßkrügen trinken zu sehen.

Der gestrige Abend war sehr lind und tief dunkel, denn der neue Mond lag mehr dekorativ als lichtspendend über dem Kamm, und ich freute mich auf die Stunde auf dem Marktplatz, aber ich kam nicht auf meine Rechnung.

Ein Zithervirtuos gab seine Künste zum besten, einer jener Menschen, die die Natur dieses Volksinstrumentes vergessen und ihm Wirkungen entlocken wollen, die in den ungeschmeidigen Saiten nicht enthalten sind. Ein verlogener Bursche, der schmalzig und sentimental Hoffmanns Erzählungen statt eines Schiebers spielte und um besondere Ruhe bat, bevor er Gounods Ave Maria begann. Das ist eines der Lieblingsstücke bourgeoiser Verlogenheit, und die dicken Damen rückten sich beseligt auf ihren Stühlen zurecht.

Ich erhob mich rechtzeitig, drängte mich durch die Bauernmädchen, die respektvoll am Rande des Platzes standen und sehnsüchtig das Herrenbild der Städter be-

trachteten, und betrat den Friedhof, der an die Kirche stößt und eine Ecke des Platzes bildet.

Aber während der Virtuose einem nur ein Achselzucken abnötigte, mußte man sich hier empören, weil man die traurige Tatsache feststellte, daß es nichts Häßlicheres und Plumperes als einen christlichen Kirchhof geben kann.

Er war eine Orgie von Steinmetzenfleiß und Handwerkerbewußtsein; Platte stand neben Platte, Kreuz neben Kreuz, alles aus dem gleichen polierten und goldbelegten Marmor hergestellt, nicht Denkmäler der Toten, sondern der armen Eitelkeit ihrer Hinterbliebenen, die einander in ihrer Kleinbürgerlichkeit überbieten.

Schön auf dieser Erde sind nur türkische Begräbnisplätze, weil nie mehr für die Säulen und Platten gesorgt wird; sie neigen sich und stürzen und Gras und Moos überwuchern alles.

So aber gehört es sich für Tote, mögen sie doch vermodern.

Als draußen Händeklatschen anzeigte, daß die Glanznummer vorüber sei, trat ich auf den Platz zurück und sah auf den ersten Blick, daß an dem Tisch neben uns die beiden Schwestern aus dem Schwarzwald und ihre Mutter Platz genommen hatten.

Das war eine Überraschung. Ich grüßte und wechselte ein paar Worte mit ihnen.

Als ich meine Freunde ans Hotel gebracht hatte, wanderte ich noch allein talaufwärts; die Landstraße schimmerte gerade noch so viel, daß ich nicht in die Wiese geriet, sonst war alles tiefschwarz.

Ich war nicht nur nicht müde, sondern so voll Wachheit, als sei ich achtzehn Jahre alt — der Überschuß an Sonne

und Luft. Der höchste Zustand, den wir erreichen können, ist unsere Gesundheit zu fühlen, federnder Nerven bewußt zu werden. Es gibt nun freilich eine niedrige Art dieser Freude, wie es überall eine plumpe, lehrhafte, und eine unauffällige, gereinigte gibt. Es gibt Tölpel, die von Wasser und Turnen reden, als seien sie nicht Menschen, deren Ziel die Geistigkeit ist, sondern Zuchtvieh, das prämiiert werden will. Diese Leute führen die alten Griechen im Mund und kommen doch über den Athleten nicht hinaus. Gesundheit ist deshalb schön, weil die Gedanken rascher zuströmen und die Persönlichkeit ihre Geschlossenheit stärker fühlt.

So war es gestern abend, ich war glücklich ohne Erwartung, aber zu allem bereit und noch immer ein wenig stärker als jeder Gedanke, der sich mir nahte.

In solchen Augenblicken des Höhepunktes fühlt man: es gibt keine wahre Tragik außer der äußeren, denn die innere zu überwinden ist Sache unsrer Kraft.

Zu Hause fand ich einen Brief Christinens; die Ferien standen vor der Tür, aber sie ging nicht gern nach Hause. Ich setzte mich sofort hin und fragte sie, ob sie Lust hatte, eine Fußwanderung mit mir durch Mitteldeutschland zu machen. Das war ein alter Plan von mir.

Der See

Im Hotel war schon immer vom See gesprochen worden und jeden Morgen, wenn wir zum Sonnenbad gingen, überholten uns auf der Landstraße radfahrende Fremde, die das Badezeug aufgeschnallt hatten und

zum See eilten. Heute morgen gingen wir der Abwechslung halber endlich auch hin, und bedauern nun, so lange gewartet zu haben.

Er liegt in einem Kessel, sein Wasser ist durchsichtig und ein Sprungbrett führt weit hinaus. Auf der einen Seite ist er von starrenden Fichten, auf der zweiten von gepolsterten Matten umgeben, auf der dritten steht ein Wirtshaus.

Das schönste aber ist, daß es nur eine einzige Badeanstalt für alle gibt. Man braucht sich nicht zu trennen, man braucht auch nicht über Bretter hinwegzuspähen.

Zehn Meter vom Land, da wo die Schwimmgrenze ist, steht ein Pfosten, an dem man auf eiserner Leiter hinaufklettern kann.

Oben auf dem Pflock saß meine Schwarzwaldbekannte, deren Namen ich noch immer nicht weiß. Sie trug ein schwarzes Kostüm und sah, da sie sich zusammenkauerte, in der Höhe fast schmächtig aus.

Sie hatte mich noch nicht bemerkt, sondern starrte verzückt in den See hinunter. Ich mag Frauen gern, bei denen man plötzlich dem Kind begegnet, es ist wie ein Ausruhen von dem ewigen Zwang, ans Geschlecht zu denken.

Sie richtete sich auf, stand mit geschlossenen Beinen wie eine Bildsäule, dann streckte sie die Arme vor, neigte sich vornüber und schoß in den See.

Ich hatte gerade noch Zeit, zu denken, daß das Kind volle Hüften besaß, dann sprang ich vom Sprungbrett ihr nach, wurde von der Kraft des Stoßes ein Stück unter Wasser hingerissen und tauchte ein paar Meter vor ihr auf.

Nun erkannte sie mich und enteilte, sie schwamm vorzüglich, aber nach einigen Stößen hatte ich sie eingeholt und griff nach ihr. Sie wurde ein wenig ängstlich und ich mußte mich bezwingen.

Aber dann schwammen wir zusammen hinaus, in einem stillschweigenden Wetteifer und dem Lustgefühl des Körpers ganz hingegeben.

Flirt

Drei Tage verbringen wir nun den ganzen Morgen im See. Ihre Schwester liegt auf halber Höhe und liest Romane, niemand stört uns. Flirt ist eine kluge und notwendige Erfindung.

Energie und Wohlgefühl drängen zum Erotischen, weil Überschuß zum Angriff drängt; das aber zur Einrichtung zu erheben und zugleich auf der Grenze zwischen Spiel und Ernst in der Schwebe zu lassen, ist so sehr zivilisierter Gedanke, daß der Barbar ihn gar nicht begreift.

Es ist eine wundervolle Auslösung, hygienisch kontrollierte Einschaltung in die ewige Hochspannung, die zwischen den Geschlechtern besteht. Es ist außerdem ein Zustand, bei dem die Freundschaft rasende Fortschritte macht. Daß man beim Schwimmen nicht gut sprechen kann, ist kein Hindernis; dafür ist man allein und man steckt nicht in den Kleidern, sondern ist einem Element zurückgegeben, das führt von selbst zum Elementaren zurück.

Kurz, ich bin etwas verliebt, und ich wette, sie fühlt es ganz genau, wenn ich, auf sie zuschwimmend, unwill-

kürlich die Lippen zusammenpresse und den Wunsch habe, sie wie eine Strandbeute zu rauben.

Wenn wir uns müde geschwommen haben, kehren wir zur Badeanstalt zurück und legen uns auf dem Sprungbrett in die Sonne. Wer springen will, muß dann über uns hinwegsteigen; alte Damen baden hier nicht, darum ist auch niemand über uns indigniert.

Wandermädchen

Heute war der Eingang zur Anstalt von einer Schar Wandermädchen versperrt. Es waren größere, vierzehn- und fünfzehnjährige, alle in Loden gekleidet, alle rot verbrannt und fast alle derb und kräftig, bayrischer Schlag, die Schneckenfrisur wog vor, die meisten waren brünett, wie man es in diesem Land auf keltischer Grundlage täglich beobachten kann.

Eine Atmosphäre von Schweiß hüllte sie ein, aber man rümpfte nicht die Nase darüber, hier nicht, hier in diese Alpenlandschaft paßte das alles. Und außerdem waren diese Mädchen so frisch und so nahe der erblühenden Weiblichkeit, daß man über das fortsah, was allzu primitiv war, und das empfand, was wahrhaft elementar an diesem System ist.

Über tausend Jahre hinweg haben sich die deutschen Stämme den alten Wandertrieb gerettet; damals war er katastrophal, er setzte einen Erdteil in Bewegung und gestaltete ihn um, heute ist er diszipliniert, methodisch, organisiert, das ist der ganze Unterschied; die Besessenheit, das unmittelbare Gebot, ist geblieben.

Ein paar Minuten später füllten sich Treppen und Sprungbrett mit den wassergierigen Mädchen. Nun sah man erst, wie reif sie schon waren, in drei Jahren werden viele von ihnen schon ein Kindchen haben.

Sie kümmerten sich nicht um die Zuschauer; vielleicht fühlten sie sich dazu zu sehr in der Überzahl, vielleicht war es aber auch ihr Alter, den meisten war ein merkwürdig geradeaus schauender Blick eigen, ein Blick in ihre nahe Bestimmung, und ein Ernst, der sich erst dann in Schreien und Lachen auflöste, als sie sich im Wasser wiederfanden und sich bewegen mußten.

Ich hatte hier die ganze Zeit über fast keine Soldaten gesehen, dazu liegt der Ort zu tief in den Bergen; aber nie hatte ich eine stärkere Empfindung von diesem Kriege und von dem Volk, das ihn zu seinem Ruhme führt.

Es ist jetzt bald ein Jahr her, seit er ausbrach. Wie spiegelt er sich in den andern Neutralen, selbst denen, die unfreundlich gesinnt sind?

Ohne Zweifel doch mit einem großen Respekt, und ich denke, das ist der Anfang der Umänderung, die nötig ist, um Frieden schließen zu können. Denn die guten Friedensschlüsse sind nichts andres als die Rückkehr der Menschen zur ruhigen Beurteilung und zur Anerkennung.

Abbruch

Ich bin nach Ulm gefahren. Gestern morgen dachte ich noch nicht daran. Ich erhielt einen Brief von Christine. Sie will die Wanderung in acht Tagen antreten.

Ich sah also noch eine Woche vor mir und war entschlossen, jede freie Stunde am See zu verbringen.

Aber als ich zur Badeanstalt kam, wartete ich umsonst auf meine Freundin. Nach einer Stunde telephonierte ich in ihr Hotel, um zu hören, ob die Damen aufgebrochen waren. Nein, sie seien noch da, übrigens komme eine von ihnen eben an den Apparat, ob ich sie sprechen wolle? Ich nahm auf gut Glück an, es sei nicht die Schwester; aber ich irrte mich, es war die Schwester, und sie teilte mir mit, ihre Schwester habe vorhin die schlimme Nachricht bekommen, daß ihr Freund in den Argonnen gefallen sei.

Recht komplizierte Gefühle stürmten auf mich ein, aber eben darum bereitete ich ihnen ein schnelles Ende.

Ich packte, drückte meinen Freunden die Hand, hetzte zum Bahnhof, sprang in den Zug, stieg dreimal um, und als es Abend wurde, fuhr ich durch eine Landschaft, die so eben und weit war, daß die Berge in fernste Vergessenheit sanken, und stieg in einer Stadt aus, die an einem Flusse liegt und einen Dom hat, den ich zu sehen begierig bin — mit einem Wort: ich bin in Ulm.

Ich werde hier die acht Tage verbringen, ob die Stadt nun lebhaft oder langweilig ist. Ich habe ein Eckzimmer mit vielen Fenstern, die auf zwei verschiedene Plätzchen hinausgehen, einen Diwan, um darauf zu liegen, und Bücher, um fortwährend lesen zu können, das genügt.

Von Zeit zu Zeit fülle ich so meine Tage aus, und nachdem ich ganz Körper gewesen bin, verlangt es mich wieder, ganz geistiger Mensch zu sein.

Der Dom enttäuscht mich. Der Gedanke, nur einen Turm zu bauen und die Fassade ihm unterzuordnen, so

daß er vom Boden aus ebenso hoch wächst wie das Straßburger Münster, hatte mich immer angezogen und ist auch gut gelöst; aber was dieser Kirche fehlt, ist die Lyrik des Gotischen, alles, was an ihm Auflösung der Massen, Zärtlichkeit, Filigranarbeit, verschwenderischer Schmuck gewesen ist. Der Ulmer Dom ist protestantisch gedacht, lange bevor es eine Reformation gab, ein Eindruck, der dann durchaus bestätigt wird, wenn man das Innere betritt und nun wirklich in einem protestantischen Raume steht.

Christine habe ich geschrieben, daß wir uns in Bayreuth treffen wollen.

Bayreuth

Als ich in Bayreuth ankam, flatterten die Fahnen. Warschau war gefallen. Christine stand am Zug.

Sie schaute nach der andern Seite, ich näherte mich ihr von hinten, und so war wieder das erste, was ich sah, ihr weißer Mädchennacken, der eine erste Verheißung ihrer Gestalt ist. Sie hatte schon ein Zimmer und ich nahm ein andres. Die Hotels lagen nebeneinander auf dem Bahnhofsplatz. Diesen Platz hätte ich mir ganz anders gedacht. Es ist der Platz eines sächsischen Industriestädtchens, aber nicht einer Festspielstadt.

Ich habe mir angewöhnt, in jeder Stadt, die ich betrete, zuerst nach den Schwimmbädern zu fragen, und so hielten wir es auch hier. Das Bad lag außerhalb des Ortes, und der Weg dahin führte durch Straßen, die den sächsischen Eindruck noch verstärkten. Der sächsische Ein-

druck das sind: Schaufenster vollgestopft mit Textilkleinwaren, mit allem billigen Hausgerät und Wohnungsschmuckzeug, das aus keinem andern Grund hergestellt wird, als weil es Arbeitermassen und Kleinbürgermassen gibt, an denen sich Fabrikanten nähren wollen, denen nichts an der Güte ihrer Erzeugnisse gelegen ist.

Kurz, es ist der Massenartikel, vor dem man immer denkt: wenn dieser Kitsch nicht fabriziert würde, kauften die Menschen andre, bessere Sachen, die doch gerade so billig zu erzeugen sind.

Das Bad war nicht überdacht, alte Linden schauten über die Kabinen hinunter in einen etwas stehenden Flußarm. Wie mich das an meine Jugend erinnerte: geradeso badeten wir, geradeso frech rauchten wir Zigaretten wie hier die Jungen, und geradeso alltäglich war es, daß ein Herr in Zorn geriet und sagte: Wenn ich könnte, würde ich euch ein paar herunterhauen.

Dieser Herr war ich, unter den Knaben waren freilich siebenjährige.

Nachher gingen wir weiter von außen um die Stadt herum und kamen, an Wagners Haus vorüber, in den Park; er war feucht, Sandsteingötter verwitterten in Laubecken, Überreste eines wilden, provinziellen und ungezügelten Barock, und das alles war abgeschlossen von der Hinterfront eines kleinen Fürstenschlosses. Nein, Bayreuth sagte mir nicht zu, und nun mußte mir auch noch einfallen, was die Schwester Friedrichs des Großen von dem ersten Eindruck schrieb, den der markgräfliche Adel auf sie machte, als sie die thüringischen Berge überschritt.

Ich hatte diese boshafte und haßerfüllte Schilderung halb barbarischer Plumpheit mit Amüsement gelesen und mir diese Krautjunker und ihren weiblichen Anhang so gut vorstellen können: die Folgen des Dreißigjährigen Krieges lasteten noch auf ihnen, und Paris, das allen den Kopf verdrehte, war so weit.

Doch siehe, dann, gegen Abend betraten wir endlich die Innenstadt, und die Vorderfront des Schlosses war das Erste, was mir eine andre Meinung abnötigte. Reizend war es in seiner französischen Einfachheit, in der effektlosen Menschlichkeit gleichsam, mit der es auf einem kleinen Platze stand und einen Flügel bis zur Straße schickte. Aber gegenüber, jenseits der Straße, lag ein neues Regierungsgebäude, das sich im Stil an das Schloß anlehnte und doch nur ein Schulbeispiel war, was ein Beamtenhirn hervorbringt, das stilgerecht sein will.

Zwischen beiden ein Denkmal auf den Prinz Eugen, vermute ich, jedenfalls aus seiner Zeit, ein Brunnen mit sarmatischen Reitern, ein Gegenstück zu den wild aufgebauschten Formen der Götter im Park, nämlich in grotesker Kleinheit ein Barockreiter mit Allongeperücke.

Und nun gab es noch eine Überraschung, die Maximilianstraße; sie ist offenbar eine Nachahmung der Maximilianstraße in Augsburg, mit demselben rechtwinklig vorgelegten Abschluß, mit denselben Brunnen; die Prunkhäuser waren nicht so reich und stolz, aber über allem lag, durch das alte Steinpflaster noch verstärkt, eine Wärme und Heiterkeit, die in deutschen Städten immer überrascht und doch das Beste ist, was Architektur bieten kann.

Es ist viel schöner, von einer Stadt mit anerkennenden als mit kritischen Gefühlen zu scheiden. Etwas Deutsches im guten Sinn also hatte sich auch hier in trüben Jahrhunderten behauptet, und das war schön so; man sollte nie vergessen, daß es die stolzen Bürger von Augsburg und Nürnberg gegeben hat, bevor die geduckten Kleinbürger der absolutistischen Zeit kamen.

Schneeberg

Bayreuth war die letzte Stadt, die wir für längere Zeit sahen. Zehn Tage verschwanden wir im Fichtelgebirge.

Es bietet große, melancholische Rundblicke, es ist stark gerodet. Die Fichte ist auf die höchsten Rücken gewichen, Äcker und Getreidefelder bedrängen sie, sie waren im August noch nicht so verbrannt wie in den Ebenen, und ein letzter Rest von grünen Bändern lagerte sich neben die reifenden gelben.

Der Wind geht rauh, die Häuser sind in einen schiefergrauen Wetterschutz gekleidet, und das Volk spricht einen Dialekt, der hinüberweist zum Erzgebirge und nach Sachsen: zwischen die Sagenhaftigkeit des Gebirges und die Fabriken der Ebene eingeschlossen liegt Sachsen, das Land der Volksmassen, der Arbeitenden, des Rauches und des großen Verbrauches, und was häßlich daran ist, wandelt sich, wenn man lange Widerstand geleistet hat, in ein Merkmal, in das, was ist und sich von den Landschaften, in denen die Schornsteine rauchen, nicht mehr trennen läßt.

Es war seltsam. Wie einer, wenn er mitten in den Alpen wandert, von dem blauen südlichen Traum besessen sein kann, so umstrickte mich auf diesen Kuppen die nördliche Industrie immer enger in meinen Gedanken, und es war dasselbe.

Vor fünf Jahren hatte ich meine Vorstöße ins innere Deutschland begonnen; vom Rheinland war ich nach Sachsen gekommen, und damals hatte ich diese Städte gehaßt, wie ich nie in meinem Leben Menschen gehaßt hatte, und mit fanatischer Inbrunst war ich dankbar dafür gewesen, daß ich nicht in einer solchen Gegend aufgewachsen war, wo mir alles niedrig erschien, in der Lebensführung und in der Gesinnung — alle saßen aufeinander, erfüllt von einer plebejischen Gegenseitigkeit und Behaglichkeit.

Ich habe mir fast den Kopf eingerannt an diesen Dingen und hatte Jahre, in denen ich in Paris oder sonstwo im Ausland saß und mit einem Abscheu zurückdachte, der jede Versöhnung auszuschließen schien.

Warum ist das nun vorüber? Ist es Gewöhnung, ist es das Älterwerden, also doch Altern, wenn ich auch noch in jungen Jahren bin? Ich gestehe, diese Erklärung hat mich beunruhigt; denn es ist schlimm, wenn man seine stolzen Widerstände nicht mehr hat, und zunehmende Menschlichkeit ist sehr oft in Wahrheit ein Erschlaffen von Muskeln und Nerven, ein zunehmender Ermüdungszustand.

Es ist auch richtig, daß ich es „müde" bin, immer wieder die deutschen Mängel festzustellen. Aber ich glaube, dieser Überdruß ist, überall, eine andre Form von Fortschreiten. Einen Gedanken feststellen, ist eine geistige

Leistung; aber sich in ihn verbeißen und immer wieder mit ihm hausieren gehen, macht unfrei und beschränkt.

Ich erinnere mich an einen Tag zu Beginn des Krieges. Ich war damals in Straßburg und wollte mit einem elsässischen Freunde gerade die Vogesenstraße überschreiten, als einrückende Reservisten heranmarschierten. Vorn ein paar Unteroffiziere, dann eine schwarze Schlange von Männern, ein ganzes Regiment, ein paar Kilometer lang.

Alle hatten auf der heißen Fahrt durch Deutschland Kragen und Manschetten ausgezogen; jeder hielt in der Hand die braune Pappschachtel, in der der Anzug, den er anhatte, nach Hause geschickt werden sollte. An den Händen sah man, daß es Arbeiter waren, und an der Sprache hörte man, daß es Sachsen waren.

Mein Begleiter raunte mir zu:

„Mit ihrer affenartigen Behendigkeit kommen mir diese Sachsen wahrhaftig wie Meerkatzen vor."

Aber ich meinerseits empfand:

Das ist kein Standpunkt dieser Säule von Menschen gegenüber, die von einem System von Zügen herangeschafft worden ist. Ich habe nicht den Krieg nötig gehabt, um den Ausbruch meiner Sympathien zu erleben; ich bin nicht abhängig wie du vom Augenblick; für mich sind diese Stimmungen wie Gebirge gewesen, durch die ich mich durchgewühlt habe. Ich mag mich einfach nicht mehr dazu hergeben; man muß sich mit den elementaren Ereignissen abfinden, und ein solches Ereignis ist Deutschland. Beobachten wir lieber, statt uns den Blick zu verdunkeln.

So habe ich es seither gehalten und werde es immer so

halten. Es scheint mir die einzige Haltung zu sein, die einem Manne erlaubt ist. Und zuletzt rechtfertigt man sich gar nicht mehr, sondern ist, was man ist, ohne es jeden Augenblick auf seine Widerspruchslosigkeit zu untersuchen. Sächsische Städte sind noch immer nicht mein Ideal, aber nun ist das die Lockung, die von ihnen ausgeht: in ihnen gelebt zu haben, um sie zu kennen.

Melancholie

Nach einer zehntägigen Wanderung im Gebirge kommt es einem vor, als sei man eine Ewigkeit nicht mehr in der Stadt gewesen, und es überfällt einen ein Heißhunger nach ihr, nach einem weniger bescheidenen Essen, nach weniger spärlichen Nachrichten, nach Schaufenstern und warmen Lokalen. Und so sind wir aus der Gegend des Schneeberges nach einem Hotel im südlichen Thüringen gefahren, dessen Adresse mir ein Feinschmecker gegeben hat.

Es liegt über einer Stadt, frei über dem Tal, und ihm doch nahe genug, daß man in einer Viertelstunde auf dem Marktplatz sein kann, dessen alte Brunnen voll Takt in den Ecken stehen, während sich ein ebenso modernes wie loyales Denkmal dumm und aufdringlich in die Mitte gesetzt hat.

Hinter dem Hotel dehnt sich eine Hochfläche aus und bietet ein Panorama, wie man es auf diesen bescheidenen Höhen nicht erwarten sollte. Man übersieht das Herz Deutschlands, sein Durchmesser ist hundert Kilometer groß.

Als wir eine Viertelstunde auf diesem Plateau geradeaus gegangen waren, stießen wir auf eine Grasheide. Eine Linde war der einzige Richtpunkt, den sie enthielt, und von ihr kam eine Herde weidender Schafe auf uns zu. Sie rückten in breiter Front vor, die Rücken bewegten sich gleichmäßig.

Der Hund des Schäfers sprang an den äußersten Flügel, augenblicklich drängte sich die Herde zu einem Viereck zusammen; er war der Unteroffizier dieser Tiere und hielt Manöver mit ihnen ab.

Darum war es so komisch, daß in dem Augenblick, in dem ich das dachte, plötzlich aus einer Falte hinter der Linde ein Zug Soldaten aufsprang, ein Unteroffizier zu kommandieren begann und sich unverzüglich richtiges Exerzieren entwickelte. Die Soldaten hatten jedenfalls eine Ruhepause gehabt.

Wir setzten uns auf die Bank, die unter der Linde stand, und schauten ihnen zu. Ich gedachte der Art und Weise, wie ich früher über diese Dinge geurteilt hatte. Ich hatte als Angehöriger eines unmilitärischen Staates eine ausgesprochene Sympathie für die englische Auffassung: wo Subordination vermieden werden kann, wird es niemand einfallen, sie einzuführen. Der Deutsche gehorcht zwar auch zunächst nur, weil es nötig ist, zu gehorchen; aber dann tut er ein übriges und wird williger Diener seiner Vorgesetzten, des Beamtentums, des Staates, der Regierung, des ganzen Systems. Das ist eine ganz natürliche, wenn auch nicht wünschenswerte Entwicklung.

Mit ausgesprochener Melancholie fühlte ich heute morgen, daß wohl der einzelne, ich, ein paar andre, un-

abhängig bleiben und doch militarisiert werden könnten, daß aber für Massen und Nationen dieser Ausweg nicht besteht.

Die Massen denken immer in straffen, deutlichen Systemen, und so formen sie sich auch. Der durchgeführte Militarismus verlangt keinen Sklavensinn, wohl aber eine gleichmäßige Bereitwilligkeit feststehender, man kann ruhig sagen, vorgeschriebener Ideen über Staat, Gehorsam, Bürgerpflicht oder wie diese Kategorien des nationalen Denkens heißen.

Mit Offizieren verkehren, Beamter sein, die deutsche Gesellschaft suchen, das alles erfordert vorher eine Art Konfirmation, einen Eingang in das Gleichmaß, der mir noch immer zu schaffen machen wird, auch wenn ich in allem übrigen vor der nun beginnenden Zentralisierung der Völker keine Angst mehr habe, da ich vermute, daß ihre Konsequenzen stärker sind, als ihre eigenen Urheber beabsichtigen; ich vermute, daß sie zur Volksherrschaft führen werden.

In Brüssel

Panorama

Um Brüssel zu überblicken, gibt es Türme von Kirchen und Rathäusern, aber man benutzt sie nicht mehr, man fährt auf die Terrassen der großen Magazine.

Es sind Asphaltplätze in der Luft, so grau wie irgendein Platz unten; es sind Tennisplätze, durch Lineale von Pflanzenkästen in Quadrate geteilt.

Auf die großen Lineale laufen kleine senkrecht zu: es entstehen Nischen, in denen man Tee trinkt und ein Klavierkonzert anhört.

Der Wind weht aus den Wäldern der Ebene, die bis zu den Ardennen reichen — Wäldern von sagenhafter Vergangenheit, als die Ritter Brabants Feen begegneten und die alten Kaiser Hirsche jagten; er weht zum Meere, das sich am Horizont hinter Antwerpen ahnen läßt.

Brüssel ist ein Panorama geworden, großes Panorama, ähnlich dem südländischen von Stuttgart. Es klettert zwei Höhenzüge hinauf; zwischen ihnen, entlang einer Flußsohle, die längst überdeckt ist, kriecht, Raupe im Tal, die Altstadt.

Das Warenhausklavier spielt einen Tango. Es kommt der Tag, wo, was man geliebt hat, traurig

macht. Ich sehe nicht mehr die großen schlanken Mädchen sich iphigenienhaft winden, die Musik ist dünn und fadenscheinig geworden wie ein verbrauchtes Gewand, der Krieg hat ihr Kraft und Erlebnis genommen.

Frage erhebt sich: Was spielt man wohl in diesem Augenblick auf den Terrassen dort in den großen Städten der Entente? Wunsch formt sich: eine Stunde drüben in Paris sein zu können, oben auf der Galerie Lafayette; denn es sind nun zwei Jahre her, daß man nichts mehr von der Welt draußen erfährt. Immerhin, man ist in Brüssel; das ist bereits nicht mehr die Heimat, auch hier oben lassen sich Gedanken über Europa spinnen.

Von den Ardennen zum Meer streicht der Wind, und Brüssel liegt genau auf halbem Wege. Wie war das doch im Frieden?

Wie man bei uns in einer Provinz, die man kennenlernen will, einen Standpunkt wählte, den man jeden Morgen verließ und jeden Abend wieder aufsuchte, so wählte man damals Brüssel, um ein ganzes Land zu durchstreifen.

Es kostete ein paar Franken, den Preis für ein Generalabonnement auf den Eisenbahnen.

So klein war Belgien, so billig und praktisch waren die Hilfsmittel, und so unerhört nahe lagen Städte, die zu den ältesten Europas gehören, neben Mittelpunkten menschlicher Arbeit, die zu den dichtesten und reichsten gerechnet werden.

Am Montag fuhr man nach Namur, am Dienstag nach Lüttich, am Mittwoch nach Antwerpen; darauf am Donnerstag nach Gent, am Freitag nach Brügge;

am Samstag nahm man Mecheln und Löwen zusammen, und am Sonntag badete man in Ostende.

Nie war die Reise weiter als vierzig, fünfzig Kilometer. Es war bequemer, zurückzufahren als zu übernachten, und der Portier des Hotels konnte glauben, man sei nur in ein Café gegangen oder füttre auf der Robinsoninsel im Bois wie alle Welt die Tauben.

Man schlug einen Radius um Brüssel, nicht größer als der von Berlin nach Brandenburg ist, und füllte sich in acht Tagen mit Kenntnissen an, die alle Gebiete menschlicher Leistung umfaßten, Kunst, Gewerbe, Schiffahrt, Bergbau, dichtestes Eisenbahnnetz, Kanäle ohne Zahl, gehäuftes Geld, das in aller Welt arbeitete.

Seltsames Land Belgien, das zwischen Frankreich und Deutschland gelegt war, vorbestimmt, das Feld zu sein, auf dem die Tiger zusammenstießen, wenn sie aufsprangen, um sich in tödlicher Wildheit zu messen. Schicksalhaftigkeit — die zu fühlen und auszusprechen Aufgabe der Geistigen ist, weil in der Not des Tages Sieger noch mehr als Besiegte sie vergessen, während sie doch beiden das Grundgesetz des Verhaltens geben wird.

Am Himmel verschieben sich die großen Kulissen der Wolken, die Sonne bricht durch die schwarzgraue Schwüle des Julitages, und für eine Viertelstunde liegt das Land im Licht. Der Silberstrich am Horizont ist die Schelde, noch nicht das Meer, doch meerhaft schon.

Frieden scheint zu sein, und man ist wie der Wärter auf dem höchsten Turm im Land. Unwahrscheinlich, daß in dieser Landschaft Schützengräben bösartig unter wehendem Grün verborgen sein sollen. Aber,

als habe die Sonne sie hervorgelockt, kommen die dumpfen Erschütterungen herüber; das Ohr ist gegen sie hilflos, sie lassen sich nicht erfassen und sind doch körperlich.

Sie folgen sich regelmäßig und haben den Rhythmus einer riesenhaften Strickmaschine — ja, das ist es, die Kanonen stricken. Manchmal plumpt eine Entladung hinein, das sind die Sprengungen, die einem neuen Dutzend Menschen das Leben kosten. Man weiß es, und es sagt doch nichts.

Vor dem Kriege konnte man genau eine Schlacht beschreiben, in einem Roman etwa, und es sagte doch nichts. Die Linien der Geschehnisse stehen abstrakt fest; sie selbst erdulden, verleiht erst Herzschlag und Blutumlauf.

Man müßte dort an der Front liegen, von eintausend brüllenden Stahlkanonen beschossen, von drei Divisionen mit blutunterlaufenen Augen berannt. Man müßte mit einer Mine auffliegen und gen Himmel fahren, in einem Rauch, der ungeheuer wie die Wolken eines Vesuvausbruches ist; man müßte mit hundert Kadavern, die eben noch Kameraden waren, zu einem Schutzwall vor den eigenen Gräben aufgeschichtet werden und vier Tage mit ihnen verwesen, und dann müßte man in die Städte der Menschen zurückkehren, einer, der in der Hölle gewesen ist und dessen Augen vom Fürchterlichen wach geküßt worden sind. Dann laßt uns sprechen und sagen, was vom Menschen und dem Sein des Lebens zu sagen ist.

Das Klavier spielt einen Walzer. Schwarzer Taft mischt sich mit Feldgrau, rote Kreuze der Schwestern

mit den Emblemen, die belgische junge Männer auf dem Rockaufschlag tragen; das kletternde Surren der Trambahnen steigt aus den Schächten der Altstadt empor, ein Kirchenglöckchen beginnt zu läuten, und in seiner eiligen Helle ist noch immer Mittelalter und Beginenzeit.

Als ob ich wirklich der Türmer über der Stadt wäre, trete ich den Rundgang an.

Panorama ist erster Eindruck, freundliches Gesicht, das eine Stadt dem Gaste zeigt. Man erwidert die Höflichkeit wie bei einem Menschen, und wie bei einem Menschen fragt man sich dann nüchtern und kritisch: Was ist er in Wirklichkeit, hat er Charakter, spricht Wesentliches aus ihm — muß man ihn lieben, darf man ihn hassen?

Nichts von Haß und Liebe vor St. Marie, dem Justizpalast, dem Turm auf dem Rathaus, St. Gudula; das Urteil ist gesprochen.

Der Justizpalast sitzt repräsentativ massig auf seinem Hügel, gleich einem riesigen runden Verschlußstück aus Eisen, aber er ist nicht viel mehr als Kitsch, fixe Idee eines Landes, das sein junges Dasein durch einen Monstrebau verewigen wollte; der Turm auf dem Rathaus ist Zuckerbäckerei, die Kuppel von St. Marie in grüner Patina hübsch und unwesentlich, und St. Gudula — St. Gudula bietet notredamehaft das Profil der beiden Stümpfe, und man fühlt wohl, daß das weißgraue Geriesel von oben nach unten da ist und nicht geleugnet werden darf, aber es ist nicht genug, was man empfindet, die Vibration bleibt aus, letzte Liebe und Zärtlichkeit bleiben aus.

Kirchen ohne Rosette über dem Portal berauben sich ihres schönsten Schmuckes, sie sind wie Frauen ohne Busen. Neulich brach ein Schwabe, mit dem ich vorüberging, in den unerwarteten Ruf aus: „O, die dumme, große Silberdistel." Es war grob gegen St. Gudula, aber es war in seiner Art treffend.

Der Cinquentenairetriumphbogen bleibt verborgen; wenn man ihn sähe, könnte man nicht mehr von ihm sagen, als daß er das Schlußportal einer auf Abbruch eingerichteten Gartenbauausstellung sei. Im Nordwesten, auf dem Hügel über dem Hafen steht die Kirche von Laken in einem Gerüst: wohltätige Umhüllung eklektischer Zuchtlosigkeit.

Alles Zärtliche, was ich von Brüssel zu sagen habe, wird sich auf die weißen, heiteren Bürgerhäuser der Oberstadt vereinigen. Die Altstadt hat das Schicksal des neunzehnten Jahrhunderts erlitten, Hauptstadt einer Bourgeoisie geworden zu sein, deren König die Boulevardideale eines Börsenmannes verwirklichte. Ich liebe Berlin, nachdem ich es gehaßt habe, denn es ist mystisch in Menschenflut und Energie, — Brüssel ist schlechtes Paris, der Justizpalast sein Sacrecoeur, wie Sacrecoeur nur erträglich aus der Ferne, wenn es phantomhaft und weiß am Himmel schwebt.

Okkupation

Ich erinnere mich, daß mich einmal von allen Kapiteln des Feldzuges von 1870 keines so interessierte wie das Kapitel Straßburg, und daß ich einen Monat

lang in den Bibliotheken die Quellen zusammensuchte, um mich in die Stimmung der Stadt zu versenken, deren Gassen und Menschen ich so gut kannte.

Über die Zeit der Belagerung war vieles zu erfahren, aber dann nach der Übergabe, wie lebte sie dann? Die Okkupation beschäftigte mich, wie war das, wie richteten die Deutschen ihr Leben ein, als der Sturm vorübergezogen war und jeden Augenblick zurückkommen konnte, ihr eigenes und das der Bewohner, was dachte man auf beiden Seiten, wie vollzogen sich die ersten Annäherungen?

Straßburg, das war der Reiz des Provisoriums, des Zwischenzustandes, der keimhaften Andeutung von Gegensätzen, die sich zur elsässischen Frage entwickeln sollten, und ich wünschte mir oft, das mit eigenen Augen und Sinnen erlebt zu haben.

Es muß tausend Züge des Alltags gegeben haben, die aufzuschreiben niemand eingefallen war und die doch eine unvergleichliche Spannung enthielten.

Nie kam mir damals in den Sinn, daß Umstände eintreten könnten, die mir eine Erfüllung meines Wunsches bringen könnten, wenn auch fern von Straßburg. Nun bin ich in Brüssel und könnte mühelos Bücher mit jenen Kleinigkeiten füllen, die nie wiederkehren werden, weil sie nur da sind, solange der Krieg währt.

Es ist schrecklich, den Krieg zu wünschen, um ihn gekannt zu haben; aber wenn er da ist, verleiht es eine ungeheure Erweiterung, ihn erlebt zu haben.

Man ist da, um in den dreißig, vierzig Jahren, die dem Hirn zu Kraft und Unerschrockenheit gegeben

sind, über Mensch und Staat, Seele und Körper zu erkennen, was zu erkennen ist. Ja, es ist schrecklich, den Krieg zu wünschen, nur um ihn gekannt zu haben, und doch, ich hätte mich nie vollenden können, wenn ich durch Hörensagen und Lesen allein von ihm gewußt hätte.

Wie man nicht auf Leidenschaften, auf Zerrüttung, auf Häßliches und Wüstes in seinem eigenen Leben verzichten darf, will man Mensch gewesen sein, kann ich nicht auf den Krieg verzichten. Die Phänomenologie des Daseins wäre unvollständig. Zwiespalt des zivilisierten Menschen — mögen die Theoretischen ihn lösen.

Der Krieg ist nicht Vater der Dinge, aber er ist Zeuger, wilder, großer Gott. Die Menschen entfesseln ihn, weil sie glauben, ihn lenken zu können — nun gestaltet er um und wird ihr Schicksal.

Ich merke ja, wie die Kraft wächst, über alle Fragen des Lebens etwas Wesentliches zu fühlen, seitdem Europa im Brüllen der Kanonen liegt.

Neben Dingen, durch die man früher Mensch wurde, die Frau, die Kunst, die Landschaft und die Arbeit, der man hingegeben war, sind die großen Gedankenfaktoren getreten, die die menschliche Gesellschaft zusammenhalten und umwälzen.

Krieg ist Revolution, Revolution ist Fortschritt; nicht jeder geht als Weiser in den Frieden ein, aber jeder kann seinen Charakter finden und wissen, wohin er gehört. Nichts Überliefertes hat Bestand, alles, was von uns verlangt wird, will neu durchdacht sein.

Die Toten sind tot, und wir, die wir leben, laßt

uns den Krieg für das segnen, was er uns zu unserm innern Wachstum gibt.

Ich saß vor einem Café an der Ecke, wo der Platz am Nordbahnhof in den Boulevard des Nordens übergeht. Man kennt diese Terrassen auf dem Bürgersteig von Paris her, und nichts vermisse ich in Deutschland so sehr wie diese Sitte, die erlaubt, jeden Tag in Berührung mit seinesgleichen, den Menschen, zu treten.

Sie ist mehr als Müßiggang, sie ist eine soziale Einrichtung.

Wer hier am Eingang der großen Verkehrsstraße sitzt, hat das Gefühl, er halte die Schlagader der Stadt selbst in Händen und spüre ihren Puls.

Die Häuser sind mit den Goldbuchstaben der Geschäfte bis unters Dach gepflastert, und auf den Dächern stehen die Gestelle der Abendreklame.

Karren mit Schlachtvieh kommen vom Bahnhof und tauchen in den Schacht des Boulevards ein, der zum Schlachthof führen wird.

In einer Viertelstunde hat man die drei Gattungen von Automobilen vorüberfahren sehen, die es jetzt noch gibt, die militärischen, die der Commission of relief, die der neutralen Gesandtschaften. Für mich kommen sie nicht mehr in Betracht, ich nicht für sie, das Ignorieren beruht auf Gegenseitigkeit.

Schulmädchen ziehen in Trupps vorbei; es gibt keine Backfische in diesem Land, es sind alles schon kleine Frauen, stark im Busen und in der Wadenrundung.

Schwestern mit allen Kopfhauben, die in der Christenheit vorkommen, schleppen sich durch die Sonne, in

dieſelben ſchweren dunklen Gewänder gekleidet wie im Winter.

Zeitungsjungen rufen die Blätter von Brüſſel, von Holland aus, und was die deutſchen Blätter betrifft, ſo braucht man nur hinüber auf den Bahnhofsplatz zu ſehen, wo Berliner, Kölner und Frankfurter Verlage ein halbes Dutzend Stände eingerichtet haben; der Buchhandel iſt den Behörden der Okkupation auf dem Fuße gefolgt, und die Zeitungen ſind billiger als in Berlin. Und wie in Berlin iſt das ganze Bild mit den ſtarken Farbflecken wohlfeiler Blumen durchſetzt.

Kleine Beobachtungen, die erlaubt ſind, denn ſie werden ſich ſpäter in der Erinnerung darbieten, wenn man an jene Tage der Okkupation, damals in Brüſſel, zurückdenkt.

Man ſieht unendlich viel junge Männer wie in Friedenszeiten, und wenn die deutſchen Soldaten nicht wären, könnte man keinen Unterſchied bemerken.

Jede Minute führt ihrer fünfzig vorüber. Die einen kommen aus den Garniſonen der Etappe und ſehen ſchlendernd die Häuſer hinauf, die andern unmittelbar aus dem Feld, die Uniformen ſind ausgeblichen, die Geſichter tiefbraun gefärbt.

Sie alle gehen durch die Stadt, wie der Landmann durch die Städte geht, ſchauend und nicht beteiligt an dem, was ohne ihn geworden iſt.

Auch ohne Gepäck und Waffen haben ſie den ſchweren Gang des Volkes, das gewohnt iſt, Laſten zu ſchleppen.

Zu allen körperlichen Laſten iſt ihm der Krieg auferlegt — es trägt ihn, geduldig, ſtark, gehorſam,

dem Gesetz des Schicksals untertan, Masse, die erhaben ist, weil sie das Wort nicht kennt.

Manchen wüßte ich auch hier, den ich zwingen möchte, das Volk mit meinen Augen zu sehn, die voll Respekt sind. Manchen weiß ich, der die Philosophie des Herren treibt, weil ihm Zufall oder gütiges Geschick einen kleinen Posten verlieh, auf dem er befehlen kann. Der, der befiehlt, ist schwächer als der, der gehorcht; nicht er ist der Held. Das Volk ist der Held.

Junge Offiziere gehn vorüber, schlank, ohne einen Gran Fett, ausgezeichnete Rasse, wie das Halbblut der Armee ein ausgezeichnetes Zuchtprodukt ist, in Menge vorhanden und jeder Anforderung gewachsen. Ihr Typus steht fest, man kann sie sich selbst überlassen; von ihnen weiß man alles, vom Volk aber nur, wie tief man in ihm wohnen soll, wie reich es machen wird, bei ihm zu sein — neue Formen ruhen im Volk.

Belgische Polizisten und deutsche Offiziere grüßen sich. Das ist gut, es ist ausgezeichnet. Tatsachen müssen sich untereinander abfinden. Die Okkupation ist eine Tatsache, das belgische Volk im eignen Haus eine zweite. Der Eroberer ist im Vorteil, er braucht nur zurückzugrüßen, darum ist er wenigstens höflich. Es sind zwei Parteien, die zusammenarbeiten, um ein Provisorium durch den Schutz der öffentlichen Ruhe erträglich zu machen.

Zwei der belgischen Agenten stehen neben meinem Tischchen, sie geben sich sehr elegant, und die kurze Pelerine scheint wie eine letzte dekorative Erinnerung an spanische Vergangenheit zu sein, wenn sie auch

schlecht und recht nur französische Nachahmung ist. Gegenüber, an der andern Ecke, halten deutsche Militärpolizisten, derbe Soldaten mit übergehängtem Gewehr, schwarzweißroter Armbinde und einem gelben Blech über der Brust.

Die deutschen Polizisten stehen neben einer Litfaßsäule. Während ich zu ihnen hinübersehe, bemerke ich einen kleinen Herrn in fliegendem Mantel, der die Plakate studiert. Diesen Mantel sollte ich kennen, und es kommen mir die Worte aus den Nordseebildern auf die Zunge: „Herr Doktor, sind Sie des Teufels?"

Da ich sie nicht über die Straße rufen kann, bringe ich sie ihm hinüber. Wir begrüßen uns, ich sage: „Noch heute habe ich Ihren letzten Artikel von der österreichischen Südfront gelesen, und nun sind Sie hier." Nun, was die Südfront betrifft, so haben die Österreicher die Offensive abgebrochen, und „unser Berichterstatter" ist nach Belgien gefahren, um für die englische Generaloffensive bereit zu sein und, bis sie kommt, etwas über die Entwicklung der flämischen Frage zu erfahren. Die Probleme der Zukunft schälen sich allmählich aus dem Kriege heraus, und aus dem Krieg wird Frieden werden — ein anders geführter Krieg.

Seit zwei Jahren ist Dr. A. jetzt unterwegs, unermüdlich auf den Spuren des Krieges und selbst eine Kriegsfigur, ephemer, von Tagesinteressantheit umwittert und ein wenig der ewige Jude, den der kleine Herrgott eines Berliner Verlagshauses unerbittlich hin und her hetzt.

Ich kann ihm einiges sagen, er setzt sich zu mir. Ich beneide ihn, weil er alles sieht, er beneidet mich, weil ich eines wenigstens gründlich sehe. Ich erwähne meine Erinnerung an die Straßburger Okkupation, wir verstehen uns und wenden uns der Gegenwart zu. Ja, man soll dankbar sein für das, was nun einmal da ist, und wenn sich für uns als Deutsche auch die Welt seltsam verkleinert hat, sie ist darum nicht weniger ein Rundes, ein Erdteil mit bedeutungsvollem West und Ost, Nord und Süd, den man umreisen kann. Wallensteins Lager mit Interviews von Ostende bis Bagdad. Darin ist er eine der unkriegerischsten Figuren, das Haar steht ihm mommsenhaft unter dem Professorenhut hervor.

Ich gehe mit ihm speisen. Als Mann von Geist verehrt er die Kultur des Essens. Also ist er von Brüssel beglückt. Hier ist der gröbere Genuß und der feinere Reiz gar wohlbekannt.

Nichts in Brüssel ist, im guten Sinn, französischer. Die Lokale sind klein und heiter, und selbst die goldprunkenden Brasserien ermangeln nicht dieser Heiterkeit. Die Kellner sind diskret und vertrauliche Sachberater, es ist wie in Paris.

Wir essen in einem Restaurant, das Baedeker mit zwei Sternen geehrt hat. Es ist im Durcheinander der alten Gassen nicht leicht zu finden; es liegt in der Vleesch-en-Broodstraat. Neben den Offizieren kommen belgische Besucher. Es sind immer gewählte Paare; sie treten in guter Form ein und nehmen ebenso unauffällig Platz. Man ißt nicht zuerst ein Gericht und bestellt dann ein anderes, man stellt von vornherein

sein Diner zusammen, und es ist von einer inneren Logik und wägenden Berechnung.

Beim Kaffee wenden wir uns wieder der flämischen Frage zu. Ich werde interviewt oder ausgefragt, wie man neuerdings sagt, er spitzt in Gedanken seine Feder. Er hat eine Andeutung von der Bildung eines einheimischen Bundes erhalten, der für die Trennung des Landes in zwei gleichberechtigte Verwaltungen eintreten wird. Die Landessprache der einen soll flämisch sein, die der andern französisch, da Wallonisch es nicht über den Rang eines Dialektes gebracht hat, obwohl es mehr als Dialekt, koordinierte romanische Sprache ist.

So weit also hat sich ohne Zutun der Deutschen die Frage entwickelt, die vor dem Krieg akut zu werden begann und durch den Krieg, mag er enden, wie er will, einen Anstoß bekommen hat, der nie mehr ausgeschaltet werden kann.

Er will wissen, wie sich die deutsche Verwaltung zu der Frage stellt. Ich antworte: Die Verhältnisse erlauben ihr, ihr eigenes Interesse dem der Flamen gleichzusetzen; sie kann sich darauf beschränken, dem Flämischen Hilfe zu leisten und im übrigen ohne Erhitzung auf die Macht des flämischen Gedankens zu rechnen.

Es ist in dieser Frage wenigstens leicht, gute Politik zu treiben. Sie wacht darüber, daß eine Theorie, die bereits von der belgischen Regierung zugestanden war, endlich Praxis wird, das ist alles. Hielte sie sich nicht genug im Hintergrunde, so würde sie die besten Elemente unter den Flamen abschrecken, denn je mehr

Charakter ein Flame hat, desto mehr wird er sich scheuen, alles aus der Hand des Okkupanten fertig entgegenzunehmen.

Der Doktor hat mir das Wort erteilt; ich nutze es aus und setze ihm meine Lieblingsidee auseinander.

Einmal wird in Europa die Zeit kommen, wo Deutschland für die von ihm politisch getrennten und selbständig gewordenen germanischen Nationen kleineren Umfangs im Süden, Norden und Nordwesten der große Bruder sein wird, der es in der Familie am weitesten gebracht hat und ihnen allen seine Hochschulen, sein Schrifttum, seine Wissenschaft und seine bis dahin ausgeglichene Kultur zum Gastgeschenk macht, der Bruder, den man besucht und dem man zu Dank verpflichtet ist, weil er sich nicht in die eigenen Angelegenheiten mischt.

Bekenntnis zur Ruhe, Gelassenheit, Milde, zu Geist, Gedanken, Menschlichkeit; Abkehr von Nervosität, Gespanntheit, Rauheit und bloßer Kraft. Es lebe Deutschland ... wie wir es meinen.

Die Flamen werden die Anlehnung nötig haben, darum werden sie sie suchen. Belgien wird nach dem Kriege im großen zum Turnierplatze des Streites werden, der sich vorher im Elsaß im kleinen abspielte. Die elsässische Frage *darf* den Krieg nicht überdauern, man *muß* sie so regeln, daß den Elsässern jeder Grund genommen wird, sich Ablehnung der deutschen Gemeinschaft weiterhin vorwerfen zu lassen.

Dr. A. sieht sich nachdenklich in dem so französischen Lokale um. Ich lese seine Gedanken und erwarte seine Frage. Er äußert sie in einer zugespitzten Form,

die mich überrascht, weil sie sofort den schwierigsten Punkt herausgreift.

Er sagt: „Gut, mag Lüttich oder sonst ein wallonischer Ort Hauptstadt des wallonischen Teiles werden, wie steht es aber mit Brüssel, wem fällt Brüssel zu, ist es klug, Brüssel mit seiner französierten Bourgeoisie und den tausend französischen Anlockungen zur flämischen Hauptstadt zu machen?"

Ja, das ist ein Problem. Wie man es lösen wird, weiß heute niemand, es steht nur fest, daß es das Problem ist.

Daß man nie Fragen restlos lösen kann, daß immer ein Rückstand bleibt. Wie ermüdend das im Grunde ist. Es liegt nahe, zu sagen, daß an allen Problemen nur dieser ungelöste Rest interessant ist. Darum konzentriert sich unsere Unterhaltung auch auf ihn. Wir formulieren:

Flämisches Wesen ist eine selbständige Angelegenheit. Aber es befindet sich gegen französisches da, wo Frankreich schon Fuß gefaßt hat, in der Verteidigung, nicht im Angriff. Und in Brüssel hat Frankreich Fuß gefaßt. Jeder Flame beeilt sich, französische Sprache und französische Manieren zu lernen. Das Umgekehrte wird niemand behaupten.

Daraus folgt, daß Brüssel immer ein Ort bleiben wird, gelegen am Zusammenfluß zweier Ströme, eines größeren und eines kleineren.

Die Liebhaber reinlicher Lösungen werden hier nie auf ihre Rechnung kommen, die Gelassenen einen Reiz verspüren. Die im Sichtbaren durchgeführte Gleichberechtigung wird die äußere Klammer sein, die den ewigen Grenzort zusammenhält.

Kehraus

Wir waren ungefähr im feinsten Restaurant Brüssels gewesen. Aber als wir den Fuß vor die Türe setzen, stehen wir in einer Gasse, über die ein Neuberliner die Nase rümpfen würde, obwohl auch Berlin einmal diese Verbindung von Küche und Altstadt nicht unbekannt war.

Mir gefällt es über die Maßen, mich an einem wenigstens durch seine Enge und den Wirrwarr von kurzen Durchschlupfen mittelalterlichen Punkt zu wissen, im Herzen, in der Mutterzelle einer Stadt, die schon in ihrem größten Teil nicht dem Schicksal entgangen ist, Großstadt zu werden und sich zu banalisieren.

Es sind nur ein paar Schritte zum Großen Platz. Er ist geschlossen, wie ein guter Platz sein soll; kein Baum, kein Denkmal, nicht einmal das von Egmont und Horn, die doch hier enthauptet wurden, und dieser Verzicht, der gewiß schon manchem Stadtratsmitglied das Herz abgedrückt hat, beweist, wie bewußt man die Reinheit des Platzes hütet.

Das ist gut; gleichwohl kann ich mich nicht seinen bedingungslosen Lobrednern anschließen.

Es geht mir mit ihm wie mit St. Gudula. Immer Momente der Wirkung und der Anerkennung, nie dauernde Ergriffenheit. Der Platz hat mehr Cachet als feine Schönheit.

Die Zunfthäuser wurden in einem Augenblick gebaut oder wiederaufgebaut, nach der schweren Zerstörung durch die Franzosen vor zweihundert und einigen Jahren, als aus den Bürgern eher der flä-

mische Trotz und der Wunsch einer Demonstration von Lebenskraft als die unbewußte Liebe und Hingabe sprach.

Man wollte zeigen, daß man noch lebte, weiter zu arbeiten entschlossen war und es sich noch immer quand même etwas kosten lassen konnte. Man baute mit Pomp und bewarf die Häuser reichlich mit Gold.

In zwei Jahrhunderten sind Gold und Grau zu einem Ton verwachsen, der seinen Zauber nicht verfehlt, und nur das entsetzliche Weiß des restaurierten Stadthausturmes will und will nicht hineinpassen, wenigstens am Tage nicht.

Jetzt ist tiefe Nacht, der Platz liegt schon in Finsternis, nur am Rathaus ist an der Ecke eine leuchtende Scheibe, die Uhr, deren Zeiger nur noch um ein weniges auseinanderstehn.

Wir warten, bis sie sich decken, Mitternacht. In der Höhe ein paar blasse Sterne zwischen jagendem Gewölk; im Waghaus, das wie ein geöffneter Mantel die eine Schmalseite des Platzes ganz umfaßt, verstummt ein Grammophon; der deutsche Posten vor dem Brauerhaus, auf dessen Giebel ein Augustus zu Pferd reitet, ein winziger scharf umrissener Colleone in der Höhe, wechselt das Gewehr und macht ein paar Schritte.

Die Zeiger auf der gelben Scheibe entfernen sich voneinander, ein neuer Tag beginnt, aber man trennt sich schwer und hat Lust, noch den Kehraus auf dem Boulevard Anspach und du Nord anzusehen.

Der Boulevard ist eine breite Schlucht, die die Stadt entschlossen von Norden nach Süden durchbricht. Das ist die Idee an ihm.

Überall Gruppen von Menschen, die aus den Vergnügungsstätten kommen, an jeder Ecke die petites femmes, die hoffen, doch noch Anschluß bei den Nachzüglern zu finden; es beginnt zu tröpfeln, der hergebrachte tägliche Regen meldet sich an.

Man glaubt, er habe es nicht eiliger als man selbst, aber plötzlich bricht die Wolke und die Gummidecke des Asphaltes ist in einen Spiegel verwandelt, der den Gang erschwert.

Alles drückt sich an die Wände, die Straße selbst bleibt drei Militärpolizisten frei, die unbekümmert ihre Runde machen.

Und nun erleben wir zum Abschied die Szene, die so trüb und mahnend ist.

An einer Haustür ballt sich ein Haufen Menschen zusammen; was ist geschehen, daß sie des Regens nicht achten? Schläge hämmern gegen die Tür, man begehrt Einlaß, um eine alte Frau, die umgesunken ist, hineinzuschaffen.

Sie ist tot. Eine Frau aus dem Volke, graue Strähnen haben sich gelöst und liegen über weiten starren Augen. Die Militärposten drängen die Menge zurück, das Haus wird nicht geöffnet, die Tote liegt im strömenden Regen, niemand gibt einen Mantel her, um sie zuzudecken. So zu sterben ist der Tod des armen Volkes.

Nach einer Weile kommt ein Wagen, er ist mit Blech ausgeschlagen, man schiebt die Tote hinein, das Pferd zieht an, sie fährt zur Morgue.

Eines der Straßenmädchen wirft uns einen bittenden Blick zu — es ist kein gutes Gewerbe, das sie treiben.

Sie antworten mit einer Grimasse auf die Majestät des Todes.

Der Doktor macht ihr ein Zeichen, an der nächsten Straßenecke gibt er ihr ein Geldstück. Sie rafft ihre nassen Röcke zusammen, wir steigen in eine Kutsche, ein alter müder Gaul zieht sie, auch er hat das Leben kennengelernt.

Besuch in Mecheln

An den großen Festtagen gehe ich gern ins Hochamt der katholischen Dome. Ich sehe mich in Straßburg vom Gutenbergplatz nach dem Münster einbiegen und erlebe in Gedanken den unvergleichlichen Moment, wenn die kurze Domgasse erreicht ist und die Häuser links und rechts auf das Portal zulaufen, auf dieses schwarze winzige Tor in der erhaben großen Steinwand der Fassade, die den Turm trägt.

Der Turm ist entrückt, dem Himmel vermählt und weiß nicht, wie traumhaft er ist mit der kleinen geheimnisvollen Öffnung ganz unten an seiner irdischen Basis, durch die die Menschen hineinschlüpfen gleich einem schwarzen Zuge Ameisen.

Ich erinnere mich an Bozen und Bamberg, an Basel und Ulm, und immer war es Pfingsten, wenn ich zu dieser großen Feier ging, denn Pfingsten ist die Zeit des Reisens. So habe ich Bischöfen und Erzbischöfen zugeschaut, aber noch nie einem Kardinal; das Rot des Kardinals fehlte mir noch im Bild des Hochamts.

Die Kriegsumstände haben mich nach Brüssel ge-

führt und ich war entschlossen, dieses Mal zu Pfingsten nach Mecheln zu fahren, um den Kardinal von Belgien zelebrieren zu sehen. Weil er ein Mann ist, mit dem sich heute die Zeitungen aller Länder beschäftigen, ein Mann, der die große Tatsache des Krieges, der deutschen Herrschaft in den neun Provinzen und der Eigenmächtigkeit eines Kirchenfürsten zum Bewußtsein bringt, wird dieser Besuch eine Aktualität haben, die ich für meine Person nicht suche, aber auch nicht ablehne.

Als ich am Pfingstsonntag aufwachte, regnete es in Strömen. Daß es seit Wochen regnete und daß die Frühlingstage, da man in Brüssel vor den Kaffees saß, wie der Sommer eines vergangenen Jahres hinter einem zu liegen schienen, hatte die Widerstandskraft besiegt; ich blieb zu Hause. Die Gelegenheit war verpaßt, wer weiß, wann sie sich wieder bot.

Es war Reue, als ich mir im Lauf des Tages meine Kleinmütigkeit zum Vorwurf machte und mir sagte, man komme nicht weit, wenn man sich durch eine Unbequemlichkeit von seinen Entschlüssen abhalten lasse. Das Verlangen wuchs, die Stadt wiederzusehen, durch deren Gassen ich einst an unaussprechlich sanften Abenden gestreift war — holländische Kleinhäuser spiegelten sich mit Holunderbüschen über dem Rand des Flüßchens. Am zweiten Pfingsttage fuhr ich hin, dem Regen so wenig Beachtung schenkend, wie ich es am ersten hätte tun sollen.

Und siehe, dem Regen wurde ein Eindruck, eine Wirkung, ein Erlebnis verdankt, wie jene stillen Abende mit dem hellen Licht und der farbigen Luft sie nicht hatten geben können: St. Romuald stand im Regen,

sein Turm stand im Regen wie die Vision des Mittelalters selbst und nahm den Atem.

Nur der Turm schien dazustehen, dieser Klotz, der es nie zu einer Verjüngung gebracht hat, dieser barbarische Stumpf, dieses Rudiment eines Willens, der an seiner eigenen Größe gescheitert ist.

Der Wind peitschte den Regen gegen seine vier Kanten und zersprühte alle Tropfen, die Wolken hingen so tief, daß ihre Nebel ihn in einen Schleier von Dunst hüllten — Schleier ans Zenith geknüpft.

Er ragte nicht mehr aus Häusern einer Siedlung empor, es lehnte sich auch nicht mehr der höckrige Anbau an ihn, Längsschiff und Seitenschiff genannt — er stand allein da wie eine Sarazenenburg auf einem Berg, er war Bergfried, Belfried im alten, ernsten Sinn geworden.

Und wie eine Sarazenenburg hatte er eine leise, undefinierbare Zackigkeit an seinen Kanten, eine aufgesetzte Ornamentik von kletternder Dolomitenhaftigkeit.

Vollends zum Bergfried wurde er, als auf seiner äußersten Höhe die Fahne, die sich einen Augenblick verfangen hatte, im Wind zu flattern begann, gestrafft wie auf den Schiffen des Meers — eine Stange stand auf der Mitte des Vierecks und trug drei Streifen, dieselbe Fahne, die auf dem Justizpalast und dem Triumphbogen des Cinquantenaire in Brüssel weht: das Hoheitszeichen des Eroberers, das der Besiegte auf seinen großen Monumenten erdulden muß; es liegt eine Unmittelbarkeit in diesem Symbol, die schön zu finden zuviel von ihm verlangt wäre, die aber schön ist, weil sie so Wesentliches aussagt.

Der Hochaltar stand leer, Schutthaufen lagen umher, das ganze Querschiff war gegen das Längsschiff verschalt, und wie in einer Bauarbeiterhütte mußte man durch eine Holztür in den Vorderraum treten.

Ich öffnete — und war mitten in die Zeremonie versetzt, die ich am vorigen Tage hatte besuchen wollen. Der Kardinal zelebrierte.

Der Altar klebte wie aufgehängt an der Verschalung, die den Bogen des Mittelschiffs bis zur Decke ausfüllte, und das Goldgelb der Bretter war der Hintergrund, von dem sich die blassen Flammen der großen Kerzen zärtlich abhoben.

Ein Halbkreis von Klerikern umringte den Kardinal, hinter ihnen Bauern und Frauen — das alles so zufallsvoll intim, so ohne den großen Pomp und die große Ordnung normaler Verhältnisse, daß man wähnen konnte, man sei in eine geheime Feier verfolgter Christen versetzt.

Verschalung und Schutt haben nichts mit dem Kriege zu tun; man hatte gerade große Restaurationsarbeiten begonnen, als der Krieg ausbrach, und nur die Fensterscheiben sind ein Opfer des Kriegs; sie platzten durch den Luftdruck von ein paar verirrten Granaten. Man wird neue einsetzen, und sie werden nur fünfzig Jahre jünger sein als die alten, die so wenig Wert haben, daß es sich nicht einmal lohnt, den Gassenjungen einen Scherben als Andenken abzukaufen.

Der Erzbischof trat unter seinen Baldachin, Chorknaben halfen ihm und er begann, die Prunkgewänder auszuziehen, jedes Stück küssend. Und wie er, zog der Halbkreis die weißen Chorhemden aus, küßte sie

und legte sie vor sich; aus den Klerikern waren die wohlbekannten Zöglinge des Seminars in den schwarzen Soutanen geworden. Die Orgel stimmte den kriegerischen Schlußgesang an, der Chor oben sang.

So ist Musik: man hört und denkt zugleich, es ist der ursprüngliche Zustand der Einheit von Sinnlichkeit und Geistigkeit; und in mir wurde es zugleich die Einheit von Heidnischem und Religiösem: der Krieg mochte Anlaß dazu sein.

Dieser Katholizismus, das war nicht nur die Kirche der armen, leidenden Menschheit in ihrer Not, sie war auch Wille, Eroberung, Stufenleiter für die starken Persönlichkeiten, die Großen des Purpurs, und mir schien, alle Inbrunst unsrer Seele habe diese Gabelung in Demut und Stolz und müsse sie haben, will sie umfassend sein.

Das lateinische Lied oben verhallte und unten setzte ein dienender Knabe das Eisenhütchen auf die Kerzen, auf jede einen Augenblick. Der Halbkreis öffnete sich, der Kardinal schritt hinaus und ihm war dieser dekorative, lateinische Moment gegeben, die Hand zum Segen zu heben, mit einer Gebärde, die wie eine Mahnung ist.

Es ist ein Moment, der große Figur, Aristokratie der Erscheinung erheischt: diese zum mindesten hat der Kardinal.

Das Volk setzte sich in Bewegung, und die Seminaristen küßten Frauen: ihre Mütter und Schwestern, die vom Land gekommen waren, um den Sohn und Bruder bei der heiligen Handlung zu sehen.

In Liebe und Herzlichkeit gingen sie durch eine

Gasse — ein Tor öffnete sich, das Seminar, die Frauen folgten. Ich ließ mich einen Augenblick mittreiben in dieser flämisch sprechenden Schar, dann brach ich ab und machte einer andern Frau einen Besuch, Margarete von Parma, die mit langen Zöpfen auf dem Marktplatz stand.

Die Zöpfe erinnern mich an eine der Figuren im Luxemburggarten zu Paris: aus demselben grauen Stein ist sie gemeißelt, ebenso menschlich und rührend steht sie auf ihrem kleinen Postament, um das ein zartes Eisengitter gezogen ist. Pompöse Plastik muß heroisch sein, wenn sie erträglich sein soll, auf diesen kleinen Platz paßt nur das intime Denkmal — vor fünfzig Jahren wußte man es noch in Deutschland.

Dieser Marktplatz liegt noch nicht abseits und im Stich gelassen, wie der große Platz in Brüssel, er ist noch immer Mittelpunkt und Seele. Deshalb sind die alten kleinen Städte so geformt, so klar, so rein.

Margarete sieht nach St. Romuald hinüber, und wie sie es sieht, ist wunderschön: über eine Zeile kleiner Bürgerhäuser hinweg, die wie eine niedrige Schranke vor die Kirche gelegt sind — sechs Backsteinbauten im Regencestil mit Rocaillegiebeln, runden Luken und weißgegitterten Fenstern.

Das schönste dieser Häuser, an der Ecke, ist ein Tabaksgeschäft, ich ging hinein und suchte Ansichten aus. Das Mädchen sprach flämisch, ich deutsch, und wir verstanden uns vollkommen.

Es ist eine Sprache, die einem Deutschen besser durchs Ohr als durchs Auge eingeht; dem Auge erscheint sie leicht wie ein kindliches und von Kindern erfundenes

Kauderwelsch des Deutschen; es ist von einer seltsam lustigen Komik, in Brüssel am Rathaus zu lesen, daß Egmont ein Opfer der „Onverdraagzaamkeid" Albas gewesen sei, aber ich sage es ohne Spott, denn Flämisch ist auch eine Sprache, die gerade uns zeigt, wie schöpferisch deutsche Dialekte sind; sie hat ihre Fremdwörter, die sie entstellen, aber für unsere Fremdwörter hat sie Bildungen eigenen Geistes, um die man sie beneiden muß.

Auch bis hierher reicht Frankreich, wie es überall seine Fühler zur Bourgeoisie vorstreckt, aber hier sprechen doch nicht nur wie in Brüssel die unteren Schichten flämisch. Hier fühlt man: Flamen, das ist Zukunft und unmittelbare Berechtigung.

Deutschland darf es nicht leugnen wollen: Frankreich ist eine große Tatsache. Es gibt nur ein Mittel, auch Deutschland eine große Tatsache werden zu lassen, die so reich und werbend ist, daß auch sie Vorposten in den Herzen schafft. Man muß nicht zuviel von Verordnungen erwarten, aber alles von der Freiwilligkeit.

Der Wind peitscht den Regen, tiefhängende Wolken treiben über den Marktplatz, dessen Kieselsteine naß glänzen: sie sind der einzig helle Ton im Grau dieses Tages.

Der tiefste, ganz schwarze Ton ist in einer Ecke, wo eine Kette von Frauen aus dem Volk darauf wartet, daß das Magazin der Commission sich öffnet und Lebensmittel verteilt; ein glattrasierter Mann mit Mütze hält die Ordnung, er sieht aus wie einer der Kontrolleure, die auf Mississippidampfern herumgehen und das Geld erheben.

Wie der Krieg die Menschen über die Erde verteilt; er hat gleich neben den Amerikaner den deutschen Landwehrmann gesetzt, der im Hof des Schepenhuis Posten steht und über die Jahrhunderte hinweg die Wachen Karls des Kühnen, der Spanier, Österreicher und der Sansculotten ablöst.

Angenommen, in diesem Sitz des Großen Rates hätte einmal ein Pförtner ein Tagebuch begonnen, um alles aufzuschreiben, was auf dem Platze stattgefunden hat, und seine Nachfolger hätten diese Chronik des Tages fortgesetzt — welch ein Dokument, welch ein Symbol für die Schicksalhaftigkeit der Städte und Menschen.

Man muß auch ein wenig nach rückwärts leben können, nicht um zu wissen, daß das Schöffenhaus anno 1374 gebaut wurde, wohl aber, um mit seiner Vorstellungskraft das Menschliche der toten Generationen erfassen zu können. Was ist da dieser Krieg in Mecheln gewesen? Ein kurzes Kapitel, ein paar Tage Angst, ein Block ausgebrannter Häuser, Loskauf und Tribut an die Sturmbraut, die nicht Zeit hatte, sich auf der kleinen Stadt niederzulassen.

Die zerstörten Häuser waren so winzig, daß die freigelegten Kammern etwas Zierliches hatten, und alles war so sauber aufgeräumt, daß die Trümmer wie ein Idyll wirkten, ein Stück Pompei in geschäftigen Alltagsgassen — es gibt Schlimmeres als die Ruinen in Mecheln.

An andern Häusern, die unversehrt blieben, war der Verputz von Kugeln durchlöchert; es war nicht schwer, sich das Bild zu rekonstruieren; hier mar-

schierten Truppen ein und erstickten die Versuche, den Kampf aus den Fenstern zu führen.

Ich war ins Viertel der Dyle gelangt. Im Elsaß gibt es eine Stadt, die an einem gänzlich ruhmlosen und doch so nützlichen Flusse liegt, Colmar an der Lauch; auf der Lauch bringen die Gemüsezüchter die Produkte der Gärten in der schwarzen fetten Ebene zur Stadt, und wenn sie die Stadt erreichen, fahren sie zwischen den Hinterfronten verfallender Häuser, deren Spiegelbild auf dunkeln Rändern verzittert — aber in der Mitte ist eine Rinne jubelnden Silbers, ein Fangspiegel für das Licht des Himmels und die ziehenden Wolken.

So irgendwie gärtnerhaft war auch die Dyle. Doch an Licht war sie noch reicher als der elsässische Fluß, und das machte den Unterschied aus. Es ist der Unterschied zwischen Binnenklima und Meerklima.

Hier wirkt das Meer, und ich erinnerte mich — denn an diesem Regentag mußte man wohl zur Erinnerung greifen —, wie ich einst an dieser Stelle vor Jahren für mich den Pointillismus nachentdeckt hatte: In der feuchten Luft hafteten wie auf einem bindenden Hintergrund Flecken von Rosa, Grün und Gelb, das Rosa wurde Lila, und in der sanften, unmerklichen Bewegung des Flusses reihte sich Punkt an Punkt; die Helle des Himmels, das Licht auf der Ebene, die zum Meere zieht, drang unaufhaltsam über die Häuser und Bäume, ergriff die Kähne, die auch hier lagen, und wurde verstärkt durch den weißen Anstrich, den man den Häusern gegeben hat — einen Anstrich, in dem der Instinkt der Eingeborenen für den innersten Charakter ihrer Landschaft durchbricht.

Es gibt viele Wege, um zum Begriff des Meeres zu gelangen, als Kaufmann, als Soldat, wie wir es jetzt im belgischen Kriege tun, als Künstler. Und als ich nachher in einem flämisch engen und flämisch blinkenden Estaminet saß und über diese Dinge nachdachte, schien es mir, als würden diese Wege zu einer großen Einheit in meiner Vorstellung.

Das Meer ist das Licht, und so finster und stürmisch es sein mag, im Lande, das hinter ihm liegt, erzeugt es eine Heiterkeit der Atmosphäre und eine Heiterkeit der Bauten in ihr, die sich in einen ethischen Begriff umsetzt, in eine warme Menschlichkeit, in der auszuruhen gut tut.

Die Menschen haben hier nur ein Material, mit dem sie bauen können, den Backstein. Bleibt er unverkleidet, so ist er hinreißend durch die Ehrlichkeit, in der er sich anbietet, und durch die Fähigkeit, auch im geschweiften Ornament verwendet zu werden; wird er, wie bei den ganz anspruchslosen Kleinbürgerhäusern, verkleidet, so ist auch das ohne weiteres erlaubt, da ja nichts Kostbareres versteckt werden soll.

Die Jesuiten haben auch hier ihre pompösen Fassaden vor die Kirchen gelegt, aber man darf nie übersehen, wieviel Aufhebung der Distanz, also Menschlichkeit, im Barock enthalten ist.

In St. Romuald ist im Langhause, dicht über dem Boden, eine spätbarocke Holzkanzel; ausschweifend überschattet ein geschnitzter Baum Gruppen von Heiligen und Frauen. Sie ist nicht geschmackvoll, nein, aber in ihrer Zudringlichkeit, wie sie von der Wand übergreift auf den Gang, die Stühle und die gesell-

schaftliche Conference von Priestern und Damen, auch sie überschattend — darin ist eine Intimität, ein Dabeiseinwollen, eine familiäre Beteiligung an der Zusammenkunft von Geistlichen und Betenden, die die Verweltlichung und Vermenschlichung des Religiösen im Laufe der Entwicklung sichtbar macht.

So sind diese Städtchen vor den westlichen Meeren, das ist ihr Wesentliches.

Belgier

I.

Ich wurde in eine alteingesessene deutsche Familie eingeladen. Ihre Stellung in Kreisen, auf die sie ganz angewiesen war und in denen sie Freunde und geschäftliche Beziehungen gefunden hatte, ist schwer. Man meidet sie. Es gibt Belgier, und gerade aus den höheren Schichten, die rücksichtslos genug waren, von ihnen zu verlangen, daß sie den Einfall der Deutschen mit deutlichen Worten vor ihnen verdammten. Sie lehnten es natürlich ab. Selbst ihre Kinder in der Schule haben zu leiden. Ein vernünftiger Mensch vermag in alledem nichts zu sehen, was zu heftigen Worten oder gar Maßregeln herausfordern könnte. Es ist Krieg, der Krieg hat Zerrüttung und Abbruch im Gefolge gehabt; man muß auf den Frieden warten.

Von allen ihren belgischen Bekannten ist dieser Familie eine einzige junge Frau treu geblieben, und vielleicht nur darum, weil sie selbst nicht reine Belgierin ist. Sie ist Jüdin, deren Großvater aus

Deutschland gekommen war. Vier Wochen vor dem Kriege hatte sie sich mit einem eingeborenen Belgier verheiratet, seither hat sie ihn nicht wiedergesehn, denn er hatte sich sofort freiwillig gestellt und liegt nun im dritten Jahre an der Yser.

Ein belgischer Soldat kann sich mit seinen Angehörigen nicht in Verbindung setzen; nur sein Tod wird ihnen vom Roten Kreuz mitgeteilt. Die junge Belgierin, von der ich hier spreche, hat ein einziges Mal, durch neutrale Vermittlung, ein paar Nachrichten von ihrem Mann erhalten, einen Gruß, ein Wort der Sehnsucht, weiter nichts.

Als sie nach Hause ging, bot ich mich an, sie zu begleiten. Sie lehnte mit einer Betonung ihrer Selbständigkeit ab, die nur eine andre Form von Ängstlichkeit war. Ich begriff, auch sie stand unter Aufsicht. Da sie sich als intelligent und geistig gezeigt hatte, wie Jüdinnen meist sind, sprach ich meine Vermutung offen aus. Sie sagte, ihre belgischen Nachbarn verziehen ihr sogar nicht, daß sie ein deutsches Konzert besucht hatte.

Wie soll man sich dazu stellen? Beleidigt sein, nach der starken Hand rufen? Mir taten diese Menschen, ihre innere Not, der Zwang, der auf ihnen lastet, leid. Das ist alles, was ich darüber zu sagen habe. Wie würden wir es halten, wenn bei uns die Engländer säßen?

Im Verlauf unserer Unterhaltung richtete sie eine Frage an mich, die dann in mir nachgewirkt hat. Sie fragte: Ist es Ihnen als Deutschem gleichgültig oder peinlich, bei den hundert kleinen Berührungen des

Alltags, in der Elektrischen, auf der Straße, in den Geschäften, die Verschlossenheit der Einheimischen festzustellen? Haben Sie manchmal den Wunsch, nicht immer sofort als Deutscher erkannt zu werden? Kann man immer als Fremder, d. h. in diesem Falle als Feind unter einer ganzen Bevölkerung umhergehn, die durch ihre Zahl, ihr bloßes Dasein die größere Legitimität zu besitzen scheint?

Ich antwortete ohne Besinnen: Man kann, ohne die geringste Brutalität zu fühlen, ohne den geringsten Hochmut, durchaus gleichgültig bleiben. Ja, es erscheine mir als eine ehrliche und reinliche Scheidung, ich als Deutscher, die andern als Belgier. Der Krieg könne mich nicht zu einer sentimentalen Betrachtung verführen, die Gefühle des Besiegten seien eine Tatsache, die ich vollkommen verstehe, die Anwesenheit des Siegers eine andre. Der Krieg sei ein Schicksal, das jeder tragen müsse, auf der Seite, auf der er sich nach der Katastrophe jenes August gefunden habe.

Als ich das gesagt hatte, verabschiedete ich mich von ihr und habe sie nicht wiedergesehn. Aber nun geschah es, daß ihre Frage in mir nachwirkte und Anlaß wurde, daß ich mich mit forschenderen Augen unter den Belgiern umsah.

Diese junge Frau hatte, eben als Frau, den Versuch gemacht, an ein Feingefühl zu appellieren, für das, wie ich gesagt hatte, unter Kriegsverhältnissen kein Platz ist. Aber wie denn, darf wirklich kein Platz dafür da sein? Der Krieg wird, gewiß nicht ohne große Schuld unsrer Gegner, mit einer Gehässigkeit geführt,

vor der die alte, sogenannte ritterliche Auffassung verblaßt ist. Doch da sind zum Beispiel die Flieger. Jedermann weiß, daß sie sich eine Enklave der Ritterlichkeit geschaffen haben, und das zu lesen, ist immer wieder schön, der erhitzteste Chauvinist zu Hause wagt nicht daran zu rütteln.

Daß jeder es als schön empfindet, beweist, daß wir noch immer den Wunsch haben, es möchte allgemein so sein. Krieg ist als ein Mittel, Ziele, die es auch im Frieden gab, mit andern Mitteln zu erreichen, definiert worden. Man könnte also wohl auch im Kriege die Personen von der Sache trennen und die Menschen nicht vergessen.

Von der Einsicht wurde zur Forderung nur ein Schritt. Auf das Verhältnis des Okkupanten zum Okkupierten übertragen, hieße sie: Verzicht auf die Aufsicht über die Gesinnung.

Es ist nicht immer der Sieger, der schärfer denkt und klare Grenzen zieht, es ist der Besiegte; er beugt sich, aber er bricht nicht. Doch selbst wenn der Besiegte es ist, der im Affekt denkt, also mehr fühlt als denkt, wäre es doch das Vorrecht des Siegers, duldsam gegen ihn zu sein und ihm etwas vorzugeben.

Mit einem Schlage, von einem Tage auf den andern, war eine Schranke zwischen mir und dem fremden Volke gefallen. Meine bessere Einsicht zwang mich, mich in es zu versetzen. Nichts ist so fruchtbar, als sich zu fragen: wie würdest du an der Stelle dieses Menschen denken? Man wurde reicher, man sah in einen großen Organismus hinein, der ohne uns geworden ist und ohne uns fortbestehn wird. Man kennt die

Privatunterhaltungen, ohne ihnen beizuwohnen. Das ist ein moralischer Gewinn, Zunahme an Klugheit und darum auch ein willkommenes Hilfsmittel.

Der Nebenmensch ist noch immer da und will neu gefunden werden. Welche Zeiten, wo das eine Entdeckung und ein Erwerb ist, die vorsichtig zu formulieren man sich bemüht. Es ist trostlos, in der Literatur als Verfasser von Haßgesängen weiterzuleben.

Ich will noch von einer andern Bekehrung erzählen.

2.

Sie handelt von einer so unbemerkenswerten Persönlichkeit, wie mein belgischer Wirt ist. Anfangs dachte ich, so oft ich ihm begegnete: die verkörperte Heimtücke, es fehlt ihm nur die Gelegenheit, ein Franktireur zu sein, wehe mir, wenn sie sich böte. Ich schloß nachts sorgfältig ab. Heute würde ich im Fall eines Alarms oder eines schleunigen Abzugs ihm meine Sachen übergeben, wie sie stehn und liegen, und zu ihm sagen: „Monsieur, Sie sind ein Gentleman, wenn Sie auch eher wie ein Landsknecht aussehn (das ist belgisch), ich vertraue Ihnen alles an und bin sicher, daß, wenn ich nach dem Krieg wiederkomme, noch die Zahnpaste im Waschtisch, die Manuskripte in der Schublade, die Zigarren auf dem Bord unversehrt geblieben sind."

Was die Zigarren betrifft, so wird er sich nicht an ihnen vergreifen, da er genug im Hause hat; er ist Zigarrenverkäufer. Früher, in seinen jungen Jahren, war er Inhaber einer Fremdenpension, dann glaubte er genug zurückgelegt zu haben, wurde Rentner und

machte eine Reise an den Rhein, mit seiner kleinen braven holländisch-deutschen Frau. Er war damals noch so jung und er behandelte seine Lebensgefährtin so herzlich, daß die Leute im Zuge sagten, es ist ein französisches Hochzeitspaar. Seine Frau übersetzte es ihm und es machte ihm Spaß. Seht, wie kleine Dinge nachwirken: das hat er den Deutschen gutgeschrieben und an diese Reise denkt er, wenn er erklärt, daß es überall Menschen gebe, die sich verstehen könnten. Wie belgisch oder wie französisch ist es aber, daß er ein unabhängiger Mann von bescheidenem Lebensgenuß hatte werden wollen, sobald er glaubte, daß seine Rente (ich taxiere 200 bis 300 Franken im Monat) ausreiche.

Als er zurückkam, fand er, daß sie doch nicht reichte. Er gab noch einmal zehn Jahre zu und rechnete sich aus, daß er dann auch noch nicht zu alt sein werde. Er kaufte ein möbliertes Haus mit einem Zigarrengeschäft und begann zu vermieten und zu verschleißen.

Ich gestehe, der Umschwung meiner Meinung über ihn war für mich lehrreich. Man soll nicht ohne weiteres von jemand behaupten, er sei ein Franktireur. Urteile sind in Kriegszeiten bedenklich rasch zur Hand. Worauf gründen sie sich? Auf einen Eindruck. Was ist ein Eindruck? Oft etwas wundervoll Entschiedenes und Entscheidendes, oft nur eine anmaßende Ungerechtigkeit.

Ich habe dann öfter mit ihm gesprochen. Bald führte er mich in die Hinterstube, in die er sich zurückzieht, wenn kein Kunde im Laden ist. Im Laden bedient er jeden, Deutschen oder Belgier, mit der gleichen Bereitwilligkeit, in der Stube ist er Belgier. An den

Wänden hängen viele Bildnisse seines Königs, der Text der Nationalhymne, die Farben seines Landes, alle diese Dinge, die einen tieferen Sinn und einen Gefühlswert bekommen, wenn der Staat besiegt zu Boden liegt. Ich sah sie mir an; die Welt ist nicht eingestürzt, weil ich es mit einem höflichen Respekt tat. Er trat zu mir und ich sprach mit ihm vom König Albert (den die Deutschen übrigens vernünftigerweise in allen Schaufenstern dulden, woraus eine Industrie hervorgegangen ist) und sogar von General Joffre, der danebenhing — der Ausgleich war dadurch geschaffen, daß er seiner Frau erlaubte, so viele deutsche Zeitungen zu lesen, wie sie von mir bekam.

Verhetzung und Demonstration lehnt er ab, aber wo sein Herz sei, darüber läßt er keinen Zweifel. Es gibt in allen Ländern Leute, die es nicht dulden zu können glauben, daß das Herz des Besiegten noch seinen festen Platz hat, sie erwarten mit einer seltsamen Gedankenlosigkeit, daß es bei ihnen ist. Meinem Wirt ist eine gewisse Würde zu eigen geworden, und mir tut es wohl, mit einem Belgier wenigstens in ein menschliches Verhältnis gekommen zu sein.

3.

Neulich, als ich durch den Park von Woluwe ging, sah ich, daß ein Kindermädchen einen kleinen Jungen auf mich aufmerksam machte. Es war eine einsame Stelle, man konnte sich auf den künstlichen Hügeln und vor dem Tannenwäldchen ein Gebirge denken. Der Knabe kam auf mich zu und fragte mich, wieviel Uhr es sei.

Auf meiner Uhr war ein Uhr, ich antwortete: es ist ein Uhr. Er lief fort und rief der Bonne zu, was er gehört hatte. Sie stand erschrocken auf, klappte ihr Buch zu und raffte ihre Sachen zusammen.

Nun fiel mir erst ein, daß dieses Mädchen und seine Familie ohne Zweifel, da sie Belgier waren, nach ihrer alten Zeit rechneten, die eine Stunde hinter der von den Deutschen eingeführten zurück ist. Ich hatte diese Art von Demonstration immer lächerlich genannt und mich oft über sie geärgert, weil sie jeden Tag Mißverständnisse erzeugte. Sie hatte mich einige Male, im Verkehr mit Belgiern, nutzlos eine Stunde meiner privaten Muße gekostet —, eine kleine Bosheit, gegen die ich mich hatte wehren müssen.

So war es erst gestern gewesen, und mein erstes Gefühl war, das Mädchen und das Kind laufen zu lassen. Schaden konnte ja nicht entstehen, im Gegenteil, sie würden sich freuen, doch noch rechtzeitig angekommen zu sein.

Aber es handelte sich gar nicht um sie, sondern um mich. Diese winzige Rache war nicht schön. Ich überwand mich, rief ihnen nach und wurde nicht gehört. Es blieb nichts andres übrig, als ihnen zu folgen. Ich konnte abschneiden, indem ich bergab ging; ich stand vor ihnen am Teich und brachte meine Berichtigung an. Das Mädchen setzte sich auf eine Bank und schlug ihren Roman wieder auf. Ein wenig ironisch über meine gute Handlung lächelnd stieg ich wieder bergan. Da ich in dieser Geschichte wirklich keine Rolle spiele, kann ich hinzufügen, daß ich viele kenne, die absichtlich den Irrtum nicht aufgeklärt, ja, ihn absichtlich

begangen hätten. Der Sieger hat eine Rancüne gegen den Besiegten — das ist der eigentliche Anlaß meiner Handlungsweise gewesen.

4.

Ich lese in einer deutschen Zeitung unter der Überschrift Schiller und Maeterlinck folgendes:

Schillers heutiger Geburtstag erinnert an eine Äußerung Maeterlincks, die der Vergessenheit entrissen zu werden verdient. Als 1905 der 100. Todestag begangen wurde, meldeten sich auch die Größen befreundeter und stammverwandter Nationen zum Wort. Der Flame Maeterlinck ließ sich im Chor der Huldigenden wie folgt vernehmen: „Niemals kann ich den Rausch vergessen, den meine Jugend Schiller verdankt. Seine Dichtung, die Lyrik und besonders die Dramen, war für mich der herrliche Brückenbogen, auf dem ich von unsrer klassischen Poesie, die dem Jüngling aufgezwungen ward, und die er noch wenig verstand, plötzlich zur Romantik hinüberkam, die mir im Gegensatz zu der lateinischen und französischen Trockenheit wie ein geheimnisvolles Meer erschien, lebenspendend und grenzenlos. Man verbot uns, Viktor Hugo, Musset und selbst Shakespeare zu lesen. Schiller war gestattet, damit wir aus ihm Deutsch lernen sollten. So schulde ich ihm die ersten glühenden, unvergeßlichen Glücksempfindungen, die das Erwachen der Einbildungskraft in uns erzeugt. Ich kann über ihn deshalb nicht mit kaltem Blute sprechen und urteilen, wie ich es bei jedem andern Dichter zu tun

vermöchte. Immer erscheint er mir in dem blendendsten Lichte der Übergangsperiode, der Jünglingszeit. Und immer wird er für mich der Gott sein, der mir zuerst die Schönheit von Wald und Gebirge, von Mondeslicht, Sturmwind und Heldentum erschloß. Mit reichen Händen goß er über mich die geheimnisvollen Blüten und den schweren Duft der germanischen Seele aus, die mein Herz, von allzu lateinischer Erziehung umfesselt, mit unruhiger Freude ahnend begrüßte und mit dankbarer Hingabe entgegennahm."

Soweit Maeterlinck, aber nicht die Zeitung, die einen glossierenden Satz hinzugefügt hat. Ich frage, welcher Art wird diese Glosse sein? Welche Überlegung mußte der, der sie verfaßt hat, anstellen? Er mußte als gerechter und klarer Mensch sagen. Maeterlinck hat über Deutschland nach dem Einmarsch der deutschen Truppen in Belgien erregte, leidenschaftliche Worte ausgesprochen. Es wäre schon viel gewesen, wenn er in der Not seines Vaterlandes geschwiegen hätte. In dem Augenblick, wo er sich zum Reden und zum Bekenntnis entschloß, konnte er gewiß nicht seine Dankbarkeit gegen das geistige Deutschland betonen, selbstverständlich sah er nur, daß seine Heimat als neutral galt und nun den Schrecken des Krieges ausgesetzt war. Bei uns hätte niemand anders gehandelt. Der ärgste Aufschrei des Schmerzes ist in solcher Lage entschuldigt, später wird Maeterlinck ruhiger denken, vermutlich glaubt er schon heute nicht mehr, daß die Deutschen die öffentlichen Bauten von Brüssel unterminiert haben. Ich werde also in meiner Glosse sagen,

daß es heute schöner als je ist, diese Huldigung an Schiller zu lesen.

Nun, die Glosse ist ganz anders ausgefallen. Es lohnt sich nicht, sie abzudrucken. Schlimmer ist, daß eine große, führende deutsche Zeitung einen ellenlangen Aufsatz brachte, in dem ein deutscher Schriftsteller, der nicht groß und führend ist, mit allen Hilfsmitteln einer bohrenden und doch nur so armseligen Psychologie nachwies, daß Maeterlincks pathologischer Zustand — denn seine Erregung könne nur pathologisch sein — schon längst aus seiner effeminierten Struktur erklärlich sei. Er, der deutsche Schriftsteller, hatte das schon vor zehn Jahren gewußt.

Botanische Gärten

Es gibt ihrer zwei Arten, die alten und die neuen. Von den neuen ist viel unter dem Gesichtspunkt des Respekts zu sagen, von den alten Besseres und Zärtlicheres aus Liebe.

Diese alten sind wie die Kirchhöfe mitten in den Städten, die man nicht mehr benutzt, sondern dem Publikum geöffnet hat: die Grabhügel sind verschwunden und haben braunen Kieswegen Platz gemacht, auf denen die Kindermädchen ihr Wesen treiben, längs der Grabsteine aus der Großväterzeit, die an der Wand stehen und verwittern. Trauerweiden hängen darüber, aber man denkt nicht mehr eigentlich an Tod, nur ganz sanft an Vergangenheit.

So ist auch die Stimmung der alten botanischen Gärten.

Sie liegen mitten in der Stadt, wo sie am lautesten dröhnt, ein paar Schritte abseits von der großen Straße, durch die die Hälfte aller Straßenbahnen fährt und deren Asphalt ein Spiegel aus schwarzem Silber ist, den die Autos rasend polieren.

Der Bahnhof ist nicht weit; hunderttausend Fremde kommen darum an der hohen Mauer vorüber, wenn sie wieder abfahren, und vielleicht sagen sie gerade: Es ist eine richtige moderne Altstadt ohne Grün und Parks für das Volk.

Sie wissen nicht, daß in dieser Mauer ein Pförtchen ist, durch das sie nur hineinzuschlüpfen brauchten, um mitten im Grün schöner alter Bäume zu sein, die man einmal aussuchte und pflegte, solange noch ein Täfelchen daranhing, und die doch erst jetzt ihre volle Kraft und Höhe erreicht haben.

Nur die Einheimischen und unter ihnen nur wieder die, die im Viertel wohnen, wissen genau von ihnen. Die im Viertel wohnen, benutzen den Garten, um ihren Weg abzukürzen, diesen Weg, den sie viermal am Tage machen und vierundzwanzigmal in der Woche, denn am Sonntag brauchen sie nicht ins Geschäft, obwohl es in der Stadt, an deren „alten Botanischen" ich gerade denke, keine so strenge Sonntagsruhe gibt.

Man sieht, es sind die kleinen Leute, die ihn täglich aufsuchen, die Ladenmädchen und die Angestellten. Oben, wo die Stadt höher liegt, treten sie ein; dann kommt das abschüssige Stück, das sie besonders lieben, weil der Gang so fröhlich und mühelos wird, dann der kleine Teich, der schon eben liegt und langsam umschritten sein will; nun sind sie bis zum Bahnhofsplatz

gelangt, wo die Boulevards münden, in deren Geschäften sie ihr Brot verdienen.

Auf der Hälfte des Weges, mitten auf ihm, steht eine gewaltige Eiche, im Kreis von einer Bank umschmiegt. Da sitze ich oft und sehe zu, wie sie herabkommen.

Zuerst bemerke ich immer die Füße. Es sind plumpe und sehr schöne dabei, feine mit zarten Gelenken, in hübschen eleganten Schuhen, die mehr gekostet haben, als man sich bei einem kleinen Monatsgehalt leisten dürfte.

Von den Füßen läßt sich meist ein Schluß auf die Figur ziehen, und die schlanken Mädchen kommen wie junge Nymphen herab.

Ich fühle sehr tief mit ihnen. Die Zeitung, in der ich die Kriegsnachrichten gelesen habe, liegt noch neben mir. Ich denke darüber nach, daß man durch den Krieg noch mehr als früher auf das Volk verwiesen wird, das in seinen Massen die Last des Krieges trägt.

Ich denke es nicht gefühlvoll, sondern, wie soll ich sagen, ich denke es politisch. Man wird nach dem Kriege erst recht das Volk suchen müssen, um sich selbst Ethik, Ziel, Entschlossenheit zuzuführen.

Es ist nicht viel, was diese Menschen von Grün und Natur sehen. Zwei, drei Minuten Grün, geradeso lange wie sie brauchen, um den Park zu durchschreiten. Sie nehmen ein paar Atemzüge des Hauches aus dem gemähten Grase mit, einen Blick auf die Schwäne, die unter der hängenden Erle durchsegeln, ein Ohr voll Vogelgesang, das ist alles.

Auch Schulkinder machen von der Abkürzung Gebrauch. Aber ihre Art, den Garten zu durchschreiten,

ist ganz anders, sie kommen nicht einzeln und eilig, sondern in Trupps, die einander schieben und vorwärts drängen.

Sie tragen schwarze Schürzen und rufen einander bei allen möglichen Vornamen, banalen und gesuchten, wie sie ihren Müttern und Paten gerade eingefallen sind.

Unter ihnen ist ein Negermädchen, kein reines schwarzes Blut, sondern ein Mischblut, häßlich anzuschauen wie eine jener Kreuzungen von Hunden, die schon gar nicht zueinander passen. Es ist nicht höflich, das von Menschen zu sagen, und es ist doch so.

Ich finde einen Neger sehr schön, aber er muß ein Geschöpf für sich bleiben; gegen diesen Mischling in der von einer weißhaubigen Schwester geführten Schar habe ich eine Abneigung, seine Kraushaare stehen unter dem Hut irgendwie frech und affenhaft zur Seite.

Bisweilen verirrt sich auch ein junger Elegant auf die Bank neben mir. Er trägt einen englischen Anzug aus Homespun und grüne Strümpfe. Seine schwarzen Haare verraten, wie sorgfältig er in den Spiegel sieht; aber es tut mir leid, sagen zu müssen, daß seine Finger schwarze Ränder haben.

Es ist ein Kavalier aus den kleinen Schichten; noch ein wenig tiefer, und seine Eleganz wäre die des Zuhälters. Die Dame, mit der er sich trifft, ist darum auch nur ein Dämchen, schon geschminkt für die abendliche Laternenwirkung.

Sie hat verschmäht, Ladenmädchen zu sein; die Ladenmädchen ihrerseits mustern sie aufmerksam, und es ist anzunehmen, daß manche nicht umhin kann, zu

philosophieren — es wird eine Philosophie des schlechten Lebenswandels werden; so sind diese Dinge nun einmal.

Ein alter Parkwächter fängt an zu fegen. Als ob er damit nicht bis zum Abend warten könnte. Aber nein, er zwingt die Leute nicht nur, von der Bank aufzustehn, sondern ihm auch noch zuzusehen, wie er sich anstellt, um die paar abgefallenen Blätter auf einen Haufen zu kehren.

Man hält es nicht aus, so umständlich ist er. Ich räume das Feld und gehe hinunter zu den kleinen Enten am Wasser. Es ist da eine Art Wasserfall. Sie schwimmen ihn hinauf, und wo er zu stark ist, halten sie sich ein wenig schräg. Wie sie kräftig sind und voll Lust, Körper zu sein.

Danach mache ich meinen Besuch den Sandsteindamen, die in einem alten Park nicht fehlen dürfen. In den neuen stehen wildbewegte Bronzegruppen; der Geschmack war früher besser.

Die Sandsteindamen sind verwittert anzusehen, aber es sind doch junge Göttinnen, nur daß man sie bekleidet hat. Die Kostüme stehen ihnen übrigens gut, Empiregewänder im Stil der Königin Luise, mit der sie die hochgelegte Büste gemeinsam haben.

Fern ist die Chamissozeit, so fern, wie im eigenen Leben die Kindheit, als man Peter Schlemihl las. Dazu sind die alten Gärten da, um manchmal an die Jugend erinnert zu werden, nicht um seine Tage in ihnen zu verträumen. Das wäre eine gefährliche Anhänglichkeit, solange man noch im Leben steht und in der Stadt, die hinter der Mauer wie eine Schlacht donnert, seinen Platz findet.

Und plötzlich wird es mir offenbar, wie viele verbrauchte Menschen auf den Bänken sitzen und die Sonne suchen, Männer mit zerfransten Hosen und steifen Hüten, die von andern abgelegt worden sind.

Ein Frösteln ergreift mich, ich sehe, der alte Garten ist feucht, die Stämme stehen zu schwarz auf einem Rasen von zu tiefem Grün.

Oberstadt

Es ist nicht der geringste Reiz der Okkupation, daß man in den Verwaltungen den Geistigen aus dem Norden und Süden Deutschlands, aus den gelehrten und den freien Berufen begegnet.

Man selbst hat sich in so vielem, vielleicht in allem, von den offiziellen Wegen entfernt, die die deutsche Bildung eingeschlagen hat — nun wird man, sagen wir, mit einem tüchtigen Oberlehrer bekannt, tritt mit ihm in Beziehungen, empfindet ihn wie eine ferne Erinnerung an Studentenjahre, überwindet die Fremdheit und studiert ihn ein wenig.

Er sitzt hier irgendwo im belgischen Staatseigentum, das er mit der Gewissenhaftigkeit der Heimat verwaltet; er gibt dem Dienst jede Minute, die ihm gehört, geht zu Tisch und hat dann drei Stunden freie Zeit vor sich. Er benutzt sie, um Stadt und Landschaft, engere und weitere, mit einer Systematik und Gründlichkeit kennen zu lernen, als solle er ein wissenschaftliches Buch darüber schreiben.

Er ist mit Baedeker und Karte bewaffnet, er hat einen genauen Feldzugsplan entworfen, in dem alles vorgesehen ist, Kirchen und Museen, die Schlösser der Bannmeile, in denen Gobelins hängen, das Prämonstratenserinnenkloster in Grimberghe, das Dorf, in dem Jan Steen lebte, Rouge Cloitre, wo Hugo van der Goes im Wahnsinn starb. Er besucht Fabriken und Privatsammlungen, besteigt jeden Turm und die Kongreßsäule, fährt mit einer Studienkommission nach Antwerpen und kennt die Schauspieler des Dutzends Theater so genau wie ein einheimischer Kritiker, der zehn Jahre Dienst hinter sich hat — kurz, er vervollkommnet seine Bildung.

Das ist bei einem Deutschen, der das Ausland betritt, so national, so selbstverständlich, wie bei einem Franzosen, daß er sich mit dem weiblichen Teil der Bevölkerung bekannt macht.

Ich stelle fest, daß der Weg des Oberlehrers ein Weg wie ein anderer ist, ein pedantischer Weg, der mehr zum Wissen als zur schöpferischen Persönlichkeit führt, aber es ist genau die Methode, die die Deutschen so erfolgreich werden ließ.

Er hat etwas, er hat viel von seiner Mühe. Man selbst ist wohl anders, man ist lässiger, kritischer, auswählender, aber es imponiert mir, wie diese große Stadt Wirklichkeit in ihm wird, wie er sie sich aneignet, und schließlich machte ich es ihm auf meine Weise nach und setzte mir ihr Bild aus hundert unermüdlichen Spaziergängen zusammen.

Ich bin der Meinung, daß mein Leben um die Hälfte ärmer wäre, wenn ich daraus die Städte ent-

fernen müßte, die ich aufgesucht habe, die kleinen alten und die modernen großen.

Stadt und Landschaft sind Erlebnisse wie die Frau, die Arbeit, der Ehrgeiz. Und nun verdanke ich der trüben Zeit des Krieges das schöne Bild der Oberstadt von Brüssel.

Zwei große Eigenschaften muß ich ihr zuerkennen, die Diskretion und die Heiterkeit.

Die Straßen sind eng, enger als bei uns in den Vierteln, wo die Wohlhabenden wohnen. Die Häuser sind nicht groß, die Fensterreihe ist schmal, es sind fast alles Einzelhäuser. Ich weiß wohl, wenn man hineinkommt, hört die große Treppe im ersten Stock auf, und um in den zweiten zu gelangen, muß man eine enge Dienertreppe hinaufsteigen; ich weiß auch, es ist vieles ineinander geschachtelt, und es kommt vor, daß jener mit zwei englischen Buchstaben bezeichnete Raum in der Form eines tapezierten Kamins in einem Wohnzimmer angebracht ist und nirgends Platz für eine Badewanne bleibt — gleichwohl, es sind Einzelhäuser, in denen man sein eigener Herr ist.

So stehen ihrer zehn Stück in einer Zeile, die in Berlin ein einziger Block einnimmt; die Vorhänge an den Scheiben zeigen die schönste Leinenstickerei und Spitzen, Augenweide für den Liebhaber, der vorübergeht; die Messingschilder blinken vornehm.

Die französische Abneigung gegen Auffälligkeit, die französische Liebe zur Zurückhaltung wollen hier durchaus anerkannt sein. Ein Garçon in weißer Schürze, ein flämisches Mädchen, das in kurzem Rock mit Holzpantinen das Trottoir wäscht, ein Auto (im

Frieden) vor der Tür, das ist alles, was man in diesen stillen Straßen vor Häusern zu sehen bekommt, von denen jedes eher ein Liebesnest als ein Bürgerheim zu sein scheint.

Das ist die Diskretion. Die Heiterkeit wird durch die Farben bedingt, das Braungelb der Kieselsteine des Straßendammes, das Blaugrau der großen Basaltplatten des Trottoirs, das Weiß der Kalksteine der Häuserwände.

Meist steigen die Straßen leicht an, und dann gibt die braungelbe geneigte Fläche der sorgfältig ebenen Kieselsteine eine Vision von Sommer, Sonne, Abend, Gelöstheit und Milde, die nur eine Einschränkung erleidet: daß die Sonne in diesem verhängten Lande so selten ist.

Und doch, jeden Morgen und jeden Mittag, wenn ich aus meinem Haus trete, bin ich entzückt, die lange schmale Gasse vor mir liegen und sich senken zu sehen, in der so gar keine Experimente des Stils gemacht worden sind; ich weiß, ich werde an ein paar Läden vorüberkommen, die nur die zwei untersten Fenster der Bürgerwohnung als Auslage haben, so daß ganz diskret der Antiquar lediglich ein paar Karaffen und Dosen, die Schneiderin eine bordeaurfarbene Chiffonbluse und einen einzigen wahrhaft eleganten Hut ausstellen kann. Das will gesucht und gewürdigt sein, das sind keine Magazine, das ist noch gute Zeit von 1850. Möge es lange so bleiben.

Und mittags, wenn ich in meine Pension zu Tisch gehe, freue ich mich immer auf Perspektiven, die man in der nordischen Stadt nie erwarten sollte.

Eine enge Straße senkt sich, der Tram fährt vorsichtig hinab, unten kommt ein winziges Plätzchen wie in einer Provinzstadt, darauf zehn, zwölf Bergulmen, niedrige, großblättrige, schattenspendende Sonnenschirmbäume, dann hebt sich die Gasse, und gebirgshaft hoch dahinter liegt ein erstarrtes Meer von Häusern, die kurze, unwesentliche Dächer mit grauweißen Hohlsäumen haben und vom Aufsatz eines Kirchturmes überragt werden, der mit den spitzenhaften Eisenblechjalousien spanisch wirkt; das alles in schmalen Senkrechten nebeneinander und übereinander gesetzt, die an die steile Linksschrift Cézannes mehr als erinnern: das ist Provence, klosterhafte Siedlung auf sonnigen Bergrücken, herrliche Agglomeration von Städten über Hügeln und Hochflächen.

Kein Wunder, daß man Pläne macht und Wohnungen sucht — wenn sie nur besser eingerichtet wären, unabhängig von dem nun wieder seinerseits so französischen Bourgeoisideal des Salonkitsches, der Bronze- und Nippessachen.

Löwen

Lange Zeit sehe ich A. nicht. Eines Samstag abends taucht er auf und fragt, ob ich Lust habe, einen Sonntagsgang über Land mit ihm zu machen, einen ordentlichen Gang, bei dem man das schöne, große Gefühl hat, durch den Sommer zu marschieren.

Mein Plan für Sonntag steht schon fest, ich will nach Löwen fahren. Das reizt ihn nicht sehr, denn er

hat die Stadt unmittelbar nach den Ereignissen im August 1914 und seither ein zweitesmal gesehen.

Ja, wenn man hinlaufen könnte, meint er. Ich komme auf eine Idee. Wir werden bis Tervuren mit der elektrischen Straßenbahn fahren und von da zu Fuß nach Löwen gehen, das sind noch etwa drei Stunden, köstlich in der Frische eines Sonntagmorgens.

Um halb neun erwarte ich ihn an der Porte de Namur. Nach der Sonnenzeit ist es halb sieben, das ist noch ganz früh, die Häuser liegen weiß und friedlich, die Stadt hat etwas vom Land bei Sonnenaufgang.

Zuerst steigen nur deutsche Soldaten ein, aber im Quartier Leopold laufen die einheimischen Ausflügler Sturm auf die Wagen, und an jeder Haltestelle wird die Zahl derer, die zurückbleiben müssen, größer.

Mit Kind und Kegel ziehen die Belgier hinaus, manche haben noch einen ganzen Trupp befreundeter junger Mädchen eingeladen, auf den Plattformen stehen Angler, die ein Arsenal von Gerätschaften mitschleppen und wie verwegene Alpinisten aussehen.

Hinter dem Cenquentenaire beginnt die breite Avenue von Tervuren, und so bleibt nun die nächste halbe Stunde das Bild: gartenhafte Allee zwischen Vorgärten und Einzelhäusern, die im Licht dieser Hochfläche liegen und die vielleicht schönste Neustadt bilden, die man auf dem Kontinent finden kann. Brüssels Reiz ist die Neustadt; ich bin schon lange von dem Zauber ihrer weißen und basaltgrauen Häuser erfaßt und lasse keinen Tag vorübergehn, ohne sie aufzusuchen.

Der Park von Woluwe wird durchschnitten, und es scheint einen Augenblick, als fange das Freie an, so

weit sind seine ab- und aufsteigenden Rasen, aber dann beginnt wieder das alte Bild der Avenue, die König Leopold anlegen ließ, um Tervuren mit der Stadt zu verbinden.

Er hat in der Stadt selbst viel gesündigt, denn er hatte einen schlechten Architekturgeschmack im Stil eines modernen Börsianers, der er ja auch gewesen ist, aber der Gedanke dieser Avenue war wohl königlich.

Den Tram begleiten Radfahrer, junge Paare im nationalen Kabriolett, und daß die Autos fehlen, die sonst zum Eindruck gehören, ist nur Wohltat. Viele gehen zu Fuß, und von allen, die in Bewegung sind, kommt Lachen und Freude herüber — das sind die großen Städte, die Sonntags in die Wälder auswandern.

Neben mir sitzen drei Deutsche mit gelbrotem Nationale auf der Mütze, Badenser, und es berührt mich tief heimisch, in Brüssel ihren Dialekt zu hören.

Der eine ist ein alter Offizier mit geschliffener Brille und den dunkeln Augen, die man oft im Schwarzwald trifft; so sieht er einem Japaner ähnlich.

Der zweite ist beinahe dreimal so jung wie er, ein Fliegerunteroffizier mit mädchenhaftem Oval und ganz töricht offenstehenden Lippen; er ist überschlank und wächst noch wie ein Sekundaner.

Der dritte, das ist der vollbärtige Landwehrmann, der alemannische Bauer mit der Pfeife von 1870 im Munde. Als er einstieg, nickte er dem Offizier zu und sagte guten Tag, wie Bauersleute es beim Einsteigen tun; der Offizier hatte Humor, er zog ihn in ein Gespräch, und die drei Chargen redeten, als säßen

sie im Bürgerkleid zwischen Offenburg und Karlsruhe im Zug. Disziplin ist gut, Unbefangenheit zu ihrem Recht kommen zu sehen, tut wohl.

Ich erinnere mich an einen preußischen Offizier, der mir neulich ein wenig kopfschüttelnd erzählte, daß es bei den Bayern von Arras nichts Ungewöhnliches sei, wenn die Soldaten den Offizier, mit dem sie ein paar Wochen in den Gräben liegen, mit Hauptmann und Du anreden, so ungefähr, wie es die Tiroler tun.

Weiß Gott, daß ich mich als Großalemanne fühle und nach dem Kriege diese Heimat voll Charakter nicht vergessen will.

Die Landschaft wird auf der einen Seite frei, Getreidefelder steigen gewellt zu den ersten Waldrändern hinab, die Bahn umfährt ein Rondell von Riesenazaleen, wie man sie in der Gartenstadt Gent züchtet; sie bilden tropisch ein Buschwerk, hinter dem ganze Vogelkolonien ungestört hausen.

Der Wald öffnet sich, man fährt im Schatten lichter gotischer Buchen, ein Kreuzweg kommt, Wegweiser zeigen nach vier Richtungen, darunter decken ein Mann und eine Frau den ersten Erfrischungsstand; sie stehen verloren und klein auf dem sonntäglich gefegten Waldboden, den im ausweichenden Halbkreis die Bäume umfassen.

Es kommt das Wirtshaus von Quatre-Bras, wo am Nachmittag wie in einer richtigen Waldwirtschaft Tausende Geuse trinken und riesenhafte Brotscheiben mit weißem Käse und Lauch essen werden und wo man das Volk kennen lernt, das lärmende flämische Volk mit dem üppigen schweren Körperbau und den erhitzten blonden Gesichtern.

Nun ist es nicht mehr weit bis Tervuren. Schon sieht man das Dorf auf einem Höhenrücken liegen, die Sommerfrische, in die sich eine Malerkolonie und die Familien der Bourgeoisie teilen; die Bilder der Schule von Tervuren findet man dann an den Wänden der Salons wieder.

An der Endstation wartet die Dampfstraßenbahn nach Löwen, man benutzt sie viel, weil die Staatsbahn dreifache Kriegspreise fordert. Gleich zur Rechten liegt das Petit Palais von Tervuren, sanssoucihaft weiß vom Park aus; es enthält das beste afrikanische Museum der Welt — weiter, die Negerplastik werden wir uns ein andres Mal ansehen.

Vom Schwarm der Ausflügler ist bald nichts mehr zu sehen, sie haben sich über Park und Wald verloren; wir marschieren allein.

Die Landschaft wird wundervoll. Da stehen die ersten Platanen Hobbemas, ihrer drei nebeneinander über grünender Gerste. Wälder steigen aus der Tiefe, berühren die Landstraße, weichen zurück und sinken über den Rand der Welt hinunter.

Was sie freilassen, ist mit reifenden Feldern bedeckt. Mohn, Kornblume und Kamille leuchten herüber, die Blumen unserer Kindheit.

Oft habe ich jetzt von Deutschen gehört, diese Landschaft sei ihnen fremd, sie sei schön und bleibe doch irgendwie verschlossen. Das bedeutet nur, daß man seine Heimat in die Fremde mitnimmt und meint, bloß daheim seien Flur und Wald ganz warm, ganz deutsch, ganz vertraut. Es ist ein Irrtum, durchaus auf Subjektivität begründet.

Die ganz Unentwegten tragen die Feindschaft der Völker durch die Natur. Enthalten wir uns, sie auch nur den Völkern mitzubringen. An diesem Morgen wäre es gut, vom alten großen Deutschland zu sprechen, dessen Ruhm es war, geistig zu sein.

Beim letzten Stück nehmen wir die Dampfbahn, die den dreifachen Weg gemacht hat, denn sie fährt in Schleifen, die wir schon ein paarmal überschritten haben. Löwen naht, ein zerschossener Giebel steht in der Luft.

Andere haben Löwen als stillträumende Kleinstadt im Gedächtnis, ich werde es immer mit dem leeren Giebel sehen.

Im Grunde ist es gleich, wie die Dinge sind; daß sie eine Form haben, ist das Wesentliche.

Das ist kein Standpunkt, der den Leiden der Einwohner gerecht wird; aber die Leiden der Einwohner wiederum sind nur ein Gesichtswinkel, wo man doch die ganze Peripherie eines unerbittlichen Geschehens frei überblicken muß. Strafgerichte sind militärische Notwendigkeiten des Augenblicks, Erhebungen der Zivilbevölkerung begreifliche Erregungen des Augenblicks, und vielleicht ist diese Feststellung alles, was man, nachdem zwei Jahre vergangen sind, noch sagen kann.

Es ist gut, daß ich mich so ein wenig mit Stoizismus vorbereitet habe, denn der Anblick zerstörter Straßenzüge und ausgebrannter Plätze ist von heftiger Wirkung.

Ich will ehrlich sein und sagen, daß ich sehr erregt wurde und eine Stunde brauchte, um so kühl zu werden, wie man sein muß, wenn man nicht leidenschaftlich urteilen darf, weil man die Zusammenhänge nicht kennt.

Ich weiß auch, daß die Mehrzahl der Menschen an den Eindruck gebunden bleibt, und darum würde ich wünschen, daß man später nicht den neugierigen Reisegesellschaften von Amerikanerinnen zu der Sensation von Löwen verhälfe. Sie wissen nichts von den Dingen, sie sind von vornherein aufgehetzt, und man hört sie schon jetzt in ihre nasalen Ausrufe ausbrechen, aus denen die Enge der Leute von Übersee spricht — diese Enge, die in ihrer eigenen Auffassung vorgeschrittene Freiheit ist und nicht weiß, wie sehr sie aus Massensuggestion, Selbstgerechtigkeit und Zeitungseinfluß besteht.

Gehn wir nicht weiter, ohne uns die große Lehre eingestanden zu haben, die diese Ruinen bergen. Vom Nordkap bis Patagonien sind die Völker vom Schicksal Löwens bewegt worden; das ist der ungeheure moralische Vorsprung, den der Besiegte vor dem Sieger in den Herzen voraus hat. Der Vorsprung ist so groß, daß ich oft in diesem Krieg philosophiert habe: stark ist nur der Schwache. Am 21. Juli, am Nationalfeiertag, grüßten die Brüsseler, wenn sie an der Freiheitsstatue vorübergingen. Die Demonstrationen mit grünen Bändern waren kindlich, aber dieses Hutabnehmen, umgekehrte Tellszene, war mehr. Nur der ist klug, der mit den lebenden Menschen rechnet.

Genug von den Zerstörungen in Löwen. Ich will nicht so unernst sein, auszuführen, wie die ausgebrannten Häuserzüge sich fast erhaben friedlich unter blauem Himmel in das kleinbewegte Leben der Stadt einfügen, und auch nicht die Banalität begehen, zu versichern, daß die billigen Backsteinhäuser leicht wieder

aufzubauen sind, obwohl in der Tat ein unersetzlicher Verlust nur der Inhalt der Bibliothek gewesen ist.

Wir umgehen den Kapellenkranz von St. Peter, wir sind auf dem Fischmarkt entzückt von den Puppenhäusern mit den Rocaillegiebeln, wir streifen durch Gäßchen am Wasser, die im Spitzenklöpplerviertel von Brügge stehen könnten, wir übersehen die Stadt vom Cäsarberge, der italienische Obstgärten und ein Kloster über der Ebene trägt, und wir beschließen, nach Mecheln hinüberzufahren, weil so unsere Laune ist und wir eine flämische Stadt im Lichte eines Sommerabends sehen wollen, in ihrem Licht, das die Feuchtigkeit des Meeres enthält und alle zarten Farben bindet.

Wir fahren dritter Klasse, des Volkes wegen, und werden nicht enttäuscht; eine Bande junger Arbeiter raucht uns zuschanden, es gibt beinahe Streit, bis wir ein Fenster öffnen können, und dann spucken wir ihnen gleichmütig unsere Kirschenkerne an der Nase vorbei. Das kommt ihnen durchaus glaubhaft vor, der Friede ist wiederhergestellt, sie fangen an zu singen.

Einer tut sich hervor, die andern verstummen. Er singt flämisch, aber auf eine Manier, die ich nicht nur als wallonisch oder französisch, sondern nahezu als afrikanisch empfinde. Wer weiß, welcher dunkle Vater ihn mit einer blonden Flämin hinter einer Hecke gezeugt hat.

Draußen stehen Getreide und Wiesengras so hoch, daß man versucht ist, zu fragen, wie mag der Boden selbst aussehen? Kühe weiden in Gehegen, viel schwarzweißer Schlag, Gänse sind von apotheosehaftem

Umfang. Frieden ist überall, Frieden ist auch in Mecheln, und die Stadt des düstern Regentags hat sich in ein Landstädtchen am Sonntagnachmittag verwandelt.

Wir gehen gleich zur Dyle. Ja, das sind die holländischen Bilder Signacs, heiter, meernähehaft im ganzen, Zusammensetzung aus den grüngelben, rosabräunlichen Tupfen der Häuser, die sich im leise bewegten Wasserrande spiegeln. Hier malt man anders als auf den Hochflächen Bayerns, hier ist das Licht der Ebenen am Meer. Hier sind die Häuser puppenhaft, wie die ganze Stadt klein im Format und eben darum so intim und menschlich ist. St. Romuald ist heute unrein, Widerspruch, Fragment eines barbarischen Willens, der nicht standgehalten hat.

Die Kuh

Vom Bahnhof, der im Norden der großen Stadt liegt, führt ein Steinschacht nach dem Schlachthaus fern im Süden. Wenn man in ihn hineinsieht, fällt einem die Definition der Mathematiker ein: eine Gerade ist die kürzeste Verbindung zweier Punkte.

Er ist so gerade, daß eine Kanonenkugel, die man vor dem Bahnhof abschösse, immer die Mitte der Straße halten und keines der Häuser berühren würde, die zur Seite geschleudert worden zu sein scheinen, um einem fanatisch nach vorwärts gerichteten Willen Raum zu geben.

Täglich werden am Bahnhof Tiere ausgeladen und

im Schlachthaus getötet. Was läge näher, als sie durch den Steinschacht zu treiben — die kürzeste Verbindung zweier Geschäfte heißt Verdienen. Aber der Steinschacht ist gefüllt mit Autos und Wagen. Die Schlachttiere machen einen Umweg. Sie biegen am Bahnhof im rechten Winkel ab, trotten in einem seltsam nickenden Galopp eine vornehme Promenade entlang, die parallel zum Steinschacht läuft, und steigen dann abermals im rechten Winkel zum Schlachthaus hinab.

Sie gewinnen eine halbe Stunde ihres Lebens und einen letzten Eindruck von Baumalleen und Müßiggängern, der ihnen vielleicht das Sterben leichter macht; man kann es nicht wissen.

Täglich begegne ich ihnen, wenn ich zum Büro gehe. Sie lassen einen Geruch von Land und Stall zurück, der sich mit dem spezifischen Geruch der Zivilisation, dem des Benzins, mischt. Ich begegne ihnen so oft, daß ich ihnen einen Teil meines Denkens einräume.

Ihr Kälber, Ochsen und Kühe, denke ich, wie ist doch alles in einer modernen Stadt geordnet; ich gehe ins Büro, ihr zum Schlachthaus: wir kreuzen unsre Wege, Tier und Mensch, und wenn es Zeit ist, ins Restaurant zu gehn, setzt man mir ein Stück von euch vor. Ich fresse euch auf, und ohne Zweifel ist das die gottgewollte Harmonie des Daseins, eins greift ins andere — wie, wenn es umgekehrt wäre oder einmal umgekehrt sein wird und das, was jetzt ich ist, zum Schlachthaus trottet, und das, was ihr seid, meinen Weg geht?

Es ist beängstigend, so zu denken, aber es läßt mich nicht los; es ist notwendig, so zu denken. Wenn ein

Kreislauf da ist, kommt für jeden der Augenblick, wo er nicht mehr frißt, sondern gefressen wird.

In der Nacht träumte ich von einem Planeten, auf dem die Menschen die Rolle der Tiere innehaben, ein gewaltiges Geschlecht von Riesengeschöpfen die Stelle der Herren einnimmt. Es gab Fleischläden wie bei uns; in sauber ausgenommenen Hälften hingen Menschenleiber, man sah die Rippen rosig, das Fett weiß und fest; Brüste waren weich und appetitlich, Füße abgebrüht, Waden geräuchert und fleischig rund. Ein Herr (aus dem Riesengeschlecht) stand mit einer Dame (von denselben Dimensionen) davor und sagte: „Eigentlich ist es scheußlich, diese Geschöpfe zu essen, die auch leben und gewiß eine Art Verstand wie wir haben, aber was will man machen?"

Ein Hund schnupperte an den Stücken, die Dame verwies es ihm mit sanften Worten. Was die Hunde betrifft, so war es da oben wie bei uns: Hunde gehörten zufällig zu den Geschöpfen, die man nicht aufaß, deshalb hatten sie es ganz gut. Es ist klug, ein Tier zu sein, das nicht als eßbar gilt. Gehört man zu den eßbaren, dann hört alle Liebe auf.

Es ist so etwas Grausames in Menschenliebe zu den Tieren. Ich kenne eine Dame, die für Küchelchen so schwärmt, daß sie sie in ihrer Veranda aufzieht, in einer Pappschachtel, in deren Watte eine elektrische Leitung endet, die Küchelchen haben es wunderbar warm, und die Dame küßt und herzt sie. Nach sechs Wochen macht sie sie in Weckgläsern ein. Ja, so verhält es sich mit der Liebe.

Heute begegnete ich wieder, unter den Bäumen der

Promenade, den Kühen. Es hatte gefroren und die Erde war mit Glatteis überzogen. Eine der Kühe glitt aus, nun liegt sie da, besser, sie sitzt da, auf ihren eingezogenen vier Beinen; mit ihren Hörnern gleicht sie einer großen Schnecke.

Ist sie erschöpft oder fühlt sie sich ganz wohl? Jedenfalls denkt sie nicht daran, aufzustehn. Ihre Gefährtinnen trotten weiter, im Laufschritt, die Schläge, die sie auf das Hinterteil bekommen, verhallen; ihr Blöken, Abschied und Klage, verflüchtigt sich — nur sie, die eine Kuh, bleibt zurück, gleichgültig dagegen, was mit ihr geschieht. Was kann ihr geschehen? Nichts. Recht so, mache es ihnen schwer, die dich schlachten wollen. Und ich sehe mit Ironie, daß sie eine Verkehrsstörung verursacht, denn sie liegt auf dem Straßenbahngeleis.

Ein Kreis sammelt sich, zweibeinige Geschöpfe starren auf das vierbeinige — ob es ein großer Unterschied ist, wieviel Beine einer hat? Der Viehtreiber schlägt auf sie — mein Lieber, so ein Stock ist viel, aber es ist nicht alles, sie rührt sich nicht.

Aus einer Kaserne kommt ein Soldat und bringt Säcke. Glänzende Idee, denkt man voll Bewunderung. Er schiebt der Kuh unter jeden Fuß einen Sack, nun kann sie doch aufstehn, ohne auszugleiten. Sie aber will nicht.

Der Soldat an einem Horn, der Treiber am andern, ziehen. Sie zerren so sehr, daß man erwartet, sie würden die Hörner ausreißen. Die Hörner halten, die Kuh bekommt nur einen langen Hals.

Die Straßenbahnen haben sich gestaut und klingeln

wütend. Es gilt, die Kuh fortzuschieben. Das gelingt, indem einer ihr Fell am Rücken packt, der andre am Kopf nachhilft; sie wird einen halben Meter geschleift, und man stellt fest, daß sie sich in ihrer Angst verunreinigt hat. Irgend etwas geht also doch in ihr vor.

Die Trams fahren vorsichtig vorbei. Hinter den Scheiben sitzen Menschen. Sie drehen alle die Köpfe, um die Kuh zu sehen. Augenblick der Metaphysik, Szene aus dem Weltall, Momentbild aus dem Dasein des Ganzen: unbestimmte dunkle Empfindungen in den Menschen, die in gleitenden gelben Wagen ohne sichtbaren Antrieb an einem Tier vorüberfahren, das ihren höheren Zwecken geopfert wird — den höheren Zwecken ihrer Geschäftigkeit, des Rendezvous, zu dem sie eilen, der Einkäufe, die sie machen, dieser ganzen Geschäftigkeit einer Stadt um die fünfte Nachmittagsstunde.

Ein Mädchen auf der Plattform sieht, daß die schwarzen Augen des Tieres schön sind und empfindet Mitleid, aber ohne Zweifel findet sich auch hier der Herr, der es zu dämpfen versteht.

Es wäre zugleich ein Weg zur Anknüpfung.

Die Trams sind vorüber, die Kuh kann nicht ewig liegenbleiben. Der Soldat ist unerschöpflich in Ideen, er bringt eine Tasse kalten Wassers und schüttet es ihr ins Ohr. Er denkt zwar, es solle sie erschrecken, aber er sagt, es werde ihre Lebensgeister erfrischen. Die Kuh erschrickt in der Tat, dann schüttelt sie die Ohren aus und bleibt liegen.

Man holt statt der Tasse einen Eimer Eiswasser, sie bekommt ihn in beide Ohren, sie steht nicht auf.

Nun versucht auch der Viehtreiber eine Idee. Es ist ein Bauernmittel: er dreht ihren Schwanz fünf Minuten lang wie den Griff einer Drehorgel, die Tiere haben da sensible Nerven. Die Kuh will nicht sensibel sein, sie bleibt.

Wenn sie inzwischen nicht aufgestanden ist, lebt sie noch heute.

Mittelalter

In der Altstadt ist es nicht die Architektur, die man sucht, das habe ich schon gesagt. Aber man kann dem Volk begegnen.

Wenn endlich ein schöner Sonnentag gewesen ist, steige ich am Abend hinunter, auf einer der Straßen, die steil und kurz wie das Bett eines Gießbaches sind.

Sobald sie die Sohle erreicht haben, beginnt das Kreuz und Quer der kleinen Gassen, die vom Schachbrett weniger die Rechteckigkeit als die verwirrende Aufteilung haben. Der natürliche Mittelpunkt für sie alle ist der große Platz, aber nicht etwa in dem Sinne, daß er das aufgeregteste Volkstreiben aufwiese, ganz im Gegenteil, er ist das beinahe leere, räumliche Zentrum eines Lebens, das sich ganz in seinen Zugangsgassen abspielt.

In ihnen steht Schenke neben Schenke, in ihnen schmettern die Grammophone und hämmern die automatischen Klaviere, und die Goldfassaden der Zunfthäuser am Eingang zum Platz sind nur ein Kulissenabschluß seltsamster Wirkung.

Die Schenken sind Jahrhunderte alt. Wo zur Zeit Rubens' die nationalen Biere zum Klang des Dudelsacks getrunken wurden, werden sie heute in der Anschauung von echten oder falschen Tirolern getrunken, die eine Ziehharmonika auf ihren nackten Knien halten und den Gamsbart lüften, wenn sie jodeln.

Grammophon, Hammerklavier, Kino, Tabaksqualm — ich meine immer, das hätte so wunderbar ins Mittelalter gepaßt, in die naive, durstige Schaulust der Kleinbürger der alten Städte.

Die Schaulust ist freilich ungebrochen geblieben; ich beobachte, wie Mädchen, Männer und Frauen, die ihre Säuglinge mit sich schleppen, von Eingang zu Eingang ziehen, die beweglichen Holzläden, die als Tür dienen, aufstoßen und sehnsüchtig hineinschauen, hingerissen, besessen von der Begierde, den Rhythmus der maschinalen Musik in sich einzutrinken.

Eine dunkle Männerstimme singt aus dem Grammophon die Klagen Puccinis über sie hin, eine Frauenstimme fällt schrill und sinnlich ein. Käufer und Verkäuferin am fahrenden Krevettenstand lauschen einen Augenblick; die Verkäuferin, blonde Flämin aus den Bildern Jordaens, hält ihr Bierglas an, aus dem sie in der Eile des Handels einen Schluck nimmt, als fühle sie den ganzen Salzgehalt ihrer Ware im eigenen Hals.

Die Käufer greifen in den riechenden Haufen, kosten und kaufen, eine ganze Gasse ist in den scharfen Meergeruch eingehüllt. Hinter den Karren schaukeln in den dunklen Eingängen der Althändler Anzüge und Blusen und werden von Fischgeräten überkreuzt, nach denen die Männer begehrlich ausschauen.

Die schwarze Menge rollt sich wie ein endloses Band ab, durchgellt von den Rufen der Zeitungsmädchen. Sie sind das Flämischste, was es in Brüssel gibt. Die vierzehn-, fünfzehn- und sechzehnjährige Gilde trägt ihre eigene Frisur: wassergekämmtes blondes Haar wird hinten im Knoten getragen und über der Stirn gerade abgeschnitten; das gibt ihnen etwas Wildes, Strandhaftes, als wenn es der Seewind wäre, der die kurzen Ponylocken zerzaust.

Die Gesichter sind oval, oft von einem vollkommenen Oval, in das Sonne und Regen ein unauslöschliches Braun gebrannt haben; an Körperbau sind sie fest, stark, flämischer Schlag, der volle, üppige Frauen aus ihnen machen wird. Und sie alle, aber auch alle haben Gebisse von einem Weiß und einer Vollkommenheit, daß man getröstet ist, Volk und schlechte Zähne sind nicht immer identische Begriffe.

In drei Jahren wird manche von ihnen, wie man sagt, in Samt und Seide gehen, statt in alten dünnen Röcken und Hausschuhen; es kann aber auch vorkommen, daß sie angesichts eines Negers den coup de foudre verspürt; der Landsmann aus dem Kongo ist dann schuld, daß sie ihr Leben lang Zeitungen verkauft, mit einem Mischwesen in den Röcken, das weder Kaffee noch Milch ist.

Wenn man sie so ganz blondhäutig, gelbhaarig, rosig und gerundet sieht, kommt einem schon der schwarze Wallone, mit dem sich unzählige vermischt haben, wie eine Art Neger, ich will sagen, von fremder und befremdender Rasse vor; aber wie bei den Tieren triumphiert doch immer wieder der reine extreme Typus.

Unter sich sprechen diese Fischermädchen entweder flämisch oder den Dialekt des Marolleviertels, den neulich ein Philologe mit der Käsestadt Marolles in Nordfrankreich in Verbindung brachte. Philologen sind stark in solchen Behauptungen.

Ninon

Die Lebensfreude des Brüsseler Volkes ist ein Feuilletonstichwort geworden, dem man lieber aus dem Wege geht und das doch bei jedem Abendstreifzug von einer gewalttätigen Deutlichkeit wird, auch jetzt im Kriege. Die Theater sind zum Bersten voll, und wenn die Elegants der Oberstadt und der angelsächsischen Kolonie in den Tanzbars fehlen, die vielen Hunderte von jungen Deutschen, die zur Front gehen oder von ihr kommen, ersetzen sie, das Bild ist nur heißer, rascher, energischer geworden.

Dieses nächtliche Brüssel ist der Hintergrund einer Geschichte, die ich hierhersetzen will. Eines Tages war ich auf dem Hauptfriedhof von Brüssel.

Er liegt, von einer Mauer umgeben, im freien grünen Feld. Ich hatte mir die drei Denkmäler angesehen, die die Deutschen und Franzosen den auf belgischem Boden Verstorbenen von 1870 und die Engländer den Toten von Waterloo gesetzt haben. Das französische ist banal-pompös, das englische imperialistisch-pompös (Bronzeflüsse wallen von der Figur über Sockel und Platte bis auf den Weg), das deutsche sehr einfach.

Dann stieß ich auf reiche jüdische Gräber und las eben verwundert diese wahrhaft kosmopolitische Inschrift: „Josef Barrow Montefiori Levi, born 23rd May 5590, died 15th April 5636 (1876)", als ich einen jungen Mann bemerkte, der von Grab zu Grab ging und Notizen machte.

Daß er ein Deutscher war, ließ sich ohne Mühe feststellen, aber zu sehn, daß er meinesgleichen war, dazu gehörte schon die Freimaurerei des Geistes, die sich an Blick und Mund erkennt.

Wir gerieten ins Gespräch und er sagte, es sei gut, belgische und flämische Namen bereit zu haben; er war ein junger Literat, der an sein Handwerk dachte. Es stellte sich heraus, daß er die Fähigkeit starken, unmittelbaren Erlebnisses besaß, vor ein paar Wochen noch Soldat gewesen war und eben eine Krise überwunden hatte, die ich nach meiner Art folgendermaßen niedergeschrieben habe.

Sechs Monate war er von seiner Welt ferngehalten worden, der Welt seiner Gedanken, die ein geistiger Mensch über der realen einrichtet, wie man ein Laboratorium einrichtet, um die Grundstoffe aller Dinge noch einmal zu untersuchen und die Erscheinungen des Lebens nachzuprüfen — eine Welt, in der nichts vorkommt, was nicht auch in der realen Tageswelt vorkäme, eine Stätte der Zersetzung, des Experimentes und des Aufbaus, eine Welt mit den hohen Gewölben der Unendlichkeit über dem Wirrwarr der kleinen Erscheinungen und dem beängstigenden Haufen der tausend Erfahrungen.

Sechs Monate war er Soldat gewesen, und auf den hohen Bettstellen der Baracken, in den Federbergen des dörflichen Quartiers, den Reihenlagern des Lazarettes hatte er vor dem Einschlafen, zwischen Müdigkeit und Aufstehn, an diese Welt wie an ein Haus gedacht, dessen Tür man verriegelt hat, weil man auf eine weite Reise gegangen ist.

Er beklagte sich nicht, denn es war Krieg, und wie alle andern hatte er sein Opfer und seinen Verzicht darzubringen — großes und erhabenes Massenschicksal, von dem sich nur ein Feigling, der nicht menschlich zu denken gelernt hat, ausschließen könnte. Aber er dachte doch mit Sehnsucht an das Reich, das er bewohnt hatte, und das war *seine* Art von Heimweh, wie andere nach ihrer Frau, nach ihrem Geschäft Heimweh haben.

Und während sie diesem Heimweh noch lange nicht nachgeben durften oder, wie viele, nie mehr es fühlten, weil sie im Krieg hinweggerafft wurden, versetzte ihn ein milderes Los eines Tages aus dem großen Soldatenlager in ein Büro, in die volkerfüllte Hauptstadt des eroberten Landes, und erlaubte ihm, sich in ihr in seinem gewohnten Anzug, in voller Freiheit zu bewegen.

Fünf Tage lang kam er nicht zur Besinnung; die neuen Freunde nahmen sich seiner an, und weil sie sagten, daß er ausgehungert sei, führten sie ihn in die glänzenden Speisehäuser, in die lichtüberschütteten Tanzsäle, in die von Lachen, farbigen Kulissen, Frechheit und Geist erfüllten Theater, in die Straßen der geschminkten und vibrierenden Erregung, in den

ersten Salon, wo wieder eine mutige Frau Freund und märtyrerhaft grollenden Feind vereinte, in Nachmittagstees und Abendkonzerte.

Aber am sechsten war er plötzlich allein, so allein, wie man es nur in einem bewegten Kreise sein kann, der sich durch den Zufall für einen Abend auflöst, weil jeder seinem Ziele nachgeht.

Er atmete auf, und während er in den Ecken eines Kaffees saß, machte er sich in Gedanken stürmisch auf den Weg zu dem einsamen Tor, das seine „Welt" verschloß, öffnete es, sah sie daliegen, verstaubt, nicht mehr von dem Hauch der täglichen Anwesenheit erwärmt, und erlebte, durch nichts vorbereitet, aber sofort ganz, restlos begreifend, die entsetzliche Offenbarung, daß er in seinem letzten Kern ein Schwächling war: denn es graute ihm vor der Energie des Wiedereroberns.

Still schloß er die Tür, und nun saß er da, von Melancholie ertränkt, schlaff gleich einem alten Mann, der nicht mehr die Kraft fühlt, von vorne zu beginnen. Wie ein Ausgestoßener schlich er durch Seitenstraßen nach seiner Wohnung. Nicht mehr arbeiten können — fanatisch, radikal, selbstzerstörerisch verachtete er sich.

Er hatte die Probe nicht bestanden, den Mut zum neuen Anlauf nicht mitgebracht, es fehlte an dem, was wesentlich und entscheidend war, dem Willen, über den sich nie etwas aussagen läßt, der nur in solchen kritischen Momenten ist oder nicht ist.

Eine geheime Hoffnung war freilich noch in ihm: der nächste Tag. Vielleicht stand er auf und hatte es, das alte Verlangen nach seiner Arbeit, diese feine Sinn-

lichkeit, die wie eine erfahrene Werbung, ein unermüdlicher Angriff, eine Besessenheit, eine disziplinierte Gewalttätigkeit ist.

Wie er den Zustand nachfühlte, und wie ohnmächtig er dann war, ihn zu haben.

Er brachte den Tag damit zu, Bücher anderer zu lesen, wie er sonst wohl getan hatte, um in der Vergleichung auszuruhen oder, wenn er auf Gekonntes stieß, einen Herzensbruder neben sich zu wissen und die Legitimität des eigenen Ehrgeizes zu fühlen. Denn das ist das Äußerste, was ein Künstler dem andern an Anerkennung entgegenbringen kann.

Und siehe, er erregte sich wohl über die Mittelmäßigkeit dessen, was er las, aber er hatte Angst, ohnmächtige Angst, wenn er an die Anstrengung dachte, die es bedeutet, Menschen zu erfinden, sie so zu zwingen, daß sie vor dem inneren Auge stehn, Schemen mit Blut zu füllen, ihr Gott zu sein, der ihnen das Leben gibt.

Im Theater sah er ein Lustspiel, das nicht viel mehr als eine Posse war. Selbst dazu gehörte eine zulängliche Kraft, ein Glaube, ein Wille, und wenn es nur der zur Banalität war.

Das blendete ihn, es war Erkenntnis, Weisheit, Einsicht. Wie hätte er sie früher dankbar hingenommen und die Lehre für seine Person daraus gezogen.

In einem Tanzsalon bemerkte er eine junge Französin von siebzehn, achtzehn Jahren. Sie trug ein Brokathäubchen auf goldblonden Locken, die ihr gelöst auf die Schultern fielen, als sei sie Ninon de Lenclos, deren starke, königliche Nase und schmalen Mund sie hatte.

Unter Mädchen mit starken Hüften und straffen Beinen, trikotbekleideter Augenweide der ausgehungerten Beurlaubten, war sie, schmal in den Schenkeln und zart im Busen, Genius, Rasse, Geist, der seinen Körper erschaffen hat, Erregtheit, Blut, tanzende Mänade aus verfeinerten Generationen.

Unmittelbar dachte er: wenn ich ein junger Herzog wäre, würde ich sie heiraten, die meinesgleichen, Standesgenossin durch die Gnade ihrer nervösen Beine ist.

Er machte den Versuch, sie an sich zu ziehen. Sie setzte sich sofort zu ihm, aber ihre Blicke gingen über ihn hinweg. Weil sie meine Schwäche fühlt, bekannte er vor sich selbst und ging.

Raserei ergriff ihn, zu Hause bedeckte er einen Bogen Papier mit Versen, die er sich entriß; am nächsten Morgen wollte er sie auf dem Büro durcharbeiten — es war ein Gestammel, ohne Kraft.

Da gab er es auf und ging in die Ruhe ein, in die mild gleichmäßige und ausgefüllte Bürokratie, die bisweilen den Kitzel der kleinen Macht schenkte, wenn die Bittsteller demütig nahten. „Wenn ihr wüßtet," sagte er hinter ihnen her, „was für ein armer Feigling ich bin."

Er wurde ganz sanft, er schrieb in sauberer, zarter Schrift seine Berichte, dann ging er in die Restaurants und aß sorgfältig und gewählt, oft von geheimem Schluchzen erschüttert, aber immer sich trotzig an dem Gedanken aufrichtend, daß es auch etwas wert sei, die Lebensbahn für alle Zeiten ruhig und glatt vor sich liegen zu sehen.

Auch im Traum knirschte er manchmal auf, aber

nicht oft, und man konnte leben, ohne wahrhaftig zu sein — es war sogar eine Kunst, die Hingabe verlangte.

Eines Nachmittags schlief er auf dem Sofa ein. Als er sich erhob und zum Waschtisch am Fenster trat, bemerkte er, daß es draußen Frühling wurde. Im Garten stand ein Baum, die Zweige noch schwarz, an den Enden trug er schwellende Knospen.

Und diese Knospen schaukelten sanft, die Äste wiegten sich.

Seltsam, kein Windhauch ging, und sie wiegten sich doch.

Ein Schauer lief durch ihn — welche Kraft war denn in seinem Auge, daß er das sehen konnte, daß es ihm auffiel?

Er betrachtete den Baum fest: der Baum wiegte sich aus eigener Lust, in Entzücken. Er belauschte ihn, er fühlte mit ihm, er, er war der Baum, er sah die ungeheure Inbrunst, die stille Arbeit der inneren Vorgänge, den körperlichen Moment des Aufblühens, der kreisenden Säfte.

Eine namenlose Zärtlichkeit ergriff ihn, eine große Dankbarkeit, eine Furcht auch, in der nächsten Minute das alles nicht mehr fühlen zu können.

Und er erkannte in diesem Augenblick: wir können nichts dazu tun, um stark zu sein; es ist ein Geschenk, demütig zu nehmen und sorgfältig zu verwalten.

Eine Drossel flog auf den Baum, schwarz auf schwarzem Ast, ein kleiner, schwerer Körper, der trunken zu singen begann. „Vogel, lieber Vogel," stammelte er. Und war an diesem Nachmittage Kind, genährt von aller Liebe, gütig gegen alle, fühlend, was Menschen sind.

Am Abend ging er zu Ninon. Sie war stürmisch verliebt — in ein Mädchen, das einen breiten weichen Mund hatte und sich ihr in jeder Bewegung hingab. Ninon zeigte den Männern in hochfahrender Deutlichkeit, wie es mit ihr stand. Zu ihm sagte sie, als er sie fragte, ob sie nun seine Freundin sein wolle, mit der höflichen Bestimmtheit ihrer Nation, die so menschlich über die Mathematik dieser Dinge redet:

„Ich schwöre nicht, daß ich nie mehr Männer lieben werde — aber sehen Sie, im Augenblick finde ich sie von ganzem Herzen dumm und häßlich. Es ist so gut, in den Armen der kleinen Berthe zu fühlen, was Weichheit ist; es ist so fern von allem Plumpen, das ist es."

Er hörte ihr ebenso höflich zu und antwortete ihr mit ihrer eigenen leisen Bestimmtheit:

„Ich verstehe vollkommen, Ninon, nur die groben Naturen füllen sich ewig mit der gleichen Nahrung. Empfinden Sie in den Armen Berthes alle Entzückung und selbst das Unwahrscheinliche, eine Art seltsamer Reinheit, und lassen Sie mir, was mich betrifft, die Überzeugung, daß alles seine Zeit hat. Zeit haben und Zeit gewähren, das ist das Geheimnis, man muß natürlich sein. Ich habe das tiefe Glück erlebt, wieder stark zu sein. Ich werde jeden Abend kommen und jeden Abend, wenn ich von Ihnen fortgehe, arbeiten. Wenn meine Arbeit fertig ist, werden wir Freunde geworden sein. Ich will es so."

Sie dachte über seine Worte nach.

„Vielleicht wird es so sein," antwortete sie, sich die Locken aus dem Gesicht schüttelnd.

Ich habe dann Ninon kennengelernt, sie war sehr liebenswert.

Ich saß mit meinem neuen Freund manchen Abend in der Bar und half ihm warten, bis es Mitternacht war und das Lokal schloß. Sie war ihm treu in einer natürlichen, souveränen Art, die nichts von der Sentimentalität eines kleinen Mädchens hatte.

Er arbeitete viel im alten Museum. Sie liebte unten im Saal der Plastiken die Verhüllte Godecharles, deren geschlossene Beine und Unterkörper nackt sind, während sie über Brust und Kopf einen Schal zieht, in den oberen Sälen die prätentiöse Eleganz der Eva Cranachs und das Bild Johannas der Wahnsinnigen — alles Kunstschöpfungen, die nicht zu den großen gehören; sie zu finden und zu erwählen, ist eben darum Zeichen von Entschlossenheit und Blick.

Aber daß sie eine Art Geschmack vor Bildern besaß, ist nicht das Wesentliche, es ist sogar herzlich gleichgültig, es beweist gar nichts. Wenn sie vor Kitsch etwas gefühlt und sich gedacht hätte, wären wir beide nicht so töricht gewesen, sie „erziehen" zu wollen. Höchstens eine unmerkliche Ironie ohne persönliche Spitze wäre am Platz gewesen und von ihr sofort begriffen worden.

Die Abende in Ninons Bar und in den andern — davon zu sprechen, fordert den Unwillen derer heraus, die darüber wachen, daß der Ernst der Zeit auch hinter der Front eingehalten werde. Das ist eine jener Verknüpfungen, die so logisch scheinen und so falsch sind,

Denkresultat matter Hirne, das auf Annäherung von Vorstellungen beruht, statt auf Präzision.

Es befriedigt mich tief, daß es in diesem Kriege einen Ort gibt, wo die Nacht lebt und farbig ist (bis zwölf Uhr nur, allerdings, aber immerhin), und ich bin dankbar, daß ich an ihm weilen kann. Ich zittre stets vor jenen Moralisten, die die Ohren der Machthaber besitzen und sie benutzen könnten, um diesen Farbfleck im grauen Weltkrieg auszulöschen.

Was wäre die Folge? Ein Sieg des öden Rationalismus, mit dem die Zeitungen, die Briefe, die Gespräche aller dieser Leute, die den Krieg nicht vergessen können, uns täglich vergiften; eine Zunahme des niederen Handels an den dunklen Straßenecken und des groben in den öffentlichen Häusern, wo das nackte Geschäft nicht durch ein wenig Tanz, Lustigkeit und menschliche Annäherung gemildert wird; eine Abnahme dessen, was ich immer als hellenistisch, das ist klar und vernünftig diesseitig, in unsrer beschwerten Kultur empfinde.

Hellenistisch ist die Tänzerin als Kaste, das Liebesmädchen als Glied im Aufbau der Gesellschaft, hellenistisch ist die junge Hetäre als Vertreterin der irdischen Göttin, hellenistisch die ganze Idee, die Möglichkeit, daß der Mann, ob er nun geistig oder sonstwie energetisch tätig ist, die Ergänzung suchen, die Rückkehr zur Körperlichkeit vollziehen kann — ohne Heimlichkeit, ohne großen Aufwand an Spürsinn und Vorbereitung.

Berlin wurde so groß, daß es sich von denen, die über ihm wachen, sein Nachtleben erzwungen hat,

und doch, wieviel unheiterer, weil unnatürlicher und gezwungener, ist dort diese Seite des Daseins. Die Mädchen sind gröber, es schwebt noch immer über ihnen die Niedrigkeit ihrer Abstammung, die Verfemung durch die öffentliche Meinung, die drohende Hand der Polizei. Darum ist die Nacht in Berlin erhitzter und lärmender als in den Ländern, die das hellenistische Vermächtnis hinübergerettet haben, in den Ländern lateinischer Kultur.

Hier kommen die kleinen Frauen auch aus den unteren Schichten, aber sie besitzen das Erbe, das gut aufgebaute Gesellschaften jedem ihrer Mitglieder mitgeben, bessere Haltung, bewußtere Persönlichkeit, Ehrgeiz der Verfeinerung. Selten, daß man ihnen unter dem Pelz, der feinen Wäsche, den Seidenstrümpfen das entlaufene Dienstmädchen anmerkt; in allen ungefähr ist, wie allgemein bei den Frauen dieser Nationen, der kleine sprühende Funke, der sie vital, lasziv, erotisch, ironisch macht — und sehr zärtlich.

Von den Tänzerinnen greifen die Gedanken über zu dem Ganzen, von dem sie nur ein Teil sind. Sprechen wir nicht mehr allgemein von den lateinischen Nationen, sondern von ihrem führenden Volk, den Franzosen. Sie beschäftigen mich in dem Maße von neuem, als der Augenblick näher kommt, wo Europa wieder eine Tatsache und unsre Aufgabe sein wird.

Der Krieg hat denen unter uns, die so töricht waren, französische Lebenskraft gering zu schätzen, eine Lehre erteilt. Was vom Militärischen gilt, gilt auch vom Kulturellen. Man fühlt, ihre Art, das Problem des eingerichteten Lebens zu lösen, hat etwas Werbendes,

ihre Lösung ist also besonders glücklich, brauchbar und dauernd. Ich führe ihren Ursprung auf folgendes zurück.

Sie haben ihr Leben ganz auf eine rationale Basis gestellt und sie heben den Rationalismus jeden Augenblick wieder auf. Den Ernst aufheben, darauf kommt es an. Sie tun es schon im Alltag, durch Ironie, Witz, Elastizität, natürlich gebliebenes Verhältnis zum Sinnlichen und durch das, was sie Geist nennen, durch alle jene kleine Dosen des Ewigeren, des tieferen Sinnes, die das Ernsthafte entmaterialisieren.

Sie korrigieren die Schwerfälligkeit des Rationalen, sie mokieren sich darüber, wenn einer kommt und sie den Glaubenssatz lehren wollte, daß Disziplin, Organisation, Ordnung, Funktionieren der Maschine, Wissenschaft bis zur Übertreibung, gehorsame Unterordnung der persönlichen Kritik und der Freiheit, die Dinge anzuerkennen oder zu verwerfen — daß alle diese Rationalitäten, Ernst des Daseins genannt, den Sinn des Lebens ausmachten.

Ihre große Revolution von damals war nur äußerlich eine rationale Angelegenheit; Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit nur das Feldgeschrei; der Krieg selbst wurde um etwas viel Geistigeres, Überwirklicheres geführt. Jene Revolution war — keine andere Nation wird sie nachmachen — ein einzigartiger Augenblick im Leben eines Volkes, das eine ekstatische Raserei herbeiführte, um von einem Rationalismus, der sich in Jahrhunderten wie ein Gift in seinem Körper angesammelt hatte, für ein paar Jahre frei zu werden.

Zehn Jahre lang strömten die dunklen Urkräfte in seine Seele ein, zehn Jahre dampfte sein Blut,

sich am eigenen Dunst berauschend, und das äußerste Lebensgefühl wütete gegen sich selbst, aus Lebensgefühl, in diesen Jakobinern, die wild und fanatisch die Logik der einen Idee bis zum Ende durchdachten.

Etwas von dieser Ekstase: auf Trümmern zu triumphieren und unterzugehn, wenn es sein muß, ist in den Verteidigern von Verdun und den Angreifern an der Somme wieder auferstanden. Ist diese Ekstase stark genug, um den Kampf zu überdauern, dann hat Frankreich das große, gefährliche Problem gelöst, von dem seine Verjüngung, sein Eintritt ins zwanzigste Jahrhundert abhing, denn seine bürgerlich-gesellschaftliche Kultur hatte sich erschöpft.

An Stelle der drei Schlagworte der Revolution wird dann der Begriff der zivilisierten Menschlichkeit treten und das rationale Fundament darstellen, ohne das eine Gesellschaft nicht leben kann; und das Ekstatische wird das sein, was bisher der Geist war: die Aufhebung der Banalität. Denn die Forderung der Menschlichkeit allein ist banal, was Deutsche wohl fühlten, als sie auf den Krieg oder aus dem Krieg eine stoische und harte Philosophie machten.

Das Große dieses Krieges ist, daß er die Völker zwingt, für ihre Entwicklung eine neue Idee und eine neue Gesamtrichtung zu suchen. Uns schleudert er, gepriesen sei er dafür, auf die Notwendigkeit, unser dualistisches System von Regierung und regiertem Volk in ein monistisches System der Regierung im Volk zu verwandeln; Frankreich nötigt er, sein eigenstes Problem, das Verhältnis von Rationalismus und Vergeistigung, für die Menschheit neu zu lösen. Jedem

Volk seine Aufgabe, ihr reines Ergebnis der Welt. Weigern wir uns doch, überhaupt noch zu lesen, was die Redakteure (man schreibt sie neuerdings mit ö) uns Schlechtes von den Völkern sagen.

Derart philosophiere ich in den Tanzbars, denn ich habe in ihnen durchaus das Gefühl, im Zentrum des Lebens zu sein, wo man sein muß, um philosophieren zu können — im Zentrum, wo Rationales und irrationale Korrektur nur Variationen derselben Erscheinung sind.

Gewiß ist, daß nur ein Deutscher so im nächtlichen Brüssel sitzen kann. Es gibt viele solche Deutsche. Es ist nicht wahr, daß wir uns zwischen 1871 und 1914 normalisiert haben. Eine große Spaltung, eine große Überraschung, eine große Energie bereiten sich vor. Unsre Poren sind weit geöffnet, um die Luft der weiten Welt einströmen zu lassen. Die deutsche Selbstkritik hat sich zu Größe und Entschlossenheit weiterentwickelt. Am Baume der Nation schienen nur die Äste der Technik und des Wissens zu blühen, kein Wunder, da der Professor novi generis den Gärtner machte. Wir geben ihm einen Orden für treugeleistete Dienste, pensionieren ihn und predigen dem Volk, so lange bis es zu glauben beginnt, daß der Gipfel grüne, befruchtet vom Geist, dessen Rauschen wir schon einmal im alten Reich vernahmen.

Der Tausch

Erzählung

Sofort als der Krieg ausbrach, wurde Robert eingezogen.

Ob er Deutscher, Österreicher, Franzose, Engländer war, geht aus diesem Familiennamen nicht hervor, tragen wir es also nicht hinein. Es genügt zu sagen, daß er achtundzwanzig Jahre alt und Lektor der Philosophie an einer der hundert europäischen Universitäten war. Der Leser braucht darum nicht zu fürchten (vielleicht bedauert er es auch), in eine Paul Heysesche Novelle eingeführt zu werden.

Erstens beschäftigte sich Robert nun einmal wirklich mit Philosophie; zweitens ist diese Erzählung und mehr noch, das Schicksal, das er sich freiwillig schuf, durch jene Eigenschaft bedingt; und drittens besaß er nichts von einem Heyseschen Privatdozenten der Philosophie. Er hatte die Dozentur gewählt, weil sie ein Weg zu dem war, woran ihm lag: durch Geist Macht, Wirkung, Einfluß auf Geister zu gewinnen.

In seiner Wohnung hing ein Bild Schopenhauers aus den späteren Frankfurter Jahren, und er trat oft vor ihn hin, um ihn anzusehen.

Was er vor den Zügen des wilden Weißkopfs empfand, war Selbstbewußtsein — eine in ihrer Energie fast spöttische Entschlossenheit, sich nicht weniger mutig, fest gefügt und unabhängig zu erweisen.

Wie jener hatte er die andern Philosophen gelesen und studiert, um in der Erkenntnis bestärkt zu werden, daß jeder die Welt von Grund aus mit eigenen Kräften neu aufbauen müsse; wie Schopenhauer war er wohlhabend; wie er überzeugt, daß er alt werden und Jahre genug vor sich haben werde, sich seinem Zeitalter aufzudrängen. Aber in einem Punkt unterschied er sich von ihm — er stand im Begriff, sich eine Frau zu nehmen.

Er scheute davor zurück, und doch zog es ihn an. Er hielt einen verheirateten Denker für einen lächerlichen Begriff, denn wer dachte, war nicht ein Mann des milden und geduldigen Nachfühlens, sondern der aktiven Energie, der radikalen Kühnheit, die das Ganze übersieht und sich nicht an einen Teil hängt.

Eine Frau war nur ein Teil, trotzdem verlobte er sich. Einmal weil er Dora nicht anders bekam, denn sie war aus noch hochmütigerer Familie als er; vor allem aber, weil ihn sein Selbsturteil davor warnte, sich in seinem Alter als vollkommenen Weisen zu konstituieren. Er war auf seine Art demütig und unpersönlich, er wollte sich vom Erleben und Schicksal andrer nicht ausschließen, darum bat er um Doras stolze, kluge Hand, begierig zu erfahren, was aus diesem begabten, ziemlich heißblütigen Mädchen von Welt werde, wenn er ihr Lehrmeister gewesen sei.

Während er nun in einem Soldatenlager ausgebildet wurde, begann er ihr Briefe zu schreiben, die in dieser Zeit der politischen Erregung wohl kaum ein Gegenstück hatten, Briefe einer diktatorischen Verführung.

Er verlangte von ihr, daß sie den letzten Urlaub, den er wie jeder zu erwarten hatte, bevor er ins Feld rückte, heimlich mit ihm zubrachte, und er spielte mit so offenen Karten, daß er sich nicht darauf berief, er werde vielleicht sterben und wolle sie einmal wenigstens besessen haben; sondern er gebrauchte diese Argumente, indem er sie ganz der Sentimentalität entkleidete und der härtenden Luft seines Willens aussetzte. Er suchte Dora durch Kühnheit zu verführen und erkannte dann, daß auch das ein Appell an ein Gefühl war.

Aber da dieses Gefühl eine Beschwingung war, die er von sich zu ihr aussandte, war er damit zufrieden, denn es entsprach seiner Auffassung von Benutzung und Umwandlung menschlicher Begierden. Wenn sein Plan gelang, war es ein Sieg reiner und klarer Ideen, eine erste Bestätigung seiner Lehre.

Es gelang, Dora meldete sich nach seiner Anweisung zu einem Kursus für Krankenpflege in der Hauptstadt und fuhr fünf Tage früher, als nötig gewesen wäre. Diese fünf Tage gehörten zu der Woche Urlaub, der ihm bewilligt wurde. Er durchstreifte die Stadt, um eine abgeschlossene Unterkunft zu suchen, und fand in der Gegend des Schweizer Platzes, im vierten Stock, gegenüber einer sonnenbeschienenen leeren Baufläche, eine Wohnung, die so sehr seinem Geschmack entsprach, daß er ohne Zögern auf die Bedingung des Besitzers einging, sie mit der Einrichtung für ein Jahr zu mieten.

In einer Buchhandlung bestellte er, am Ladentisch in Katalogen blätternd, eine kleine Bibliothek und vergrößerte sie noch während der Tage, die er mit

Dora zubrachte, indem er seine Spaziergänge mit ihr angenehm unterbrach und aussuchte, was ihm und ihr gefiel. Dann kam Dora.

Den ersten Tag bestimmte er voll Selbstzucht dazu, sie an sich zu gewöhnen und ihre Verwirrtheit zu beruhigen; am zweiten führte er die Entscheidung herbei; der dritte war ein Tag der Rückschläge, die er durch die Berührung mit der so erregten und brausenden Großstadt überwand; der vierte brachte die große Hingerissenheit, den Taumel, die Entzündung; der fünfte Drohung des Abschieds, Gefühl des vollzogenen Schicksals und letztes Ausschöpfen; am sechsten fuhr er ins Lager zurück und Dora in die Pension, in der sie angemeldet war.

Aber während der ganzen Zeit hatte er es eingerichtet, daß sie im unklaren blieb, in welcher Straße seine Wohnung gelegen war. Immer hatte er Autos benutzt, und ihre völlige Unkenntnis der Stadt war ihm zu Hilfe gekommen. Der Grund, weswegen er das tat, war ihm selbst nicht genau bewußt; es mochte sein, daß er selbst vor ihr ein Geheimnis über sein Leben werfen wollte. Im Feld gab er dann seiner Bank Anweisung, jedes Vierteljahr die Miete an den Besitzer zu schicken.

Die ersten Wochen hatte er, wenn er an die Heimat zurückdachte, das Gefühl einer ungeheuren Distanz, weniger des Raumes, denn dazu wußte er zu genau, daß sein Standort nur eine halbe Tagereise von der Grenze entfernt war, als der Zeit.

In der Zeit vollzog sich die Aufhebung des Realen,

und er konnte sich zehnmal sagen, daß er erst zwanzig Tage draußen lag — in seiner Vorstellung war es eine Ewigkeit, und er zog daraus den Schluß, daß Zeit schöpferischer als Raum ist.

Er räumte ihr die Stellung eines Gottes ein, und das war sein mystisches Gefühl in einer Welt von Menschen, deren vielen Erregungen er kühl und nicht mehr als aufmerksam gegenüberstand.

In die Zeit eingesponnen zu sein, erschien ihm so schön, daß er jede Störung, die von außen kam, zurückwies. Es gab im wesentlichen zwei solcher Störungen, den Briefverkehr mit der Heimat und, nach Monaten, das Angebot des ersten Urlaubs. Man schickte ihm Briefe und verlangte sie von ihm. Er las sie mit Unlust und beantwortete sie selten. Seine Eltern erfuhren durch das Regiment, daß er noch lebte, und der Vorgesetzte im Büro stellte ihn zur Rede.

Der Gedanke, aus den Höhlen, in denen er lag, nach Hause zu fahren und an das, was vergangen war und noch lange nicht wiederkehrte, den Frieden, erinnert zu werden, kam ihm wie eine Ungeheuerlichkeit vor. Und da er für alle Dinge nur ein Maß hatte, die Logik — Tapferkeit und Ausharren waren für ihn nur Logik — so mißachtete er Menschen, die es fertig brachten, sich im Krieg wie in einem Zustand des Alltags einzurichten, heute zu töten, morgen einen Besuch in ihren verödeten Kontoren zu machen und einen Ausgleich zwischen Not und bürgerlichem Interesse zu schaffen.

Ihr ewiger, unausrottbarer, subalterner Trieb, Wurzel auf Trümmern zu schlagen, Trümmer hinwegzuräumen, sich durchzubringen, triumphierte. Was er

war, wollte er ganz sein. Er wollte ohne Unterbrechung im Kriege verharren, auch wenn es ein Jahr dauerte, und eines Tages, wenn Friede kam, zu seinem alten Leben wie zu einer zauberhaften, neulockenden Jugend zurückkehren; den Abschlag eines Urlaubs verschmähte er.

Damals wurden viele Gefallene ausgegraben, um in die Heimat gebracht zu werden. Pfarrer, von Standesherren geschickt, Väter, Unternehmer kamen und überführten Leichen, die nicht immer die richtigen waren.

Er hatte keinen Sinn dafür, daß man an einem andern Ort begraben sein sollte als da, wo man das Leben verloren hatte. Der Tote war nur ein Vorwand für die Überlebenden, sich einer Sentimentalität zu überlassen.

Seinen Eltern gegenüber war das Schweigen leicht durchzuführen, er hatte sich schon längst von ihnen frei gemacht; seine Mutter wandte ihr ganzes Gefühl seinem Bruder zu, der von sanfterer und liebebedürftigerer Art war. Aber Dora machte ihm zu schaffen.

Ihre ersten Briefe waren voll überströmender Zärtlichkeit, die nächsten beschworen ihn, an ihre Einsamkeit zu denken; dann kamen Aufschreie ihres Stolzes und einer Enttäuschung, die sie zerbrach und matt machte.

Er sagte sich, daß er zu weit ging, aber sooft er an sie schrieb, wurden es kurze Sätze, die nicht den schmalen Raum des Feldbriefformulars ausfüllten. Sich einsetzen im Augenblick, wenn der Augenblick da war, sich einzusetzen und gegenwärtig sein; in Zwischenzeiten überwintern, den Perioden und dem Wechsel des Lebens freiwillig untertan werden, das stieg stärker

und herrischer, starrer und befehlender mit jedem Tag aus ihm empor.

Es war Gesetz; daß ein Gesetz sein muß, dem man sich unterstellt, wurde Erkenntnis und lehrhafter Sinn.

Ich bin Dein Schicksal gewesen, wie Du sagst: trage es aus, bis Du es ganz erfüllt hast, bis Du stärker als es geworden bist — das wäre das einzige Herzliche und Persönliche gewesen, das er ihr hätte schreiben können. Aber sie würde es als maßlos unherzlich und unpersönlich empfunden haben. Als er es gleichwohl schrieb, durchfuhr ihn blendend der Gedanke: wozu es ihr sagen? Wir sind da, um die Gesetze selbst zu finden.

Seinen Kameraden fiel auf, daß er keinen Wert darauf legte, Briefe zu erhalten. Einer unter ihnen, ein halber Südamerikaner, hieß wie er Robert. Der Unteroffizier machte sich das Vergnügen, jedesmal zu fragen, ob er seine Briefe diesem Namensvetter ausliefern solle. Die Soldaten lachten, er mußte denken, wie leicht es im Kriege wäre, sich überhaupt für einen andern auszugeben.

Die Monate vergingen, es wurde Frühjahr. Lange hatte er von Dora nichts mehr gehört, da erhielt er einen Brief ihres Schwagers, des Obersten.

Im Namen der Familie wurde ihm mitgeteilt, daß Dora, durch ein falsches Symptom erschreckt, eine Beichte abgelegt hatte und daß man beschlossen habe, ihm Gelegenheit zu geben, eine unverantwortliche Handlungsweise durch die sofortige Trauung gutzumachen. Ein Urlaub werde ihm verschafft werden, er möge sich bereithalten.

Obwohl er sich den größten Teil der Schuld zu-

schreiben mußte, daß Dora nicht zuerst bei ihm Hilfe gesucht hatte, blieb doch ein Rest, den er ihr nicht verzieh, und er lehnte es ab, sich dem Spruch eines Familienrates zu beugen und eine bürgerliche Ehe unter Umständen zu schließen, die ihn seiner Freiwilligkeit beraubten. Einer Form sich anbequemen, ja; eine moralische Forderung anerkennen, nein. Nun handelt es sich nicht mehr um Lässigkeit, sondern um Bekennen und Überzeugung. So wenig es denkbar war, daß er zögerte, weil Dora seine Geliebte gewesen war, so undenkbar war es, daß er einen Anspruch zugab.

Ein paar Tage darauf wurde ihm mitgeteilt, daß ein Urlaub für ihn beantragt und bewilligt worden sei, und man beneidete ihn, weil man behauptete, der Feind bereite einen Angriff mit schwerer Artillerie vor. In dem Augenblick, als er wieder in seinen Graben hinabstieg, wurde von drüben eine Lage Granaten herübergeschickt. Das setzte ein, wie ein Sturzregen, und wie bei einem Sturzregen senkte sich eine undurchdringliche Wand, das Sperrfeuer, hinter ihn und alle, die mit ihm waren.

Als er seine Besinnung sammelte, erblickte er einen geköpften Soldaten neben sich. Er glaubte sich zu erinnern, daß es sein Namensvetter gewesen war; um sich zu überzeugen, nahm er ihm das Soldbuch aus der Tasche und las: Joseph Robert, geboren zu Buenos Aires, Stand: Handlungsgehilfe.

Er steckte dem Toten sein eigenes Soldbuch zu und vertauschte dann noch die Erkennungsmarken; zweimal mußte er den blutüberströmten Rumpf berühren.

Er blickte um sich. Auf der einen Seite schützte ihn eine Biegung des Grabens, auf der andern war alles verschüttet — niemand sah ihn und niemand hinderte ihn auch, den Tausch rückgängig zu machen.

Er dachte seine unerwartete Handlung durch, ohne vom Brüllen der Kanonen irgend etwas zu hören. Vielleicht war der Gedanke an Doras Familie der erste Anlaß gewesen, sich seines Namens zu entäußern: also war er feig und bequem und nur wert, wieder aufgegeben zu werden.

Aber nicht mehr der Lektor Robert, sondern der Kaufmann Robert zu sein, dieser Wechsel enthüllte in dem Augenblick, in dem er ihn vollzogen hatte, eine Symbolik, die ihm die Augen über seine innerste Natur öffnete.

Mit der rasenden Schnelligkeit, mit der sich die großen Entscheidungen, in der ursprünglichen Bedeutung des Wortes Scheiden, vollziehen, erkannte er, daß sich ihm, wenn er die Kraft fand, diese Trennung von seiner bisherigen bürgerlichen Persönlichkeit durchzuführen, der eigentliche Sinn des Lebens, das Tor der Erkenntnis, öffnen werde: fortan würde er nur Gast unter denen sein, die seßhaft sind, fortan durch keine Rücksicht auf sich und andere gebunden sein, fortan würde er anonym werden, denn ein falscher Name ist ein schützender Name. Buddha verließ Weib und Königshaus, er Namen und Stand, beide entledigten sich der Hülle, die der Zufall über sie geworfen hatte — es war dasselbe.

Bedingung war freilich, daß er von seiner Kompagnie getrennt wurde; aber je länger die Beschießung

dauerte, und sie dauerte Stunden, und aus Tag wurde Nacht, aus Nacht Dämmerung — je länger die Beschießung der Gräben und das Sperrfeuer dahinter dauerte, desto klarer wurde es, daß für ihn nur noch der Tod oder die Gefangenschaft in Betracht kam.

Und doch irrte er sich: als er, nach einer langen vom schwarzen Nichts ausgefüllten Pause, die er erst viel später theoretisch als Zwischenglied einschob, wieder zu sich kam, hörte er die Sprache seines Landes und sah Uniformen seines Heeres.

Dann stockte seine Wahrnehmung von neuem und setzte erst wieder mit dem Wunsche ein, eine unerträgliche körperliche Lage zu ändern. Er ruhte auf dem Rücken und wollte sich auf die Seite drehn. Es gelang nicht, er bezahlte es mit einer neuen Ohnmacht. Erst danach erkannte er, daß er in einem Krankensaal lag. Eine Schwester trat zu ihm. Sie verweigerte ihm die Auskunft über die Art seiner Verwundung. Er erzwang sie sich, indem er der Reihe nach seine Glieder auf die Probe stellte. Die Beine konnte er bewegen, den Kopf heben, die Lunge ohne Beschwerde mit Luft füllen. Aber der linke Arm war ungehorsam, die Hand aus Blei. Er hob mit der rechten die Decke und sah, daß der linke Unterarm nichts mehr als ein verbundener Stumpf war.

Die Schwester richtete tröstende Worte an ihn. Er lächelte; sie wußte nicht, wie stark ein Hirn, das Zucht kennt, sein kann. In einer Sekunde hatte er nicht nur die Bilanz aus seiner Verwundung gezogen, sondern auch die Anpassung, durch die er ihre schlechten Folgen aufhob, durchdacht. Der Verlust der linken Hand war

für ihn, der nicht arbeitete und mit der rechten nur schrieb, eine Beeinträchtigung, nicht mehr. Ein künstlicher Unterarm hob das Gebrechen für jedes fremde Auge auf. Das fehlende Glied wurde ihm so gleichgültig, als habe er es nie besessen.

Während die Verstümmelung heilte, wurde er vernommen. Er wußte nicht viel zu erzählen, im Gegenteil, er war es, dem man über den abgeschlagenen Angriff berichten mußte. Man fragte ihn über den Tod des Lektors Robert aus. Er hörte, daß dessen Familie um Mitteilung seiner Aussagen gebeten hatte, er hörte ferner, daß sie den Leichnam hatte überführen lassen wollen. Der Verlust dieses Frontstückes am dritten Tage des Ansturms hatte sie daran gehindert.

Eine Woche später stand ein Oberst vor seinem Bett und verlangte eine Wiederholung seines Berichtes. Aus dem Namen sah er, daß es Doras Schwager war. Er blickte ihm gelangweilt in die Augen, er durchschaute den Grund seiner Teilnahme. Der Oberst hielt ihm eine Photographie vor, es war seine eigene. Er erschrak, aber als er sich dann in einem Spiegel betrachtete und den unerwarteten Anblick eines Vollbarts hatte, erkannte er sich selbst nicht. Er beschloß den Bart beizubehalten.

Sein Nebenmann machte eine höhnische Bemerkung über das Interesse, das der Oberst an dem Toten genommen hatte; es sei ein Interesse, das für ihresgleichen nicht gelte.

Ja, nun war er für diesen Nachbar mit den groben Händen „unsereins". Doch über eine Weile sah er die plumpen Züge nicht mehr, denn er erkannte den

Menschen des Volkes in ihm, der wohl dumpf dachte und Gefühle langsam verarbeitete, aber ein sehnsüchtiges und demütiges Verlangen nach Kenntnissen hatte, in denen er den Schlüssel zu etwas sah, was mit ihnen nur durch den Namen zusammenhing, Erkenntnis.

Er verallgemeinerte diesen Einzelnen, der ein Schlossermeister war, und nannte die so gefundene Allgemeinheit: Volk. Er hatte eine neue Idee gewonnen und erhob sie zu einer Forderung: Volk. Die Zeit seiner Genesung erlaubte ihm, mit andern, die jenem glichen, zusammenzukommen: Volk.

Er sah, daß man nicht gefühlvoll vom Volk reden soll, sondern grundsätzlich, aber das brauchte er nicht erst zu lernen. Mit den Dingen kann man nur operieren, wenn man ihre Idee in Rechnung stellt. Sich durch menschliche Schwächen und Egoismen abhalten lassen war ein Mangel an Denkkraft. Man mußte für das Volk sein oder gegen das Volk. Er sagte: für das Volk.

Etwas wählen hieß sich Charakter geben. In ihm öffnete sich ein innerster Kern von Härte, die vor keinem Schafott geschmolzen wäre — er sah, daß die Entschlossenheit des Namenstausches erste Wirkung und erste Belohnung brachte. Er segnete den Krieg, insofern er durch ihn geformt worden war.

Aber da er ihn ausgenutzt und alles Gute, das für ihn darin war, ausgepreßt hatte, ergab es sich von selbst, daß er Abstand von ihm gewann und ihn kalt beiseite schob.

Nach einer Weile war er dem Krieg auch äußerlich nicht mehr untertan, er wurde als Invalide entlassen. Man machte ihn darauf aufmerksam, daß er eine Rente

vom Staat zu beanspruchen hatte. Er verzichtete darauf, indem er sagte, er fühle sich in seinem Beruf als Kaufmann nicht beeinträchtigt. Man fragte ihn, ob er keine Angehörigen habe, er antwortete, sie wohnten in Argentinien. Den spärlichen Briefen, die er als Joseph Robert erhielt, entnahm er, daß dieser in Deutschland nur oberflächliche Bekanntschaften besessen hatte.

Er sann über die seltsame Verkettung von günstigen Umständen nach, die notwendig gewesen war, um seine Absicht zu ermöglichen; aber jede Durchführung eines Planes hing von einer solchen Verkettung ab, und die meisten Umstände ließen sich miteinander verketten, die Dinge waren verwandt.

Im Herbst des zweiten Kriegsjahres fuhr er nach der Hauptstadt zurück.

Als er seine Wohnung betrat und das Licht andrehte, umfaßte sein erster Blick den Tisch. Auf einer Dose Biskuit lag, mit dem Rücken nach oben, als hätte er eben darin gelesen, ein Roman, daneben eine Schachtel Zigaretten, in einer Vase stand Doras letzte Rose.

Er überraschte gleichsam sich selbst in einem vergangenen Tag auf frischer Tat. Er aß ein Biskuit, rauchte eine Zigarette und las einen Absatz des Romans, anknüpfend, wo er aufgehört hatte, auslöschend, was dazwischenlag. Vita nuova, vor sich Jahre der großen, der restlosen Triebhaftigkeit — Glück, ohne Auseinandersetzung mit andern ein natürliches Wesen zu sein, naiv zu leben.

Zu denken, daß er in zwanzig Jahren noch immer so,

nach allen Besuchen und Gastspielen im Dasein andrer, zu sich zurückkehren dürfe, gab tiefste Befriedigung, und daß er einst in ein einsames Alter ohne die tröstende Gemeinschaft von Kindern eingehen werde, war der Preis, den er zu zahlen hatte.

Wie eine Warnung, die er wohl erkannte, war, daß er in eine Krankheit verfiel. Ein Mädchen von der Straße, dem er Gutes getan hatte, sah ein wenig nach ihm, aber er war es, der sie trösten mußte, denn sie hatte nicht die Charakterstärke, die zu einem Leben wie dem ihrigen nötig war.

Als wesentlicher erwies sich die Bekanntschaft mit dem jüdischen Arzt, den er hinzuzog. Nach der Genesung ging er bisweilen zu ihm hinauf; sie wohnten übereinander. Er fand, was er selbst nicht hatte bleiben wollen, einen Menschen, der Ergebnis seiner Verhältnisse war.

Man konnte Mendosa ganz aus seinen ersten zwanzig Jahren ableiten. Kein Anhalt, wie der portugiesische Name in das mitteleuropäische Ackerbaustädtchen verschlagen worden war; ein bedrückter Vater, der mit seinen Tuchballen über Land zog, eine karge Mutter, die in einem Lädchen den Bauern Artikel verkaufte, an denen sie zu wenig verdiente, weil sie nicht wagte, das hart verdiente Geld in Vorräten anzulegen; Freijahre auf einer ländlichen Rabbinerschule, die mit Fluch und Ausstoßung schlossen, als er sich von seinem Glauben löste und, um nicht zu ersticken, die Luft der freien Wissenschaft suchte. Kümmerliche Studienjahre, frühes Examen, zögernder Abschied von der Forschung, erste Kassenpraxis in einem Industrieort, unvermutete

Heirat mit einem jüdischen Mädchen, das aus nicht weniger geringen Verhältnissen stammte, aber Vermögen besaß.

Sie waren einander Rettung aus ihrer Enge. Ihn hatte die Enge scheu gemacht, sie mit Begierde nach den großen Städten erfüllt, in denen es Kleider, Läden, Geselligkeit und Theater gab. Als sie diese Dinge erreicht hatte, war sie zufrieden; sie war willig als Hausfrau, hübsch anzusehen als Gattin, spielte leicht Klavier, sang ein wenig und erzog ihr Kind mit einer spielerischen Duldsamkeit.

An den Abenden, an denen sie im Kino war, kam Mendosa zu Robert hinunter. Als er Vertrauen gefaßt hatte, sprach er von seiner kleinen Rose. Sie war ein nervöses Kind, das gegen Abend glänzende Augen bekam und schwer einschlief. Er liebte es leidenschaftlich, ein Kind war alles Gute, alle Hoffnung auf Erfüllung, die man selbst nicht erreicht hatte. Um der Mutter willen sagte er ihm ein erregtes und schwankendes Leben voraus.

Robert sah nur eine Fragestellung von mathematischer Klarheit, wo Mendosa sich in Qual verstrickte. Es gab drei Möglichkeiten.

Alles, Ehe und Erziehung, konnte seinen Gang weitergehn und dem Leben überlassen werden, was mit dem Kinde geschah, dessen Einzeldasein nicht wertvoller als das von hunderttausend andern war. Mendosa konnte die Leitung an sich nehmen und die Frau unter seinen Willen zwingen — dazu gehörte eine Kraft, die jeden Tag neu gestählt werden mußte, denn die beleidigte Gedankenlosigkeit der Mutter

würde ihr nie weichen. Er konnte sich scheiden lassen, dann verlor er nach den Gesetzen das Kind.

Mendosa lehnte eine solche Sezierung seiner Ehe zuerst empfindlich ab, dann griff er seltsamerweise die dritte Möglichkeit auf. Er besaß wissenschaftlichen Ehrgeiz und hätte nur als alleinstehender Mann sich der Forschung wieder zuwenden können. Und da er die Frage des Kindes für hoffnungslos ansah, schien er bereit, seine eigene Weiterentwicklung zu retten. Robert stieß ihn auf diesem Wege voran, er entdeckte in ihm einen Irrenarzt, mit dem er die Welt der Psychopathie durchwandern konnte — nichts in dieser Welt war ihm selbst fremd.

Um die Ehe Mendosas legte sich eine Atmosphäre der Gereiztheit und Spannung. Die Frau erkannte in Robert den Feind, er schränkte seine Besuche ein, Mendosa kam zu ihm.

An einem solchen Abend wurde der Arzt durchs Telephon zu einem Mädchen gerufen, dem ein Metzgerhund die Lippe zerfleischt hatte. Robert begleitete ihn. Mendosa fand, die Kleine habe Ähnlichkeit mit Rose: er unterhielt sie von ihr, während er die Fetzen zusammennähte. Er hatte eine Stunde zu tun, sie hatte genügt, um die Welt draußen zu verändern: die Welt war vom Nebel verschlungen worden.

Auf den Fahrdämmen ein klebriger Aussatz, wie von einer Krankheit ausgeschwitzt, an den Laternen verteilt Straßenmädchen aus dem Bahnhofsviertel. Ein Wehr rauschte, Flußarme umschlossen die Mutterzelle, aus der die große Stadt hervorgegangen war.

Sie war Mendosa wohlbekannt, sie barg noch immer

Freudenhäuser und Trödlerghetto, wie zur Zeit seiner Assistentenjahre, als er zweimal in der Woche die Kontrolle der Häuser ausgeübt hatte.

Damals hatte ihn das Ghetto mit Grauen erfüllt, aber heute gestand er, daß ein Jude, und das war er trotz allem geblieben, nichts Tieferes erleben konnte — es war gut, die Stätte der Vorfahren zu kennen. Ihre Gespenster gaben Heimweh, hier war Leid empfunden worden und, wenn einer gedacht hatte, der Sinn menschlichen Schicksals.

Die Melancholie in ihm war ihre Melancholie, ein Erbe, das ihm unsichtbar auf die Schulter gelegt wurde, sobald er die Trödlergasse betrat, und das sich mystisch vor ihm hob, wenn er nach einer Unendlichkeit am andern Ende angelangt war, wo die Gasse auf den Marktplatz mündete.

Und nun erlebte er seine entscheidende Stunde. Auf der Mitte des Platzes stand ein Brunnenbecken, darum vier Kandelaber, die hoch und matt im Nebel brannten — ein Rund, das von einem Quadrat umschlossen wurde.

Aus dem Schatten der hohlen Schale löste sich ein Mensch in seiner Not und sprach Mendosa mit der Stimme eines slawischen Weibes an.

Ruth, dachte Robert, weil sie jung war, Judith, weil zürnende Locken aus einer Kapuze quollen und ein Gesicht von mehr arabischem als russischem Schnitt umrahmten. Er suchte ihre Züge zu durchforschen, da drehten ihre Augen sich und er sah nur das Weiße wie bei einer von Fallsucht Besessenen.

Statt zu geben, gingen sie betroffen weiter, über Straßenbahnschienen, die wie Phosphorstreifen schim-

merten, unter die Arkaden, die vom Nebel wie von einem Gas ausgefüllt waren. Schwer hallten ihre Schritte unter den Gewölben, gehemmt durch die Gedanken, die noch auf dem Platze waren.

Mendoſa blieb ſtehen und ſagte:

„Ich hätte ihr geben ſollen, ich muß zurück, es war der Geiſt meines Volkes, der auf mich zutrat, laſſen Sie mich allein, Robert, es iſt mir, als rufe ſie mich, unkörperlich, ſtumm, mahnend.“

Er wandte ſich um und fuhr zurück, denn ſie überholte ihn. Sie hatte einen unhörbaren Gang, er war wandelnd und lockend.

An der Stelle, wo ſie ſtanden, öffnete ſich ein Gäßchen, ſo ſchmal, daß man es überſah, wenn man es nicht kannte — die Arkaden unterbrachen ihre Bogen nicht um ſeinetwillen, ein Durchſchlupf aus alter Zeit, der in Finſternis lag; das Licht am andern Ende ſchien in der Ewigkeit zu ſchweben.

In dieſe Gaſſe bog die Fremde ein, Mendoſa folgte ihr, Robert blieb zurück. Sie verſchwanden im Nebel, plötzlich hörte er Lärm, eine rohe Stimme rief, andere Stimmen antworteten gröhlend, dann ein tieriſcher Aufſchrei, Flüche.

Robert drang in die Gaſſe ein. Am Ende ſtand ein Haufe junger Männer, die ſich in einer Kneipe betrunken hatten, und hämmerte gegen die Tür eines Hauſes, deſſen Front nur eine fenſterloſe Wand war. Robert entnahm ihren Reden, daß Mendoſa einem unter ihnen, der ſeine Begleiterin angefallen zu haben ſchien, die Hand ausgedreht hatte und in dem Hauſe verſchwunden war.

Am nächsten Morgen, während er eigentlich in seinem Kriegslazarett sein sollte, trat Mendoza bei ihm ein. Eine so tiefe Erregung lag über ihm, daß er Robert verwandelt schien. Und die Erregung war schöpferisch, sie gab ihm Worte, um zu schildern, was ihn bewegte. Er erzählte folgendes:

Als sie ihn in ihr Haus gezogen und die Tür, gegen die er sich stemmte, abgeschlossen hatte, nahm sie seine Hand und legte sie auf die eiserne Stange, die neben der Treppe lief.

Sein Fuß stieß sich an Steinstufen, bis er merkte, daß es eine Wendeltreppe war. Beim Licht von Streichhölzern sah er, daß hölzerne Gatter die Wohnungen absperrten und die Stufen von Generationen ausgetreten waren. Die Stockwerke nahmen kein Ende; mit jedem war ihm, als lasse er ein Jahrhundert hinter sich und steige rückwärts in die Zeiten hinein; der Lärm unten verhallte wesenlos.

Die Nacht, das fensterlose Haus, die Wendeltreppe, das arabische Gesicht des Mädchens ließen an alte spanische Novellen denken, an Lockung, falsche Liebe, Mord. Wäre sie, die ihn führte, so gewesen, er hätte ihr nicht fluchen können, er hätte sie freigesprochen. Ihr warmer Atem über ihm auf der drehenden Treppe war lebende Spirale.

Dann ergoß sich weißes Licht über rote Möbel, tief unten in einem Hof rauschte im Herbstwind ein Baum. Sie schloß das Fenster, wandte sich ihm zu und da war es wieder, dieses Umdrehen der Augen, das so schrecklich gewesen war.

Dann erst begriff er, daß sie ohnmächtig wurde.

Der Mund schloß sich so fest, daß es unmöglich war, ihr Wasser einzuflößen.

Etwas Gieriges, Mahrhaftes lag um die eingezogenen Nasenflügel. Volkssagen von Frauen, die totenhaft mit solchen weiß verdrehten Augen ruhen, während ihre Seelen irgendwo in der Ferne sich mit fremdem Blute nähren, drängten sich verwirrend auf. Dann kehrten die Augäpfel in ihre Lage zurück, das unheimliche Weiß verschwand.

„Es war der Schmerz," sagte sie und griff nach der Brust, wo der Betrunkene sie gepackt hatte.

Er erwiderte, er sei Arzt, und verlangte nachzusehn. Sie streifte die Bluse ab und lehnte den Oberkörper zurück.

Der Busen trat langsam hervor, in einer lautlosen Eigenbewegung, als sei er ein Doppelgeschöpf für sich, eigentlichstes, bebendstes Organ der Frau. Zu denken, daß es unter einem Griff bis zur Ohnmacht hatte schmerzen können, gab eine erregende Empfindung von Zärtlichkeit und Lust. Aber er bezwang sich. Melancholie war in ihm gewesen, nicht Begierde, als er unter den Arkaden zu ihr hatte zurückkehren wollen. An den Menschen hatte er gedacht, nicht an die Frau. Er sprach davon.

Sie lag noch immer mit enthülltem Busen vor ihm; daß es so war, daß eine Frau nackt war, während man mit ihr von seelischen Dingen redete, schien kein Widerspruch mehr, es wurde menschlichste Szene.

Das weiße Gas in den Röhren sang, als siede die Zeit in ihnen; die Uhr auf dem Kamin war ein pochendes Räderwerk, das die Zeit ausmahlte; die Brust

des Mädchens hob und senkte sich — alle Dinge waren Bewegung in der Zeit und mahnten, wesentlich zu sein. Im Menschen gab es nichts Wesentlicheres als den Schmerz, und Schmerz hatte er von ihrem Gesicht unter den Laternen des Brunnens gelesen; er bat, daß sie von sich erzählte.

Was sie berichtete, war ganz anders als er erwartete, es war grauenhafter. Russische Soldaten hatten sie in einem Pogrom vergewaltigt und im brennenden Zimmer eingeschlossen; als sie schon die Körper ihrer ermordeten Angehörigen verkohlen sah, wurde sie gerettet. Sie hieß Lubow.

Er konnte nicht anders, er küßte diese arme Brust; sie zog ihn an sich. Nun war sie erst Weib seines Stammes, Schwester durch das gleiche Blut, die zu umarmen erlaubt war — tiefste Erkenntnis, unerschöpfliche Vorstellung, die dahin entrückte, wo alles Lebende, fast oder wirklich blutschänderisch, aus demselben Schoße quoll. Vorstellungen in der Umarmung befriedigen, in einer Frau das große Dunkel umfassen, das war höchste Lust.

Aber dann wurde er einer Qual ausgesetzt. Als er aus den traumhaften Fernen zurückkehrte, war es, als sei sie zurückgeblieben, und seine Kraft nicht groß genug, sie zu entspannter Hingegebenheit zu zwingen. Unbewegt, einsam in dem, was sie dachte, löste sie sich aus seinen Armen, als ob nichts gewesen sei.

Er ging und wußte, daß er dem Verlangen verfallen war, in hundert Umarmungen zu erlangen, was eine ihm verweigert hatte.

Sie ist stärker als er, dachte Robert und stellte sich auf ihre Seite.

Es war, als wisse sie es, sobald sie, von Mendosa mitgebracht, einmal bei ihm gewesen war. Sie machten gleichsam gemeinsame Sache, es war eine feinere Treulosigkeit gegen Mendosa, insofern als sie sich über ihn hinweg abwogen und durchdrangen. Sie besuchte ihn am nächsten Tag allein, ohne daß sie sich verabredet hätten; er verlor auch kein Wort darüber.

Mendosa liebte und litt mit dem Herzen, sie trafen sich sofort auf der klareren und steileren Bahn des Geistes. Mendosa klagte Robert gegenüber, daß jene Pogromszene das einzige war, was er von ihrem Leben hatte erfahren können; Robert stellte überrascht fest, daß er längst darüber Bescheid wußte.

Der Mann, der sie vor dem Tod bewahrt hatte, war ein Student gewesen, der sie dann ins Ausland mitnahm. Er war mit denen verwandt, die die plündernden Soldaten angeführt hatten. Als sie unter den Studenten Sozialisten ihres Landes traf, lernte sie streng und geringschätzig über dieses Mitleid des Augenblicks urteilen; die Grundsätzlichkeit, die sie bei den Sozialisten sah, war mehr wert. Das war Geburtsstunde gewesen.

Robert brauchte nicht zu fragen, was sich damals in ihr vollzogen hatte. Glaube allein führte zu Milde und Liebe, aber wenn jenes Denken hinzutrat, das sich als Forderung äußerte, ergab sich ein explosives Gemisch; die fanatisch Radikalen, die Jakobiner wurden erzeugt, Gläubige in der Religion der Unerbittlichkeit.

Ohne diese Frau hätte er geglaubt, nur ein Mann

könne sich so in Zucht nehmen, daß er einen leitenden Gedanken zum Maßstab der Welt setzte. Lubow war ebenbürtig. Es mochte sein, daß sie sich in einer schweigenden Ablehnung und zähen Verteidigung hielt, wo er Fanfaren hörte und zum Angriff rüstete.

Als der Krieg ausbrach, zerstoben ihre Genossen, sie blieb allein zurück. Aus Einsamkeit und Mittellosigkeit zog sie die Folge. Es war gleichgültig, was einem Leibe widerfuhr. Seine Bedürfnisse wollten gestillt sein, die Wege waren belanglos. Robert vermutete, daß sie sich preisgegeben hatte, wenn er auch annahm, daß sie es nicht ohne Wahl tat.

Vom ersten Kriegstage an hatte sie ihre bestimmte Art, den Krieg zu bekämpfen, sie ging zu den Frauen und Kindern der Arbeiterviertel. Nie schloß sie sich einer der Unternehmungen an, die vom Staat oder den Gemeinden gegründet wurden.

Sie erkannte nicht Kriegsfrauen an, nur Menschen, nicht Kriegsnot, die um des Ausharrens willen gemildert werden mußte, nur Not, die durch den Krieg verursacht war.

Sie antwortete verächtlich, als er einmal davon sprach, daß die Partei ihre Hilfe besser ausnützen könne. Mendosa wünschte, sie in seinem Lazarett zu beschäftigen, sie lehnte ab. Er glaubte, daß die Erinnerung an das Pogrom sie abhalte, Soldaten zu pflegen, und sagte, Soldaten seien Menschen, denen der Krieg auferlegt werde; sie ließ sich nicht darauf ein.

Was zwischen ihr und Mendosa vor sich ging, blieb Robert lange verborgen. Mendosa machte ihn nicht mehr zum Vertrauten wie am Anfang. Aber die

Kämpfe, die er in sich austrug, ließen sich berechnen. Es war wahrscheinlich, daß er sich zur Scheidung entschloß. Sein eigene Frau beschleunigte diese Entwicklung; als sie seine Beziehung zu Lubow entdeckt hatte, reiste sie mit dem Kind zu ihren Eltern.

Am Abend dieses Tages kam er zu Robert und suchte wie früher seinen Rat.

Lubow hatte in der Zeitung den Aufsatz eines der russischen Sozialisten gelesen, die sich ihrer Regierung nicht zur Verfügung gestellt hatten und nach Sibirien gebracht worden waren. Von da war er nach der Schweiz gelangt und hatte von Aufständen in russischen Städten berichtet. Dieser Bericht hatte in Lubow einen Strom von Tatkraft entfesselt und das Verlangen in ihr erzeugt, ihren Landsmann in der Schweiz aufzusuchen — ihn, der unter der Menge der Geduldigen und Schweigenden aufgestanden war und bekannte. Da hatte Mendosa seinen neuen noch undeutlichen Lebensplan dem ihrigen angepaßt und ihr vorgeschlagen, mit ihr nach der Schweiz zu gehen. Er wollte, was das Schwerste war, auf sein Kind verzichten und in der Fremde wie ein Anfänger von vorne zu studieren beginnen.

Robert sah voraus, was eintreffen würde: sie würde ihn um des Russen willen allein lassen. Ein paar Tage darauf brachten die Schweizer Blätter eine Enthüllung. Sie wiesen dem Sozialisten nach, daß er ein schwankender Charakter war und einmal im Dienst des russischen Gesandten gestanden hatte. Mendosa behauptete das Feld, und es kam dazu, daß Lubow sich nicht mehr sicher fühlte, sie glaubte, daß die Polizei

auf sie aufmerksam geworden war. Sie erklärte sich bereit, Mendoza zu begleiten, er sollte sie als Krankenpflegerin über die Grenze bringen.

Da begab es sich, daß in dem Lande, in dem sie lebten, wie im Verlaufe des zweiten Jahres in jedem der kriegführenden Länder, unter den Sozialisten eine Spaltung eintrat. Eine kleine Gruppe löste sich ab und verweigerte die Kredite zur Kriegführung. Die öffentliche Meinung beschäftigte sich leidenschaftlich mit dem Führer dieser Gruppe, einem schon ergrauenden Mann, dessen Name bisher niemals vernommen worden war, aber es fanden sich Anhänger, die schrieben, er sei der letzte Christ, ein Anarchist des Herzens, dessen Ruhe von einer gefährlichen Entschlossenheit sei.

Augenblicklich wandte sich Lubow diesem Verkünder zu und gab wie Magdalena nicht Ruhe, bis sie ihn von Angesicht sah. Der Vergleich stimmte insofern nicht, als sie nicht Gnade, sondern Bestätigung bei ihm suchte. Er ging auch nicht durch die Gassen, um vor dem Volke Wunder zu tun, es war ein moderner Mensch mit modernen Mitteln, er besaß etwas von dem, was in diesem Kriege in aller Mund war, Kunst der Organisation.

Und doch lag es nahe, an den Nazarener zu denken; gleich ihm wies er auf den Anfang der Dinge, wo alles einfach war. Wenn er nicht Glauben verlangte, so doch Gesinnung und den Mut zu der großen, einfachen Lehre, daß nur bei denen, die von der Gesellschaft in Gewalt gehalten werden, alle Hoffnung ist, beim Volk. Da man ihn hinderte, verschmähte er die geheime Propaganda nicht. Lubow war seine erste Gehilfin.

Robert ließ sich durch sie bei ihm einführen. Er wußte, daß reines, erstes Christentum anarchistisch gewesen war, und es ergriff ihn und ließ ihm das Leben stark erscheinen, daß es das noch immer gab, Kräfte, die aus dem Volke kamen und allen Ballast des gesellschaftlichen Denkens von sich warfen.

Er fühlte, seine Sache wurde hier verhandelt, und eine Gewissensfrage vor ihn gestellt: ob man laut bekennen müsse, auch wenn die Zeit noch nicht gekommen war, frei zu reden.

Und da geschah es, daß Lubow als Forderung von ihm verlangte, was er als Frage empfunden hatte.

Eines Tages stürzte sie zu ihm in seine Wohnung, Polizisten hatten sie festgenommen, als sie geheime Berichte über die Straße trug, sie hatte sich losgerissen, aber man folgte ihr auf den Fersen. Sie wurde in Roberts Zimmer verhaftet.

Noch unter der Tür rief sie ihm zu: Bekenne, was du glaubst.

Es fiel ihm nicht schwer, nachzuweisen, daß er unbeteiligt war, aber nicht darauf kam es an. Er hörte tagelang ihren Ruf im Ohr, tief in seinem Innersten, und der Ruf mahnte, bis er sich zur Rechenschaft gezogen hatte. Es war nicht sein Weg, Zettel zu verteilen, wohl aber, Stimme zu werden.

Bald darnach las er in den Tagesblättern einen Aufruf seiner Familie, Schuldforderungen an ihn anzumelden. Er erriet, daß sie auf diesem Wege den Verbleib seines Vermögens feststellen wollte. Es lag ihm nichts mehr an dem Namenstausch, sein Zweck war erreicht, das Symbol erschöpft.

Wenn es ohne Last, Redestehen und Wiederaufnahme der bürgerlichen Beziehungen gegangen wäre, würde er sich entdeckt haben. Er hatte einen Teil seines Vermögens, genug für die nächsten Jahre, längst in Verwahrung; nun verzichtete er auf den größeren Teil, indem er einen Weg fand, die Familie auf seine Bank hinzuweisen. Auf diese Weise kaufte er sich los.

Als er eines Abends sein Haus betrat, veranlaßte ihn ein Aufschrei, sich in der Tür umzudrehen.

Er stand Dora gegenüber; sie hatte ihn bei seinem Vornamen genannt. Er sah, daß sie wieder unsicher wurde, sobald sie ihn von vorne erblickte. Er sagte ruhig, ich bin es, und führte sie nach oben.

Er freute sich, sie wiederzusehen, es war erst Zwang nötig, um sich zu sagen, daß er ihr wehe getan hatte. Er erzählte und legte sein Geheimnis in ihre Hand. Dann verlangte er, von ihr zu hören.

Sie verweigerte es, sie sagte, es ist meine Sache, ich habe gebüßt und Frieden mit mir gemacht. Er erwiderte, das klinge theologisch; es paßte nicht zu ihr, er umfaßte prüfend ihr stolzes Gesicht.

Als er sie bat, ihn wieder zu besuchen, antwortete sie: selbst wenn sie wollte, und sie wollte nicht, sei es unmöglich; sie sei verlobt oder im Begriff, sich zu verloben.

Das traf ihn; nach inständigem Bitten erfuhr er, daß der Bewerber ein Theologe war. Robert fragte, ob von ihm der Begriff Buße stamme. Ja, sie hatte ihm ihr Schicksal erzählt, und er darüber hinweggesehen.

Das war ihrer unwürdig; ein Erlebnis konnte nie Gegenstand der Reue sein, es sei denn, daß man sich

der Menschenpflicht entzog, es in sein Blut aufzunehmen — dasselbe Blut, das zum Hirne ging und das Durchdachte erzeugte.

Er rief sie bei ihrem Stolze an, sie war auf falscher Bahn. Die gefallene Frau, die dankbar sein muß, wenn einer sich ihrer erbarmt, war bürgerliches Drama, nie mehr.

Sie kam wieder, als er ihr geschrieben hatte. Auf dem Tisch stand die verwelkte Rose, Dora weinte, daß er so grausam sein konnte.

„Meine Grausamkeit ist nicht persönlich," antwortete er, „es gibt nicht viele Menschen, die es sagen dürfen, daß sie das Schicksal andrer bestimmen, aber es gibt einige."

„Du zerbrichst mich, du wirfst mich zurück, du nimmst mir Stolz, Willen, Kraft, alles; es fehlt nur noch, daß du mich hineinführtest und mich körperlich nähmest."

Er antwortete:

„So wahr ich dich kenne, so wahr wird es sein, wie du sagst. Ich nehme dir Stolz, Willen, Kraft nicht, ich gebe sie dir zurück. Dank dem, was geschehen ist, bist du nicht mehr ein junges Mädchen, das man hinreißen kann, sondern eine junge Frau, die sich hinreißen läßt. Du bist selbständig und unabhängig, ich bin es, ich gebe dir alles Gute, was ich habe, Teilnahme, Gedanken, Arbeit, Kühnheit und Sicherheit. Männer brauchen nicht Ehefrauen — Gefährtinnen. Bande werden sich einstellen, man soll sie nicht von andern schmieden lassen."

Ende

Werke

von

Otto Flake

Schritt für Schritt

Roman. Fünfte Auflage. Geheftet 4 Mark, gebunden 6 Mark.

Von der Lust und Unlust der Körper wird hier gehandelt, und das Hauptexperimentierobjekt ist ein erfahrener Mann und eine Novize. Ein scharfer Denker, gestützt durch Takt und Gerechtigkeit, unternimmt die heikle Aufgabe, das Erotische bei den Sinnen und Nerven beginnen zu lassen und die Gefühlsvorgänge als sekundäre Folgen zu betrachten. Ihn interessiert der Kontakt zweier Epidermis als Steigerungsfaktor, und er behandelt alle die Fragen, die wohl im vertrauten Gespräche, aber seltener in Büchern erörtert werden . . . und die Erkenntnis wird verraten, die die Frauen eigentlich nicht erfahren dürften: daß die Fähigkeits- und Befriedigungsmöglichkeiten des Mannes durchaus von dem Grade des Erregung schaffenden weiblichen Fluidums abhängig sind.

(Felix Poppenberg in der „Neuen Rundschau")

Die Prophezeiung
und andere Novellen

Zweite Auflage: Geheftet 3 Mark, gebunden 5 Mark.

Unendlich beruhigend der Ausblick auf den weiten Raum vom Bosporus bis Kanada und Chile, in dem wir lustwandeln und uns mit allen Menschen freundschaftlich verstehen, und die Hoffnung, daß diese seligen Zeiten in nicht allzulangen Monaten wiederkehren werden. (Berliner Tageblatt)

Freitagskind

Roman. Zweite Auflage. Geh. 3 Mark 50 Pf., geb. 5 Mark 50 Pf.

Daß sich das alles im Elsaß abspielt, in wundervollem Erleben der Stadt Straßburg, im Ausschnitte der Vogesen und einer mittleren Stadt des elsässischen Oberlandes, macht mir das Buch doppelt schön und liebenswert. (Ulrich Rauscher im „Liter. Echo")

Diese Jugenden sind nicht Bubengeschichten, Harlekinaden oder Krankheitsberichte, die sind nicht voll von Gerührtheiten, auch nicht hergerichtet mit pädagogischem „Liberalismus". Man fühlt, daß aus solchen Jugendjahren Männer werden, die man später beachten wird, Männer unsrer Zeit. Keine Offiziere, Techniker, Beamten wahrscheinlich, die nur Berufsmenschen sind, sondern Geistige; und daß wir das innere Leben der Geistigen wieder sehen und achten lernen, ist vielleicht mehr erwünscht als manches lauter Geforderte. (Ezzard Nidden im „Kunstwart")

Horns Ring

Roman. 20. Auflage. Geh. 3 Mark 50 Pf., geb. 5 Mark 50 Pf.

Wir sehen in Flake zum ersten Male in der jüngsten Epik einen Dichter Berlins. Ein solcher fehlte noch. Nicht der Dichter Berlins als der Hauptstadt Deutschlands allein, sondern Berlins als einer der stolzen Hauptstädte Europas, als eines Hirnzentrums der Erde überhaupt. Flake hat die Nerven und, was noch mehr ist, den Sinn dieser Stadt erfaßt. Ob er einen Modesalon auf dem Kurfürstendamm, einen Spaziergang Unter den Linden, die Friedrichstraße beschreibt, es ist schlechthin meisterlich, neu und uns unheimlich nah.

Und noch etwas anderes fällt rein literarisch auf: In Flakes Buch sind die Ansätze zu einem neuen Werther. Die berühmten Liebespaare der Weltliteratur, der Kultur überhaupt, sind tragische Figuren. Von Abelard und Heloise über Romeo und Julia bis zu Faust und Gretchen erleben wir Liebe und Unglück. Flakes Horn und seine Rudi leben uns wundervolles Glücklichsein vor. Hier dichtet nur ein Gefühl. Mit Liebesglück begnügte sich eine vergangene, Glück der Liebenden als Vorbedingung einer neuen Gesittung ist eine Forderung der kommenden Literatur. — Über was Flake sonst noch plaudert, von jungen Malern und alten Milliardären, von Einbrüchen in Schiffskabinen und Liebesnächten in Paris, immer ist er innig und voller Süße, immer sprudelt er von einer Liebe zu

ganz Europa, die in diesen Tagen wie eine kühle Hand wohltut. (Kölner Tageblatt)

Horns Ring beginnt bürgerlich und macht dann einen großen guten Sprung ins Phantastische. Ein Mensch findet einen Ring, der ihn unsichtbar macht. Nun ist die Welt sein Eigentum wie keinem, und die ergreifende Menge vor ihm sich breitender Möglichkeiten ist wirklich sein. Ohne Hemmung gehört ihm alles, um was, in die Hüllen des Menschlichen verstrickt, die anderen kämpfen. Er stürzt sich auf die Welt, sie ganz herum auszuleben. Er hat Luxus, Macht, Weiber. Er raubt phantastische Summen, er kommt in Politik und Literatur, die Erde, Paris, Amerika, Monte liegen unter ihm. Trotzdem bindet er sich an eine Frau, aus dem Grenzenlosen sich in den Zwang flüchtend, aber die Übermacht des nach Neuem zuckenden Herzens treibt ihn weiter in die Welt.

Mit einem klugen Rhythmus, der Reflexionen kühn und rasch verarbeitet, treibt Flake die Handlung voran. Er zieht sie in diesem sensationellen Buch durch alle Milieus des sogenannten modernen Lebens, durch alles Erreichbare, über alle Erregungen einer friedlichen Zeit. Kranken- und Kaffeehäuser, Montmartrebälle, Bars, Ateliers, Balkanszenen, es wird genießend geschildert, verschlungen und geistig verwebt.

(Kasimir Edschmid in der „Frankfurter Zeitung")

Bei Rütten & Loening, Frankfurt a. M., erschien:

Das Mädchen aus dem Osten

Geheftet 2 Mark 50 Pf., gebunden 3 Mark 50 Pf.

Dieser Autor hat vibrierende Sinne; aus der gotischen Dämmerung von Notre-Dame, aus dem Absintfieber der Pariser Nachmittage, aus dem seligen Taumel der Automobile, die im Morgengrauen von Montmartre zu Tal stürzen, dann über den Fluß ins lateinische Viertel — aus alledem erwachsen ihm neue Genußnuancen, sinnliche Triumphe unbekannter Art.

(Ferdinand Hardekopf in „B. Z. a. M.", Berlin)

Eine neue Romanreihe

Jeder Band geh. 3 Mark 50 Pf., geb. 5 Mark 50 Pf.

Otto Flake / Horns Ring
Auflage 20000

Otto Flake / Das Logbuch
Auflage 20000

Gerhart Hauptmann / Emanuel Quint
Auflage 45000

Norbert Jacques / Piraths Insel
Auflage 26000

Bernhard Kellermann / Das Meer
Auflage 46000

Aage Madelung / Die Gezeichneten
Auflage 26000

Thomas Mann / Königliche Hoheit
Auflage 55000

Gustav Sack / Ein verbummelter Student
Auflage 15000

Jakob Schaffner / Der Dechant von Gottesbüren
Auflage 15000

Albert Steffen / Sibylla Mariana
Auflage 10000

Jakob Wassermann / Das Gänsemännchen
Auflage 49000

Druck von Oscar Brandstetter in Leipzig.

PT
2611
L2L6

Flake, Otto
Das Logbuch

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 11 08 05 11 009 7